ONKEL TOMS HÜTTE.

R. LEVI
Buchhändler & Antiquar
Calwerstrasse 25
STUTTGART.

10.-

R. LE
Buchhändler &
Calwerstr
STUTT

R. LE
Buchhändle
Calwers
STUT

10650

Onkel Toms Hütte

oder

Negerleben

in den Sklavenstaaten in Amerika.

Von

Harriet Beecher Stowe.

Aus dem Englischen übersetzt.

Bearbeitet

von

Frau Professor L. Bernhardi.

Mit fünf feinen Farbendruckbildern nach Aquarellen

von

Räniche und Pasedach.

1012.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten vom Verleger.

E. Bartels, Berlin.

Erstes Kapitel.

Es war in einem Landhause in Kentucky, und in einem hübsch ausgestatteten Eßzimmer. Dort saßen zwei Männer beim Weine.

Der Eine war ein untersetzter Mann, trug eine grellfarbige Weste und ein eben solches Halstuch. Seine großen Hände prangten mit Ringen, er hatte eine schwere goldene Uhrkette mit einem Petschaftbündel von ungeheurer Größe, mit welchem er zu spielen pflegte.

Der Andere, Mr. Shelby, besaß das Aeußere eines Gentlemans, und die Einrichtung seines Hauses verkündete behagliche Umstände. Die beiden befanden sich mitten in einem eifrigen Gespräch.

„Das ist die Art, wie ich die Sache in Ordnung bringen würde", sagte Mr. Shelby.

„Ich kann auf diese Weise kein Geschäft abschließen", entgegnete der Andere, indem er sein Glas gegen das Licht hielt.

„Ei, Haley, Tom ist wirklich ein ungewöhnlicher Bursche; er ist die Summe sicherlich wert — ist ruhig, ehrlich und gescheidt, so daß er mein ganzes Gut wie ein Uhrwerk im Gange erhält."

„Sie meinen ehrlich wie die Neger eben sind", sagte Haley.

„Nein. Tom ist ein guter, frommer Bursche; er ist vor vier Jahren bei einer Versammlung religiös geworden, und ich glaube, daß seine Frömmigkeit die rechte Sorte ist. Ich habe ihm seitdem alles, was ich besitze, anvertraut und ihn in allem treu und rechtschaffen gefunden."

„Manche Leute glauben nicht, daß es fromme Neger giebt, Shelby, aber ich thue es. Ich hatte unter der letzten Truppe, die ich nach Orleans brachte, einen Kerl — es war so gut wie eine Predigt, die

Creatur beten zu hören, und er war sanft und ruhig wie Keiner. Er hat mir auch ein hübsches Sümmchen eingebracht. Ja, ich betrachte die Religion bei einem Neger als eine wertvolle Sache, wenn sie die echte unverfälschte Waare ist."

„Nun, Tom hat die echte Waare, wenn sie je ein Mensch besessen hat. Im vergangenen Herbst habe ich ihn allein nach Cincinnati gehen lassen, um dort Geschäfte für mich abmachen zu lassen und fünfhundert Dollars mitzubringen. Es thut mir leid, mich von Tom zu trennen. Haley, wenn Sie ein Gewissen hätten" —

„Nun, ich habe so viel Gewissen, wie ein Geschäftsmann nur irgend behalten kann — ein wenig, um darauf zu schwören, wissen Sie!" sagte der Handelsmann, „und ich bin bereit, alles zu thun, um meinen Freunden gefällig zu sein. Aber das, sehen Sie, wäre doch ein wenig zu stark für mich." Dabei stieß er einen Seufzer aus und schenkte sich noch ein Glas Branntwein ein. —

„Nun, Haley, wie wollen Sie denn das Geschäft machen?" sagte Mr. Shelby.

„Haben Sie denn keinen Jungen oder kein Mädchen, das Sie mit Tom in den Kauf geben könnten?"

„Hm! keins, das ich gern weggeben möchte. Es ist nur die harte Notwendigkeit, die mich überhaupt zum verkaufen geneigt macht."

Hier öffnete sich die Thür und ein kleiner etwa vierjähriger Quadronenknabe trat in das Zimmer. Sein Aeußeres war auffallend schön; sein schwarzes Haar hing in schimmernden Locken um seine runden Wangen, während ein paar große, dunkle Augen unter den langen Wimpern hervorschauten, als er neugierig in das Gemach blickte. Ein nettes Kleidchen von scharlachrot und gelb gewürfeltem Stoff zeigte seine dunkle Schönheit auf das vorteilhafteste und eine mit Schüchternheit gemischte, komische Zuversicht bewies, daß er gewohnt war, von seinem Herrn gehätschelt zu werden.

„Hollah, Jim!" rief Mr. Shelby, indem er ihm eine Rosinen-Traube zuwarf.

Das Kind sprang schnell auf den Leckerbissen zu, dann kam es heran und der Herr streichelte ihm den Lockenkopf. „Nun zeige diesem Herrn, wie du tanzen und singen kannst."

Der Knabe begann eines von den Liedern, wie sie unter den

Negern gewöhnlich sind, mit heller Stimme und begleitete es mit komischen Bewegungen.

„Bravo!“ sagte Haley, indem er ihm ein Stück Orange zuwarf.

„Jetzt geh wie der alte Onkel Cudgo, wenn er den Rheumatismus hat,“ rief sein Herr.

Das Kind nahm augenblicklich ein mißgestaltetes Aussehen an; es krümmte den Rücken und schwankte, den Stock seines Herrn in der Hand, mit kläglich verzogenem Gesicht bald nach rechts, bald nach links ausspeiend, im Zimmer umher.

Beide Männer lachten aus voller Kehle.

„Nun, Jim“, sagte der Herr, „jetzt zeige uns, wie Robbins, der Kirchenvorsteher, den Psalm anstimmt.“

Der Knabe ließ sein rundes Gesicht die größtmögliche Länge annehmen und stimmte eine Psalmenmelodie durch die Nase an.

„Hurrah! Bravo! das ist ein Junge!“ rief Haley, „das ist ein ganzer Kerl. Ich will Ihnen etwas sagen“, fügte er hinzu, indem er Mr. Shelby auf die Schulter klopfte; „geben Sie mir den Burschen zu, so soll das Geschäft abgemacht sein.“

In diesem Augenblick wurde die Thür leise geöffnet und eine junge Quadrone trat in das Zimmer.

Es bedurfte nur eines Blickes, um sie als die Mutter zu erkennen. Dasselbe glänzende, dunkle Auge, dasselbe seidenartige, schwarze Haar.

„Nun, Eliza“, sagte ihr Herr, als sie stehen blieb und ihn unschlüssig anblickte.

„Verzeihen Sie, Herr, ich wollte Harry holen.“ Der Knabe sprang auf sie zu und zeigte ihr, was er in seinem Kleidchen zusammengefaßt hatte.

„Nun, so nimm ihn mit fort“, sagte Mr. Shelby, und sie entfernte sich hastig mit dem Kinde.

„Beim Jupiter!“ sagte der Handelsmann, „das nenne ich einen Artikel! Mit dem Mädchen dort können Sie in Orleans Ihr Glück machen, wenn Sie wollen. Ich habe schon mehr wie tausend für Mädchen bezahlen sehen, die um kein Haar hübscher waren.“

„Ich habe nicht die Absicht, durch sie zum reichen Manne zu werden“, sagte Mr. Shelby trocken, indem er eine frische Weinflasche öffnete.

„Ausgezeichnet, Sir! erste Qualität!“ meinte der Händler und fügte hinzu: „Nun, wollen Sie ein Geschäft mit dem Mädchen machen? Was soll ich auf sie bieten?“

„Sie kann nicht verkauft werden“, antwortete Shelby, „meine Frau würde sie nicht hergeben, wenn man sie ihr mit Gold aufwöge.“

„Die Frauen sagen dergleichen, weil sie nicht rechnen können. Zeigen Sie ihnen nur, wie viele Uhren, Federn und Juwelen man mit der Goldlast von der Schwere eines Menschen kaufen kann, so wird sich die Sache bedeutend verändern; dafür bürge ich.“

„Ich sage Ihnen, Haley, hiervon kann nicht die Rede sein“, erwiderte Shelby entschieden.

„Nun, den Jungen geben Sie mir doch!“ sagte der Händler. „Sie müssen zugeben, daß ich ein sehr hübsches Gebot auf ihn gethan habe.“

„Was in aller Welt können Sie mit dem Kinde wollen?“ sagte Shelby.

„Nun, ich habe einen Freund, der hübsche Jungen aufkauft, um sie für den Markt zu erziehen. Sie sind nichts als Phantasieartikel, die als Aufwärter für reiche Leute abgehen, welche sie bezahlen können. Ein wirklich hübscher Bursche, der die Thür öffnet und die Aufwartung verrichtet, ist eine Zierde für ein großes Haus. Und das kleine Teufelchen hier ist eine so komische Range, daß er für den Zweck vollkommen paßt.“

„Ich möchte ihn nicht gern verkaufen. Ich bin ein humaner Mann, Sir, und es widerstrebt mir, den Jungen von seiner Mutter zu reißen.“

„Oho, haben Sie etwas von der Natur an sich? Ich verstehe Sie. Es ist mitunter sehr schwer mit den Frauen auszukommen. Wie wäre es, wenn Sie das Mädchen auf einen Tag wegschickten? Die Sache würde dann vorüber sein, ehe sie wieder nach Hause kommt. Ihre Frau könnte ihr ein Paar Ohrringe oder ein neues Kleid kaufen, um sie zu beruhigen.“

„Ich fürchte, daß das nicht hinreichen würde.“

„O, diese Geschöpfe sind nicht wie die Weißen, sie verwinden alles, wenn man es nur recht anfängt. Man sagt, daß mein Geschäft die Gefühle ertöte, aber ich habe das nie gefunden. Ich habe Leute

gesehen, die im Stande waren, einem Weibe das Kind von den Armen zu reißen und zum Verkauf auszusetzen, während das Frauenzimmer wie toll kreischte. Sehr schlechte Politik das, beschädigt den Artikel, macht ihn zuweilen vollkommen dienstunfähig. Ich habe in Orleans einmal eine hübsche Frau gesehen, die durch eine solche Behandlung völlig ruinirt wurde. Der Mann, der sie kaufte, wollte ihr Kind nicht haben. Ich sage Ihnen, sie drückte das Kind fest an sich und sprach und benahm sich wahrhaft furchtbar. Es graust mir, wenn ich daran denke, und als man ihr das Kind abnahm und sie einsperrte, wurde sie rasend und acht Tage darauf war sie tot. Ein reiner Verlust von tausend Dollars, Sir, und nur aus Mangel an Vorsicht. Meinen Erfahrungen nach ist es immer am besten, human zu verfahren."

Während Mr. Shelby nachdenklich eine Orange schälte, begann Haley von neuem:

„Es sieht freilich nicht gut aus, wenn sich Einer selbst lobt, aber ich sage es nur, weil es die Wahrheit ist. Ich glaube den Ruf zu besitzen, daß ich stets die schönsten Negerheerden mitbringe, die es giebt, sie sind Alle von guter Beschaffenheit, dick und ansehnlich, und ich verliere so wenige, wie nur irgend Einer in meinem Geschäft!"

„Wirklich!"

„Ich bin wegen meiner Ideen ausgelacht worden, Sir, aber ich habe an ihnen festgehalten und schönes Geld damit verdient."

Der Sklavenhändler fuhr fort: „Sie sollten Tom Loker gekannt haben, meinen Compagnon unten in Natchez. Tom war gescheidt, aber ein wahrer Teufel gegen die Nigger. Er that es nur aus Grundsatz, denn ein gutmütigerer Bursche hat nie Brod gegessen. Es war sein System, Sir. Mitunter machte ich ihm Vorstellungen. „Ei Tom", pflegte ich zu sagen, „was nutzt es, deine Mädchen über den Kopf zu schlagen, wenn sie sich härmen und weinen? Es ist lächerlich!" sagte ich, „und nützt nicht das mindeste. Ich meinesteils sehe nichts Böses in ihrem Weinen", sagte ich, „es ist natürlich, und wenn die Natur nicht auf die eine Weise einen Ausweg finden kann, so thut sie es auf eine andere. Uebrigens Tom", sagte ich, „verdirbt es deine Mädchen; sie werden kränklich und melancholisch. Warum willst du ihnen nicht lieber gute Worte geben und ihnen schmeicheln?" Aber

Tom konnte sich nie darein finden und verdarb mir so viele, daß ich mich von ihm trennen mußte, trotzdem er ein tüchtiger Geschäftsmann war."

„Sie finden also Ihre Weise des Geschäftbetriebs besser als die Tom's?" sagte Mr. Shelby zerstreut.

„Jawol, Sir, das ist nicht zu läugnen. Sehen Sie, wenn ich es vermag, so nehme ich bei den unangenehmen Teilen des Geschäfts, beim verkaufen von Kleinen ein wenig Rücksicht, ich schaffe die Mädchen aus dem Wege: aus den Augen, aus dem Sinn. Und wenn es geschehen ist und sich nichts mehr ändern läßt, so gewöhnen sie sich daran. Die Neger haben, wenn sie gehörig erzogen sind, gar keine Hoffnungen, so daß ihnen alle dergleichen Dinge leichter ankommen."

„Dann muß ich fürchten, daß die Meinen nicht gehörig erzogen sind", sagte Mr. Shelby.

„Das glaube ich selbst. Ihr Kentuckyer verzieht eure Nigger, ihr meint es mit ihnen gut, es ist aber doch nicht die wahre Güte. Sehen Sie, ein Neger muß in der Welt umhergeschleudert und an Hans und Kunz verkauft werden. Ich bin überzeugt, daß Ihre Nigger an einem Orte, wo manche von den Plantagenniggern singen und jauchzen würden, ganz niedergeschlagen wären."

Mr. Shelby antwortete nur mit einem Achselzucken.

„Nun", meinte Haley, nachdem beide eine Zeitlang schweigend ihre Nüsse geknackt hatten; „was sagen Sie zu meinem Vorschlage?"

„Ich will die Sache überlegen und mit meiner Frau darüber sprechen", sagte Mr. Shelby. „Unterdessen gebe ich Ihnen den Rat, Haley, Ihr Geschäft in dieser Gegend nicht bekannt werden zu lassen, wenn Sie die Sache auf ruhige Weise betreiben wollen."

„Natürlich ist es am besten, den Mund zu halten; aber ich sage Ihnen, ich habe verteufelte Eile und möchte so bald als möglich wissen, woran ich mich zu halten habe!" antwortete er, indem er aufstand und seinen Ueberrock anzog.

„Nun, kommen Sie heut Abend zwischen sechs und sieben wieder, dann sollen Sie eine Antwort haben", sagte Mr. Shelby und Haley ging.

„Wäre ich nur im Stande gewesen, den Burschen mit seiner unverschämten Zuversicht die Treppe hinab zu werfen", sagte er zu sich selbst, sobald er die Tür geschlossen sah; „aber er weiß, wie sehr er

gegen mich im Vorteil ist. Wenn mir je ein Mensch gesagt hätte, daß ich Tom nach dem Süden an einen von den schurkischen Händlern verkaufen würde, so hätte ich sicher geantwortet: Ist er ein Hund, daß ich das thun sollte? Und jetzt sehe ich doch, daß es so kommen muß. Und Eliza's Kind! ich weiß, daß ich deshalb mit meiner Frau einen Auftritt haben werde, und wegen Tom gewiß ebenfalls. Das kommt von den Schulden!" er seufzte.

Im Staate Kentucky war die mildeste Form der Sklaverei zu sehen. Das Vorwalten ländlicher Beschäftigungen macht die Arbeit des Negers gesünder und weniger anstrengend, während der Herr, welcher sich mit einem allmäligen Vermögenszuwachs begnügt, nicht die Versuchungen der Hartherzigkeit kennt.

Wer Zeuge von der gütigen Nachsicht mancher Herren und Herrinnen, und dem liebevollen Gehorsam mancher Sklaven wurde, könnte sich versucht fühlen, von einer patriarchalischen Einrichtung zu träumen. Aber über den dortigen Verhältnissen liegt immer noch ein düsterer Schatten — der Schatten des Gesetzes. So lange das Gesetz alle diese menschlichen Wesen mit ihren klopfenden Pulsen und liebenden Herzen nur als Sachen betrachtet, die einem Herrn gehören — so lange das Unglück oder der Tod des gütigsten Besitzers sie täglich dazu bringen kann, ein Leben voll freundlichen Schutzes und Nachsicht mit einem Leben voll hoffnungslosen Elends zu vertauschen, so lange ist es unmöglich, in der Sklaverei etwas Gutes zu finden.

Mr. Shelby war ein guter Mann und zur Nachsicht gegen die ihn Umgebenden geneigt. Er hatte es nie an etwas mangeln lassen, was zum Wohlsein der Neger auf seinem Gute beitragen konnte, er hatte sich aber tief in Schulden gestürzt und seine Wechsel waren in die Hände Mr. Haley's gefallen.

Nun hatte Eliza, als sie sich der Thür näherte, genug von dem Gespräche gehört, um zu wissen, daß ein Handelsmann ihrem Herrn Anerbietungen für jemand mache.

Sie wäre gern stehen geblieben um zu horchen, aber da sie eben von ihrer Herrin gerufen wurde, so sah sie sich genötigt hinweg zu eilen.

Dennoch glaubte sie ein Gebot auf ihren Knaben gehört zu haben

— konnte sie im Irrtum sein? Ihr Herz pochte und sie drückte ihn so fest an sich, daß der kleine Bursche erstaunt in ihr Gesicht blickte.

„Eliza, was fehlt dir heute?“ sagte ihre Herrin, als sie den Wasserkrug über das Arbeitstischchen geworfen hatte, und ihrer Herrin einen langen Schlafrock statt des Seidenkleides darbot, welches sie ihr zu bringen befohlen hatte.

Eliza schrak zusammen. „O, Missis!“ sagte sie, und dann brach sie in Thränen aus.

„Ei, Kind, was fehlt dir?“ fragte ihre Herrin.

„O, Missis!“ antwortete Eliza, „unten im Sprechzimmer ist ein Händler, der mit dem Herrn redet.“

„Nun, du einfältiges Kind?“

„O, Missis, denken Sie wirklich, daß der Herr meinen Harry verkaufen würde?“ und das arme Geschöpf schluchzte krampfhaft.

„Ihn verkaufen! Du thörichtes Mädchen, du weißt, daß dein Herr nie mit den südlichen Händlern Geschäfte macht und nie einen von seinen Dienern verkaufen wird, so lange sie sich gut betragen. Wer, denkst du, könnte deinen Harry kaufen wollen? Denkst du, daß die ganze Welt so auf ihn versessen ist, wie du? Komm, erheitere dich und hefte le mein Kleid zu — so, jetzt bringe mein Haar in die hübsche Flechte, die du neulich gelernt hast, und horche nicht mehr an den Thüren.“

„Missis, Sie würden doch nie Ihre Einwilligung geben, wenn“ —

„Unsinn, Kind! natürlich würde ich es nicht. Ich würde eben so gut eines von meinen eigenen Kindern verkaufen. Aber Eliza, du bist viel zu stolz auf das Bürschchen, es kann kein Mann seine Nase zur Thür herein stecken, ohne daß du denkst, daß er gekommen sei, um ihn zu kaufen.“

Von dem zuversichtlichen Ton ihrer Herrin ermutigt, leistete ihr Eliza jetzt bei ihrer Toilette geschickten Beistand.

Mrs. Shelby verband mit der angeborenen Gutherzigkeit und dem Edelmut, welche so oft den kentuckyschen Frauen eigen sind, ein hohes moralisches und religiöses Gefühl. Ihr Gatte, der keine besonderen Ansprüche auf Religiosität machte, verehrte und schätzte die Festigkeit der ihren, und empfand sogar einige Ehrfurcht vor ihren Ansichten. Nach seinem Gespräch mit dem Händler lag die am schwersten

drückende Last in der Notwendigkeit, seiner Frau das Auskunftsmittel mitzuteilen und dem Widerstande entgegenzutreten, welchen er mit gutem Grunde erwartete.

Mrs. Shelby, die sich über die Geldverlegenheiten ihres Gatten in völliger Unwissenheit befand, kannte nur die Güte seines Charakters. Sie schlug sich die Sache aus dem Sinn, und da sie eben mit Vorbereitungen zu einem Abendbesuch beschäftigt war, so entfiel ihr dieselbe völlig.

Zweites Kapitel.

Eliza war als Kind in das Haus ihrer Herrin gekommen und als ihr Günstling aufgezogen worden.

Sie war an einen begabten und talentvollen jungen Mulatten verheiratet, welcher als Sklave auf einem benachbarten Gute arbeitete, den Namen Georg führte und nach seinem Herrn den Beinamen Harrys.

Dieser junge Mann war in eine Sacktuchfabrik vermietet worden, wo er wegen seiner Geschicklichkeit als der erste Arbeiter betrachtet wurde. Er hatte eine Maschine zur Reinigung des Hanfes erfunden, welche ein großes mechanisches Genie bewies, besaß eine hübsche Persönlichkeit, gefällige Manieren und war in der Fabrik ein allgemeiner Günstling. Aber er war der Herrschaft eines tyrannischen Herrn unterworfen. Dieser hatte den Ruhm der Erfindung Georg's vernommen, war nach der Fabrik geritten, um zu sehen, was sein verständiges Haustier angegeben habe, und wurde von dem Fabrikherrn mit großem Enthusiasmus empfangen.

Georg führte ihn in der Fabrik umher, zeigte ihm die Maschinerie und sprach so fließend, sah so hübsch und mannhaft aus, daß sein Herr ein unbehagliches Bewußtsein zu empfinden begann. Wer hatte seinem Sklaven erlaubt, im Lande umher zu laufen, Maschinen zu erfinden und in Gesellschaft von Weißen den Kopf hoch zu tragen? Er wollte dem bald ein Ende machen, ihn zurücknehmen und zum hacken und graben verwenden, und „sehen, ob er dann noch so umherstolzieren

würde". Der Fabrikherr und alle seine Arbeiter wurden in Erstaunen versetzt, als er plötzlich Georg's Lohn verlangte, und seine Absicht, ihn mit nach Hause zu nehmen, ankündigte.

„Aber, Mr. Harrys", wendete der Fabrikherr ein, „ist das nicht etwas unerwartet?"

„Nun, wenn es das auch ist, gehört der Mann nicht mir?"

„Wir würden gern die Vergütung erhöhen, Sir!"

„Darauf kommt es mir nicht an, ich habe es nicht nötig, irgend einen von meinen Leuten zu vermieten."

„Aber, Sir, er scheint für dieses Geschäft besonders begabt zu sein."

„Das will ich zugeben; er ist nie besonders zu irgend einer Arbeit begabt gewesen, an die ich ihn gestellt habe."

Georg hatte wie erstarrt dagestanden, als er sein Urteil so plötzlich aussprechen hörte. Er wäre vielleicht aufgebraust, wenn nicht der freundliche Fabrikherr seinen Arm berührt und mit leisem Ton gesagt hätte:

„Gieb nach, Georg, geh für jetzt mit ihm, wir wollen versuchen, ob wir dir helfen können."

Georg wurde nach Hause gebracht und zu den niedrigsten Arbeiten auf dem Gute verwendet.

Er hatte während seiner Beschäftigung in der Fabrik seine Frau geheiratet. Eliza war in dem Gesellschaftszimmer ihrer Herrin getraut worden, die selbst das schöne Haar der Braut mit Orangeblüten geschmückt und den Brautschleier darüber geworfen hatte, und es fehlte nicht an weißen Handschuhen, Kuchen und Wein.

Ein paar Jahre hindurch sah Eliza ihren Mann häufig, und ihr Glück wurde nur durch den Verlust zweier Kinder unterbrochen, die sie mit Schmerzen betrauerte.

Nach der Geburt des kleinen Harry war sie jedoch allmälig ruhiger geworden und blieb bis zu der Zeit, wo ihr Gatte von seinem gütigen Brodherrn weggerissen und unter die eiserne Rute seines gesetzlichen Eigentümers gestellt wurde, eine glückliche Frau.

Der Fabrikherr besuchte Mr. Harrys ein paar Wochen nach Georg's Entführung.

„Sie brauchen sich keine Mühe zu geben", erwiderte dieser halsstarrig, „ich weiß, was ich zu thun habe, Sir."

„Ich nehme mir nicht heraus, Ihnen etwas vorzuschreiben. Ich dachte nur, daß Sie es als vorteilhaft betrachten würden, wenn Sie uns Ihren Sklaven unter den vorgeschlagenen Bedingungen leihen."

„O, ich verstehe die Sache vollkommen, ich habe Sie an dem Tage, wo ich ihn aus der Fabrik nahm, wol flüstern sehen. Wir leben in einem freien Lande, Sir; der Mann ist mein und ich thue mit ihm, was mir beliebt."

Und so fiel Georgs letzte Hoffnung — er sah vor sich nur noch ein Leben, welches durch alle Kränkungen, die tyrannischer Scharfsinn zu erfinden vermochte, noch mehr verbittert wurde.

Ein menschlicher Jurist hat einst gesagt: „Der schlechteste Gebrauch, den man von einem Menschen machen kann, ist der, ihn zu hängen." Nein, es giebt einen noch schlimmeren!

Mrs. Shelby war ausgegangen, um ihren Besuch zu machen und Eliza stand in der Veranda und blickte der verschwindenden Kutsche nach, als eine Hand auf ihre Schulter gelegt wurde. Sie wendete sich um und ein Lächeln erhellte ihre Augen.

„Georg, du bist es! wie du mich erschreckt hast. Nun, ich bin froh, daß du da bist, die Herrin kehrt den ganzen Nachmittag nicht wieder."

„Warum lächelst du nicht? Sieh nur Harry an, wie er wächst!" Der Knabe betrachtete seinen Vater scheu durch seine Locken. „Ist er nicht schön?" sagte Eliza, indem sie ihm das lange Haar aus der Stirn strich und ihn zärtlich küßte.

„Ich wollte, er wäre nie geboren!" seufzte Georg bitter; „ich wollte, ich wäre nie geboren!"

Eliza sah überrascht und erschreckt auf, und brach in Thränen aus.

„Georg, wie kannst du nur so reden! Was hat sich zugetragen? Wir sind bis ganz vor kurzem sehr glücklich gewesen."

„Du hast recht", erwiderte Georg, und dann zog er sein Kind auf seine Kniee, blickte fest in dessen schöne, dunkle Augen und strich mit der Hand durch seine dichten Locken. „Er sieht dir ähnlich, Eliza. Aber ach! ich wollte, ich hätte dich nie gesehen noch du mich!"

„O Georg!"

„Ja, Eliza. Ich bin ein armes, elendes Lasttier! ich werde dich

nur mit mir hinab ziehen. Was nützt es, irgend etwas zu thun oder zu lernen? Was nützt das Leben? Ich wollte, ich wäre tot."

„O lieber Georg, das ist recht böse von dir. Ich weiß, was du fühlst, weil du deine Stelle in der Fabrik verloren, einen harten Herrn hast, aber ich bitte dich geduldig zu sein."

„Geduldig!" unterbrach er sie, „bin ich nicht geduldig gewesen? habe ich ein Wort gesagt, als er kam und mich ohne allen Grund von dem Orte riß, wo Alle gegen mich freundlich waren? Ich habe ihm meinen Lohn bis auf den letzten Cent gegeben und Alle sagen, daß ich gut gearbeitet habe.

„Es ist entsetzlich!" sagte Eliza, „aber er ist doch dein Herr."

„Wer hat ihn zu meinem Herrn gemacht? Welches Recht hat er auf mich? Ich bin eben so gut ein Mensch wie er; ich bin ein tüchtigerer Mensch, ich verstehe von den Geschäften mehr wie er; ich kann besser lesen, ich schreibe eine bessere Hand und habe alles selbst gelernt, ich habe es trotz der Hindernisse gelernt, die er mir in den Weg legte. Und nun möchte ich wissen, welches Recht er hat, mich zu einem Karrengaul zu machen? Mich von Dingen wegzunehmen, die ich besser thun kann wie er, und mich zu Arbeiten zu verwenden, die jedes Pferd zu verrichten im Stande ist. Er sagt, daß er mich demütigen wolle, und er stellt mich absichtlich an die schwersten, an die niedrigsten und schmutzigsten Arbeiten."

„O Georg! du setzest mich in Schrecken. Ich habe dich nie so sprechen hören; ich fürchte, daß du etwas entsetzliches thun wirst! Ach, sei vorsichtig, um meinetwillen, um Harry's willen!"

„Ich bin vorsichtig, ich bin geduldig gewesen, aber es wird immer schlimmer. Fleisch und Blut können es nicht mehr ertragen. Er benutzt jede Gelegenheit mich zu quälen; ich hatte gedacht, daß wenn ich meine Arbeit verrichtet und mich ruhig verhalten habe, ich ein wenig Zeit behalten würde, um außer den Arbeitsstunden zu lesen und zu lernen, aber desto mehr ladet er mir auf. Er spricht, daß er, wenn ich auch nichts sage, doch sehen könne, daß ich einen Teufel in mir habe, und er gedenkt ihn zum Ausbruch zu bringen."

„O Himmel, was sollen wir thun?" sagte Eliza.

„Erst gestern", fuhr Georg fort, „als ich Steine auf den Wagen lud, stand der junge Mr. Tom dabei und klatschte so nahe bei dem

Pferde mit der Peitsche, daß dieses unruhig wurde. Ich bat ihn, daß er aufhören möge, aber er that es gerade. Ich bat ihn von neuem und dann wendete er sich gegen mich und begann mich zu schlagen. Ich hielt ihm die Hand, und er lief zu seinem Vater und sagte, daß ich ihn prügle. Dieser kam wütend herbei, band mich an einen Baum und schnitt Ruten für den jungen Herrn ab, daß er mich schlagen möge, bis er müde sei."

Und die Stirn des jungen Mannes runzelte sich und seine Augen glühten mit einem Ausdruck, welcher seine junge Frau zittern ließ.

„Wer hat jenen Mann zu meinem Herrn gemacht?"

„Nun", meinte Eliza betrübt, „ich habe immer gedacht, daß ich meinem Herrn und meiner Herrin gehorchen müsse, sonst kann ich keine Christin sein."

„In deinem Fall liegt etwas vernünftiges darin. Sie haben dich erzogen wie ein Kind, dich genährt und gekleidet, Nachsicht mit dir gehabt und dich unterrichtet, so daß du eine gute Erziehung besitzest. Aber ich bin mit Füßen getreten, geschlagen, mit Verwünschungen überhäuft und im besten Fall unbeachtet gelassen worden. Und was bin ich ihm schuldig? Ich habe meinen Unterhalt wol hundertfach bezahlt; ich will es nicht ertragen."

Eliza zitterte und schwieg.

„Du erinnerst dich doch noch des armen, kleinen Carlo, den du mir gegeben hast", fügte Georg hinzu; „das Tierchen ist der ganze Trost gewesen, den ich gehabt habe. Es hat des Nachts bei mir geschlafen und ist mir des Tags gefolgt, und hat mich angeschaut, als ob es mich verstehe. Einst fütterte ich es mit einigen Abfällen, die ich an der Küchentür aufgelesen hatte, und der Herr kam dazu, sagte, daß ich es auf seine Kosten füttere, und befahl mir, ihm einen Stein an den Hals zu binden und es in den Teich zu werfen."

„O Georg, du hast es doch nicht gethan?"

„Es gethan? Ich nicht, aber er. Der Herr und Tom warfen das arme, ertrinkende Geschöpf noch mit Steinen. Es blickte mich so trübselig an, als ob es sich wundere, weshalb ich es nicht rette. Ich mußte eine Tracht Schläge hinnehmen, aber ich machte mir nichts daraus. Der Herr wird finden, daß ich Einer von denen bin, die

sich nicht durch Schläge zähmen lassen. Mein Tag wird kommen, ehe er es sich versieht."

„Was willst du thun? O Georg, thue nichts böses, vertraue auf Gott und versuche recht zu handeln, so wird er dich erlösen."

„Ich bin nicht christlich gesinnt wie du, Eliza; mein Herz ist voll Bitterkeit."

„O Georg, wir müssen Glauben haben. Die Herrin sagt, daß Gott alles zum Besten kehre."

„Wenn sie an meiner Stelle wären, sprächen die Leute anders. Du weißt noch nicht alles."

„Was kann noch kommen?"

„Nun, mein Herr hat gesagt, daß er ein Narr gewesen sei, als er mir erlaubt, mich auswärts zu verheiraten. Er hasse Mr. Shelby und seine ganze Familie, und er sagt, daß er mich nicht mehr hierher kommen lassen werde, daß ich eine andere Frau nehmen und mich auf seinem Gut niederlassen solle. Anfangs murrte er diese Dinge nur heraus, aber gestern sagte er mir, daß ich Mina zur Frau nehmen und mich mit ihr in einer Hütte einrichten solle, sonst würde er mich flußabwärts verkaufen."

„Du bist mir vom Pfarrer angetraut worden, als ob du ein Weißer wärest", sagte Eliza einfach.

„Weißt du nicht, daß sich ein Sklave nicht verheiraten kann? Das Gesetz erlaubt es nicht. Ich kann dich nicht zur Frau behalten, wenn er uns trennen will; das ist der Grund, weshalb ich wünsche, daß ich dich nie gesehen hätte."

„O, unser Herr ist so gut!"

„Ja, aber er kann sterben und du und das Kind können an Gott weiß wen verkauft werden. Welche Freude ist es für uns, daß es hübsch und klug und talentvoll ist. Ich sage dir, Eliza, für jede gute Eigenschaft, die dein Kind hat, wird ein Schwert durch deine Seele gehen, es wird den Knaben zu wertvoll machen, als daß du ihn behalten könntest."

Diese Worte fielen schwer auf Eliza's Herz. Sie blickte ängstlich auf die Veranda hinaus, wohin sich der Knabe zurückgezogen hatte und wo er auf Mr. Shelby's Spazierstock hin und her ritt.

„Eliza“, sagte der junge Mann trübe; „bleibe guten Mutes und lebe wohl, denn ich gehe.“

„Du gehst, Georg! wohin?“

„Nach Canada!“ sagte er, sich hoch aufrichtend, „und wenn ich dort bin, so werde ich dich kaufen. Das ist die ganze Hoffnung, die uns noch übrig bleibt. Du hast einen guten Herrn, der sich nicht weigern wird, dich zu verkaufen. Ich werde dich und den Knaben kaufen — mit Gottes Hülfe werde ich es thun.“

„O entsetzlich! Wenn du gefangen würdest!“

„Ich werde nicht gefangen werden, Eliza, lieber will ich sterben! Ich werde frei sein oder sterben.“

„Du wirst dich doch nicht selbst umbringen.“

„Dessen bedarf es nicht. Man wird mich bald genug töten, man wird mich nicht lebend den Fluß hinab bringen.“

„O Georg, sei um meinetwillen vorsichtig! thue nichts böses. Deine Versuchungen sind groß, aber thue es nicht — du mußt gehen — aber geh vorsichtig und klug. Bete zu Gott, daß er dir helfe.“

„Höre meinen Plan. Der Herr wird mich mit einem Brief an Mr. Symmes, der eine Meile weiterhin wohnt, hier vorüber schicken; ich glaube, er erwartet, daß ich dir erzähle, wie es mir geht. Es würde ihm ein Vergnügen sein, wenn er dächte, daß das „Shelby-Volk“ sich darüber ärgere. Ich habe bereits einige Vorbereitungen getroffen, und ich kenne Leute, die mir helfen werden; im Laufe einer Woche werde ich unter den „Vermißten“ sein. Bete für mich, Eliza, vielleicht wird der gute Gott dich hören.“

„O bete selbst, Georg, und geh mit Vertrauen auf ihn, dann wirst du nichts Böses thun.“

„Nun, so lebe wohl!“ sagte Georg, Eliza's Hand ergreifend.

Sie standen schweigend da, dann kamen die letzten Worte, Seufzer und bitterliches Weinen — und Mann und Weib waren geschieden.

Drittes Kapitel.

Die Hütte Onkel Tom's war ein kleines Blockgebäude dicht bei dem „Hause", wie die Neger die Wohnung ihres Herrn nannten. Vor derselben befand sich ein nettgehaltenes Gartenfleckchen, wo jeden Sommer Erdbeeren, Himbeeren und eine Menge anderer Früchte und Gemüse unter sorgfältiger Pflege wuchsen. Die ganze Vorderseite war mit einer Scharlach-Bignonia und Monatsrosen überzogen, die sich mit einander so verschlungen hatten, daß sie eine dichte Hecke bildeten, welche den Stolz und die Freude der Tante Chloe ausmachte.

Die Abendmahlzeit im Hause war vorüber und Tante Chloe, die Ober-Köchin, in ihr eignes Gebiet herausgekommen, um „ihrem Alten" das Abendbrod zu besorgen. Sie steht am Feuer, wo sie den Inhalt einer dampfenden Pfanne beaufsichtigt, und dann und wann den Deckel einer Backform emporhebt. Sie hat ein rundes Gesicht, so glatt als wenn es mit Eiweiß überzogen wäre. Ihr Antlitz strahlt von Zufriedenheit, zeigt jedoch ein wenig von dem Selbstbewußtsein, welches der ersten Köchin der Gegend zukommt.

Sie war von ganzer Seele Köchin. Jedes Huhn, jeder Truthahn, jede Ente im Hofe machte ein ernsthaftes Gesicht, wenn sie herankam. Ihre Kuchen waren ein erhabenes Geheimniß und sie lachte, daß sie zitterte, wenn sie die fruchtlosen Versuche erzählte, welche eine oder die andere ihrer Colleginnen gemacht hatte, um sich zu ihrer Höhe aufzuschwingen.

Die Ankunft von Gästen im Hause, das anordnen von glänzenden Diners und Soupers erweckte alle ihre Seelenkräfte, und es gab für sie keinen willkommeneren Anblick, als Reisekoffer auf der Veranda.

Augenblicklich jedoch schaute Tante Chloe in die Backform.

In einer Ecke des Gemaches stand ein Bett mit einer schneeweißen Decke, und vor diesem lag ein Teppich. Auf diesen Teppich berief sich Tante Chloe, wenn sie beweisen wollte, daß sie den höheren Ständen angehöre. In der anderen Ecke befand sich ein Bett von bescheidenen Ansprüchen, welches offenbar zum Gebrauch bestimmt war. Die Wand über dem Kamin schmückten einige bunte Bilder aus der heiligen Schrift, und ein Portrait des Generals Washington.

Auf einer Bank beaufsichtigten ein paar wollköpfige Knaben die ersten Gehversuche des jüngsten Kindes, welche darin bestanden, daß es sich auf seine Füße erhob, einen Augenblick schwankte und dann wieder zu Boden fiel.

Ein Tisch war vor das Kaminfeuer gezogen und mit einem Tuche bedeckt, an diesem Tisch saß Onkel Tom, Mr. Shelby's bester Arbeiter. Er war ein großer, kräftig gebauter Mann von tiefem Schwarz, und einem Gesicht, dessen ächt afrikanische Züge einen Ausdruck von großer Herzensgüte, ernster und ruhiger Verständigkeit zeigten.

Er war mit einer vor ihm liegenden Schiefertafel beschäftigt, auf welche er sorgfältig und langsam Buchstaben machte, wobei ihn der junge Mr. George, ein hübscher dreizehnjähriger Knabe, beaufsichtigte.

„Nicht so, Onkel Tom!" sagte er, als Tom bedächtig den Schweif eines „G" auf die unrechte Seite brachte; „siehst du, das giebt ein „Q".

„Thut es das wirklich?" sagte Onkel Tom und schaute ehrerbietig zu, während sein junger Lehrer flüchtig unzählige Q's und G's zu seiner Belehrung hinkritzelte; und dann nahm er den Stift wieder in seine schwerfälligen Finger und begann geduldig von neuem.

„Wie leicht den weißen Leuten alles wird!" sagte Tante Chloe, indem sie ihre Beschäftigung unterbrach und den jungen Mr. George mit Stolz betrachtete. „Wie er schreiben kann und lesen dazu! und dann, daß er des Abends hierherkommt und uns vorliest — es ist ungeheuer interessant."

„Aber Tante Chloe, ich bin ungeheuer hungrig", sagte George, „ist der Kuchen in der Form noch nicht fertig?"

„Beinahe ganz, Mr. George", sagte Tante Chloe, indem sie den Deckel erhob und hineinschaute. „Er bräunt sich wunderschön. O, darin kommt mir keine gleich. Die Missis ließ neulich Sally versuchen, einen Kuchen zu backen. „O, gehen Sie weg, Missis", sagte ich, „es thut mir weh, gute Speisen so verderben zu sehen. Der Kuchen ist nur auf einer Seite aufgegangen — er hat keinen Schick und sieht eher aus wie mein Schuh. Gehen Sie weg!"

Und mit diesem Ausbruch der Verachtung gegen die Unerfahrenheit Sally's nahm Tante Chloe den Deckel von der Kuchenform und ließ einen schönen Biscuitkuchen auf eine Platte gleiten.

„Marsch da, Moses und Peter, aus dem Wege, ihr Nigger! geh

weg, Polly, mein Honigkind! Die Mama wird ihrem Kindchen bald etwas geben. Nun, Mr. George, legen Sie die Bücher bei Seite und setzen Sie sich zu meinem Alten, ich will die Bratwürste vornehmen, und der erste Rost voll Maiskuchen soll im Handumdrehen auf den Tellern sein."

„Ich habe im Hause zu Abend essen sollen", sagte George, „aber ich wußte zu gut, was schmeckt, Tante Chloe."

„Das wußten Sie, Honigkind", sagte Tante Chloe, die jetzt die dampfenden Maiskuchen auf seinen Teller häufte. „Sie wußten, daß Ihr altes Tantchen das Beste für Sie bereiten würde. O, das weiß keiner so gut — gehen Sie weg!"

Und hiermit gab die Negerin George einen scherzhaften Stoß mit ihrem Finger in die Seite.

„Nun an den Kuchen", sagte Mr. George und schwang ein großes Messer.

„Gott behüte Sie!" rief Tante Chloe, indem sie ihm den Arm hielt. „Sie würden den hübschen Auflauf ganz verderben. Hier habe ich ein dünnes, altes Messer, das ich dazu immer scharf halte. Da, sehen Sie, es geht so leicht auseinander wie eine Feder. Essen Sie nur zu, Sie werden nicht leicht etwas Besseres finden."

„Tom Lincon sagt", sprach George mit vollem Munde, „daß seine Jinny eine bessere Köchin sei als du."

„Die Lincon's sind gar nichts besonderes", sagte Tante Chloe verächtlich; „ich meine, wenn man sie neben unsere Leute setzt; sie sind ganz respectabel, was aber die Art betrifft, so haben sie gar keine Idee davon. Wie kann man Mr. Lincon neben Mr. Shelby stellen! Guter Gott! und Missis Lincon! Kann sie wol in ein Zimmer rauschen, wie meine Missis? so großartig, wissen Sie!" Und Tante Chloe warf den Kopf auf.

„Nun, ich habe dich aber doch sagen hören", meinte George, „daß Jinny eine ganz leidliche Köchin sei."

„Das habe ich auch gesagt", antwortete Tante Chloe. „Eine gute, einfache Küche kann Jinny führen. Sie macht gutes Brod, ihre Kartoffeln sind gut gekocht, ihre Maiskuchen aber sind nicht besonders. Du lieber Gott, wenn sie an die höhere Kochkunst kommt, was kann sie da thun. Sie macht freilich Pasteten, aber was für eine Rinde

dazu. Kann sie wol den ächten Blätterteig machen, der einem im Munde zergeht? Ich bin einmal hinüber gegangen, als Miß Mary sich verheiratete, und Jinny zeigte mir die Hochzeitspasteten. Sie wissen, Mr. George, daß Jinny und ich gute Freunde sind. Ich sagte nichts, aber gehen Sie weg, Mr. George, ich könnte eine Woche lang kein Auge zuthun, wenn ich solche Pasteten gemacht hätte."

„Jinny hat aber doch wol gedacht, daß sie ausgezeichnet gut seien", sagte George.

„Sie hat es gedacht! freilich hat sie! Sehen Sie, die Sache ist die, daß es Jinny nicht besser weiß. Ach, Mr. George, Sie wissen nicht, wie gut Sie es haben und wie gut Ihre Familie ist."

Tante Chloe blickte bewegt zum Himmel.

„Wahrhaftig, ich kenne alle meine Pasteten- und Pudding-Vorzüge", sagte George. „Frage nur Tom Lincon, ob ich mich nicht jedesmal gegen ihn darauf berufe."

Tante Chloe lachte, daß Thränen über ihre schwarzen, glänzenden Wangen liefen.

„Sie haben es also Tom gesagt? O Himmel, was die Jugend nicht thut!"

„Ja", antwortete George. „Ich habe zu ihm gesagt: „Tom, du solltest Tante Chloe's Pasteten sehen, die sind von der echten Sorte."

„Wie schade, daß es Tom nicht gekommt hat", sagte Tante Chloe, auf deren menschenfreundliches Herz dies einen starken Eindruck zu machen schien. „Sie sollten ihn einmal zum Essen einladen, Mr. George", fügte sie hinzu, „es würde sehr hübsch von Ihnen sein."

„Nun, ich gedenke Tom künftige Woche einmal einzuladen", sagte George, „der soll einmal die Augen aufreißen."

„Ja, ja", sagte Tante Chloe entzückt, „Sie werden schon sehen. Ach, wenn man nur an unsere Diners denkt! Wissen Sie noch, die große Hühnerpastete, die ich machte, als wir dem General Knox das Diner gaben? Es war nahe daran, daß ich wegen der Rinde mit der Missis in Streit geriet. Manchmal, wenn man so zu sagen die schwerste Verantwortlichkeit hat und ernstlich beschäftigt ist, wählen die Damen gerade die Zeit, um einem im Wege herumzulaufen und sich einzumischen! Die Missis verlangte, daß ich dies auf jene Weise und jenes auf diese Weise thun solle; endlich wurde ich böse und

sagte: „Nun, Missis, sehen Sie nur einmal Ihre schönen weißen Hände an, mit den langen Fingern und den funkelnden Ringen, wie meine weißen Lilien, wenn der Thau darauf liegt. Und dann meine großen, schwarzen, dicken Hände. Denken Sie nicht, daß der liebe Gott mich dazu geschaffen haben muß, den Pastetenteig zu machen, und Sie, um im Gesellschaftszimmer zu bleiben? Ja, so unverschämt war ich, Mr. George."

„Und was sagte meine Mutter?" fragte George.

„Was sie sagte? Ei, sie lachte mit ihren großen, hübschen Augen und sagte: „Nun, Tante Chloe, ich denke, daß du recht hast." Und dann ging sie in das Gesellschaftszimmer. Sie hätte mir eins über den Kopf geben sollen, weil ich so unverschämt war."

„Ja, das Diner hast du gut eingerichtet, ich weiß noch, daß Alle so sagten", entgegnete George.

„Nicht wahr? ich stand an jenem Tage hinter der Speisezimmerthür. Habe ich nicht gesehen, wie der General seinen Teller dreimal hinreichte, um sich noch mehr von der Pastete geben zu lassen? Und er sagte: „Sie müssen eine ganz ungewöhnlich gute Köchin haben, Mrs. Shelby!" Ich hätte mich tot lachen können."

„Und der General weiß was kochen heißt", fügte Tante Chloe hinzu, indem sie sich stolz aufrichtete. „Ein netter Mann, der General! Er stammt aus einer von den allerersten Familien in Altvirginien. Er weiß, was gut ist, so gut wie ich. Sehen Sie, Mr. George, es giebt in allen Pasteten Feinheiten, aber nicht Jeder weiß das. Aber der General weiß es. Ich erkannte es an den Bemerkungen, die er machte."

Jetzt war George an dem Punkte angelangt, auf welchen selbst ein Knabe kommen kann, daß er nämlich keinen Bissen mehr essen konnte und daher Muße hatte, die Reihe von Wollköpfen und glänzenden Augen zu beobachten. „Hier Moses, hier Peter!" sagte er, indem er ihnen große Stücke abbrach und den Kindern zuwarf. „Nicht wahr, ihr wollt auch etwas haben? Nun, Tante Chloe, backe ihnen doch auch einige Kuchen."

Und George und Tom begaben sich auf einen bequemen Sitz an der Kaminecke, während Tante Chloe, nachdem sie einen hübschen Haufen Kuchen gebacken hatte, ihr Kleinstes auf den Schooß nahm.

und abwechselnd dessen Mund und ihren eigenen zu füllen und Stücke an Moses und Peter zu verteilen begann, welche diese mit besonderem Behagen zu verzehren schienen, indem sie sich unter dem Tische auf dem Boden umherwälzten.

„O geht mir weg", sagte die Mutter, „könnt ihr euch nicht anständig betragen, wenn weiße Leute euch besuchen? Paßt auf, daß ich euch nicht um ein Knopfloch tiefer zuknöpfe, wenn Mr. George fort sein wird."

Es ist schwer zu sagen, was unter dieser furchtbaren Drohung verborgen lag, aber so viel ist gewiß, daß ihre Undeutlichkeit auf die jungen Sünder nur einen sehr geringen Eindruck hervorzubringen schien.

„Du lieber Gott", sagte Onkel Tom, „sie sind so voll Uebermut, daß sie sich nicht lassen können."

Hier krochen die Jungen mit syrupbedeckten Händen und Gesichtern unter dem Tische hervor und begannen das Schooßkind heftig zu küssen.

„Marsch fort, ihr werdet Alle zusammenkleben und nicht wieder los kommen. Geht an den Brunnen und waschet euch", sagte Chloe, ihre Mahnung durch einen Schlag unterstützend, der äußerst gefährlich klang, aber die Jungen nur zu lauterem Lachen brachte, als sie eilig über einander hinweg aus der Thür stürzten.

„Haben Sie je so ungezogene Jungen gesehen?" sagte Tante Chloe mit einiger Selbstgefälligkeit, indem sie ein altes Handtuch zum Vorschein brachte, aus der zerbrochenen Theekanne ein wenig Wasser darauf schüttete und den Syrup von dem Gesicht des kleinen Mädchens abzureiben begann. Sobald sie es glänzend abpoliert hatte, setzte sie es auf Tom's Schooß, während sie geschäftig das Speisegeschirr wegräumte. Das Kind benutzte die Zwischenzeit, um Tom an der Nase zu zupfen, sein Gesicht zu kratzen und die dicken Händchen in seinem Haar zu vergraben, was ihm besonderes Vergnügen zu machen schien.

„Ist sie nicht eine vorwitzige Dirne", sagte Tom, indem er sie von sich abhielt, um sie vollständig zu besichtigen; und hierauf erhob er sich, setzte sie auf seine breite Schulter und begann mit ihr umherzuspringen und zu tanzen, während Mr. George mit seinem Taschentuch nach ihr schnippte, und Moses und Peter hinter ihr her brüllten wie die Bären, bis endlich Tante Chloe behauptete, daß sie ihr mit

ihrem Lärm den Kopf abrissen. Da dies täglich vorkam, verminderte es die Lustigkeit nicht im geringsten.

„Ich will hoffen, daß ihr jetzt endlich fertig seid", sagte Tante Chloe, welche einen Kasten mit dem Bett hervorgezogen hatte; „da, Moses und Peter, legt euch hinein, wir werden eine kleine Gemeinde hier haben."

„O, Mutter, wir möchten gern die Versammlung mit ansehen: es ist so curios; wir haben es gern."

„Nun, Tante Chloe, laß sie aufbleiben", sagte Mr. George, indem er dem Kasten einen Stoß gab.

Tante Chloe schien entzückt zu sein und sagte:

„Nun, vielleicht wird es ihnen etwas nützen. Aber ich weiß nicht, woher wir die Stühle nehmen sollen." Da aber die Versammlung stets bei Onkel Tom gehalten worden war, schien einige Hoffnung zu sein, daß sich auch diesmal ein Ausweg finden würde.

„Der alte Onkel Peter hat vergangene Woche beide Beine aus dem Stuhl dort gesungen", meinte Moses.

„Mach, daß du fortkommst, du hast sie sicher herausgezogen", antwortete Tante Chloe.

„Nun, er wird schon stehen, wenn er an die Wand gelehnt wird", sagte Moses.

„Dann darf Onkel Peter nicht darauf sitzen, denn er rückt beständig, wenn er zu singen anfängt. Das letzte Mal hat er beinahe das ganze Zimmer durchrückt", schrie Peter.

„Dann soll er sich gerade darauf setzen", rief Moses, „und dann wird er anfangen: „Kommt, fromme Leut' und Sünder, o, kommt und hört mich an", und dann wird er purzeln!" und Moses ahmte die Nasentöne des alten Mannes nach und ließ sich niederfallen.

„Könnt ihr nicht anständig sein?" sagte Chloe, „schämt ihr euch nicht?"

Mr. George stimmte jedoch in das Lachen der Missethäter ein und behauptete entschieden, daß Moses ein Allerweltskerl sei.

„Nun, Alter", sagte Tante Chloe, „du wirst die Fässer hereinbringen müssen."

Es wurden also zwei leere Fässer in die Hütte gerollt, und nachdem man sie auf beiden Seiten vor dem ausweichen bewahrt hatte,

legte man Bretter über sie, kehrte einige Zuber und Eimer um und stellte die schwankenden Stühle auf.

„Mr. George ist ein so guter Leser, daß er sicher bei uns bleiben wird, um uns vorzulesen", sagte Chloe.

George willigte gern ein, denn die Knaben sind stets zu dem bereit, was ihnen Wichtigkeit verleiht.

Das Zimmer war bald mit einer bunten Versammlung angefüllt. Es erfolgte ein harmloses Geplauder: wo die alte Tante Sally ihr neues, rotes Kopftuch her habe, und wie die Missis beabsichtige, Lizzy das gesprenkelte Mousselinkleid zu geben, und wie Mr. Shelby daran denke, ein neues braunes Füllen zu kaufen, welches die Herrlichkeiten des Gutes um eine neue vermehren würde. Einige von den Anwesenden gehörten benachbarten Familien, die ihnen die Erlaubniß, der Betstunde beizuwohnen, erteilt hatten.

Nach einiger Zeit begann das Singen. Selbst die Nachteile der näselnden Stimmen vermochten die Wirkung der schönen Naturstimmen nicht ganz zu zerstören. Die Worte waren zuweilen die der bekannten Hymnen, zuweilen aber auch von einem wilderen, formloseren Charakter, wie man sie bei den Feldpredigten aufgelesen hatte.

Hierauf erfolgten Ermahnungen, Erzählungen über gemachte Erfahrungen, und endlich las Mr. George die letzten Kapitel der Offenbarung Johannis, worin er oft unterbrochen wurde.

Viertes Kapitel.

Der Händler und Mr. Shelby saßen in dem Speisezimmer an einem mit Papieren bedeckten Tisch.

Mr. Shelby beschäftigte sich mit dem zählen einiger Banknotenpäckchen, die er dem Händler hinüberschob, worauf dieser sie ebenfalls durchsah.

„Alles in Ordnung", sagte Haley, „und nun wollen wir diese hier unterzeichnen."

Mr. Shelby zog hastig die Verkaufsdocumente an sich und unter-

zeichnete sie wie ein Mann, der ein unangenehmes Geschäft gern so schnell als möglich abfertigt. Haley nahm aus einem vielbenutzten Mantelsack ein Pergament, welches er, nachdem er es einen Augenblick betrachtet, an Mr. Shelby übergab, der es eilfertig an sich nahm.

„Nun ist die Sache abgemacht", sagte der Händler, indem er aufstand.

„Sie ist abgemacht!" sprach Mr. Shelby mit nachdenklichem Tone und athmete tief auf.

„Es scheint mir, als ob Sie nicht besonders froh darüber wären", sagte der Händler.

„Haley", antwortete Mr. Shelby, „ich hoffe, daß Sie mir auf Ihre Ehre versprachen, Tom nicht zu verkaufen, ohne zu wissen, in welche Hände er übergeht."

„Ei, Sie haben es soeben selbst gethan, Sir", sagte der Händler.

„Sie wissen recht gut, daß ich durch Umstände gezwungen worden bin", antwortete Shelby.

„Nun, mich könnten die Umstände ebenfalls zwingen", meinte der Händler; „ich werde jedoch mein bestes thun, um Tom eine gute Stelle zu verschaffen. Wenn ich Gott für irgend etwas danke, so ist es das, daß ich niemals grausam gewesen bin."

Mr. Shelby ließ den Händler in Frieden scheiden und zündete sich eine Cigarre an.

Mr. und Mrs. Shelby hatten sich in ihr Schlafgemach begeben. Er saß in einem Lehnstuhl und las einige Briefe, die mit der Nachmittagspost gekommen waren, und sie stand vor ihrem Spiegel und löste ihre Locken und Flechten auf. Diese Beschäftigung brachte sie auf das Gespräch mit Eliza und sie sagte:

„Arthur, wer war der Mensch, den du heute mit zu Tische brachtest?"

„Er heißt Haley", sagte Shelby unbehaglich.

„Haley! wer ist er?"

„Nun, er ist ein Mann, mit dem ich Geschäfte gemacht habe, als ich das letzte Mal in Natchez war."

„Und er hat sich darauf hin herausgenommen, bei dir zu essen?"

„Ich habe ihn eingeladen. Ich hatte Rechnungen mit ihm abzumachen", sagte Shelby.

„Ist er ein Sklavenhändler?" fragte Mrs. Shelby, die eine gewisse Verlegenheit in dem Benehmen ihres Gatten bemerkte.

„Ei, Liebste, wer hat dir das in den Kopf gesetzt?" fragte Shelby aufblickend.

„Eliza kam heute nach dem Essen in großer Verstörtheit zu mir und sagte schluchzend, daß du mit einem Händler redetest, und daß sie gehört habe, wie er dir ein Gebot für den Knaben gethan — das lächerliche Gänschen."

„Hat sie das?" sagte Mr. Shelby, wieder auf sein Papier blickend, ohne zu bemerken, daß er es verkehrt hielt.

„Ich habe Eliza gesagt", fuhr Mrs. Shelby fort, „daß du nie mit dergleichen Personen etwas zu thun gehabt habest. Natürlich wußte ich, daß du nie einen von unsern Sklaven zu verkaufen gedenkst und am wenigsten an einen solchen Menschen.",

„Nun, Emilie", antwortete ihr Gatte, „das habe ich stets gesagt, aber meine Geschäfte befinden sich in der Verfassung, daß ich es thun muß Ich werde einige von meinen Leuten verkaufen müssen."

„An jenes Subject? Du kannst nicht im Ernst sprechen."

„Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß es der Fall ist", erwiderte Mr. Shelby, „ich habe eingewilligt Tom zu verkaufen."

„Wie, unsern Tom! das gute Geschöpf! das von Jugend auf dein treuer Diener gewesen ist, o Mr. Shelby! Und du hast ihm seine Freiheit versprochen — wir beide haben ihm mehr als hundertmal davon gesagt. Nun, jetzt kann ich alles glauben, jetzt kann ich glauben, daß du im Stande wärest, den kleinen Harry, das einzige Kind der armen Eliza zu verkaufen", sagte Mrs. Shelby in Schmerz und Entrüstung.

„Nun, da du es doch erfahren mußt — es ist so. Ich habe eingewilligt, Tom und Harry zu verkaufen, und weiß nicht, weshalb ich gescholten werden soll, als ob ich ein Ungeheuer wäre, weil ich das thue, was jeder thut."

„Aber warum wählst du gerade diese?" fragte Mrs. Shelby, „warum verkaufst du sie vor allen Andern auf dem Gute, wenn du überhaupt verkaufen mußt."

„Weil sie von Allen die höchste Summe einbringen. Ich könnte eine andere Person wählen, der Mensch hat mir ein hohes Gebot auf Eliza gethan, wenn du das besser nennst", sagte Mr. Shelby.

„Der Bösewicht!" rief Mrs. Shelby heftig.

„Nun, ich habe auch keinen Augenblick darauf gehört, ich habe es aus Rücksicht auf deine Gefühle nicht thun wollen. Gestehe mir also ein Lob zu."

„Vergieb mir, Lieber", entgegnete Mrs. Shelby, die sich jetzt wieder gesammelt hatte. „Ich war überrascht und unvorbereitet, aber du wirst mir doch gewiß erlauben, mich für diese armen Geschöpfe zu verwenden. Tom ist ein herrlicher, treuer Bursche, ich glaube, daß er, wenn es nötig wäre, sein Leben für dich hingeben würde."

„Ich weiß es, aber was nützt das? ich kann es nicht ändern."

„Warum nicht ein Geldopfer bringen? Ich bin bereit, meinen Teil zu tragen. O, Mr. Shelby, ich habe auf das getreueste versucht, meine Pflicht gegen diese armen Geschöpfe zu erfüllen. Ich habe mich um sie gekümmert, sie unterrichtet, seit Jahren alle ihre kleinen Sorgen und Freuden gekannt. Wie kann ich je wieder unter ihnen mein Auge aufschlagen, wenn wir um eines erbärmlichen Gewinnes willen ein treues, vortreffliches, vertrauensvolles Geschöpf, wie den armen Tom, verkaufen und ihm in einem Augenblick alles, was wir ihn lieben und schätzen gelehrt haben, entreißen. Ich habe Eliza ihre Pflichten auseinander gesetzt, als eine christliche Mutter über ihren Knaben zu wachen, für ihn zu beten und ihn als Christen zu erziehen, und was kann ich jetzt sagen, wenn du ihn hinwegreißest und ihn mit Leib und Seele an einen grundsatzlosen Mann verkaufen willst? Ich habe ihr gesagt, daß eine Seele mehr wert ist als alles Geld auf Erden, und wie soll sie mir glauben, wenn sie sieht, wie wir ihr Kind verkaufen — es vielleicht zu seinem sichern Leibes- und Seelenverderben verkaufen!"

„Es thut mir leid, Emilie", sagte Mr. Shelby, „und ich achte deine Gefühle, wenn ich auch keinen Anspruch darauf mache, sie zu teilen. Aber ich sage dir, daß es nichts nützt — ich kann mir nicht helfen; ich habe es dir nicht sagen wollen, Emilie, aber ich habe nur die Wahl zwischen dem Verkauf dieser beiden und dem Verkauf des ganzen Gutes. Entweder müssen sie gehen oder alle Uebrigen. Haley ist im Besitz eines Schuldscheins, und wenn ich ihn nicht bezahle,

so wird er dafür alles nehmen; ich habe zusammengeborgt und gebettelt — und der Preis dieser beiden war nötig, um die Summe voll zu machen. Haley fand Gefallen an dem Kinde; er willigt ein, die Sache nur auf diese Weise in Ordnung zu bringen. Ich bin in seiner Macht und mußte es thun."

Mrs. Shelby stand wie vom Schlage getroffen da, endlich wendete sie sich um, stützte ihr Gesicht in ihre Hände und stöhnte tief auf.

„Das ist Gottes Fluch, der auf der Sklaverei lastet! — es ist eine bittere, mit schwerem Fluch beladene Sache, für den Herrn wie für den Sklaven. Ich war eine Thörin zu denken, daß ich aus einem so furchtbaren Uebel etwas Gutes machen könnte. Es ist eine Sünde, unter Gesetzen wie die unsern, einen Sklaven zu besitzen. Ich habe stets so gedacht, als ich noch ein Mädchen war — ich habe mich noch mehr überzeugt, nachdem ich mich verheiratet hatte, aber ich dachte, daß ich es übergolden könnte — ich glaubte, durch Güte, Fürsorge und Unterricht die Lage der Meinen besser machen zu können — ich Thörin!"

Mrs. Shelby spielte zerstreut mit ihrer goldnen Uhr. „Ich habe nicht viele Juwelen, aber würde diese Uhr nicht einiges thun? Sie hat viel Geld gekostet, als sie gekauft wurde; wenn ich nur wenigstens Eliza's Kind retten könnte, so würde ich alles was ich besitze opfern."

„Es thut mir sehr leid, Emilie", sagte Mr. Shelby, „daß sich dieser Gedanke deiner so sehr bemächtigt, aber es wird nichts nützen; die Sache ist geschehen, der Verkaufscontract ist bereits unterzeichnet und in Haley's Händen und du mußt Gott danken, daß es nicht schlimmer steht."

„Ist er denn so hart?"

„Nun, er ist nicht gerade grausam, aber ein Mann von Leder, der sich um nichts kümmert, als um Vorteil und Gewinn. Er würde seine eigne Mutter verkaufen, wenn er einen guten Preis dafür erhielte, ohne deshalb der alten Frau etwas böses zu wünschen."

„Und dieser Elende ist der Eigentümer des guten, treuen Tom und des Kindes Eliza's?"

„Nun, Liebe, es kommt mir allerdings schwer an; es ist eine Sache, an die ich nicht gern denke. Haley möchte morgen Besitz nehmen; ich werde mein Pferd in aller Frühe vorführen lassen, ich

kann Tom nicht sehen. Du würdest am besten thun, irgend wohin zu fahren und Eliza mitzunehmen."

„Nein, nein", erwiderte Mrs. Shelby, „ich werde den armen Tom aufsuchen. Gott helfe ihm in seiner Not. Sie sollen auf alle Fälle sehen, daß ihre Herrin für sie fühlen kann. Was Eliza betrifft, so wage ich nicht an sie zu denken. Was haben wir gethan, daß diese grausame Notwendigkeit bei uns eintreten sollte!"

Dieses Gespräch wurde von einer Zuhörerin belauscht, von welcher Mr. und Mrs. Shelby nichts ahnten.

Neben ihrem Zimmer befand sich ein großer Alkoven, der durch eine Thür mit dem äußern Gange in Verbindung stand. Als Mrs. Shelby Eliza zu Bett geschickt, hatte diese sich dort versteckt und kein Wort des Gespräches verloren.

Sobald die Stimmen verklangen, erhob sie sich und schlich vorsichtig hinweg. Sie blieb einen Augenblick an der Thür ihrer Herrin stehen, hob ihre Hand in stummem Gebet zum Himmel, wendete sich darauf ab und glitt in ihr eignes Zimmer. Es war ein stilles Gemach in demselben Geschoß wie das ihrer Herrin; hier war das sonnige Fenster, an dem sie oft singend bei ihrer Näherei gesessen hatte, hier war ihre Heimat, bisher für sie eine glückliche. Hier auf dem Bett lag ihr schlummernder Knabe, dem die langen Locken nachlässig über das Gesicht fielen; sein rosiger Mund war halb offen, seine kleinen dicken Hände ruhten auf der Bettdecke und ein Lächeln schwebte, gleich einem Sonnenstrahl, über sein Antlitz.

„Armer Bursche!" sagte Eliza, „man hat dich verkauft, aber deine Mutter wird dich retten."

Keine Thräne fiel auf das Kissen. In solchen Nöten hat das Herz keine Thränen; es verblutet sich im Stillen. Sie nahm ein Stück Papier und einen Bleistift und schrieb hastig.

„O Missis — liebe Missis! halten Sie mich nicht für undankbar; denken Sie nicht schlimm von mir — ich habe alles gehört, was Sie und der Herr heut Abend sagten. Ich werde den Versuch machen, meinen Knaben zu retten. Sie werden mich nicht tadeln. Gott segne und belohne Sie für alle Ihre Güte."

Dann machte sie ein kleines Bündel, und die Fürsorge einer

Mutter ist so zärtlich, daß sie selbst in den Schrecken dieser Stunde nicht vergaß, ein paar von den Lieblingsspielsachen zu nehmen.

Es kostete einige Mühe, den kleinen Schläfer zum Erwachen zu bringen, aber nach einigen Anstrengungen richtete er sich auf.

„Wohin gehst du, Mutter?“ fragte er, als sie sich mit seinem Röckchen und Mützchen dem Bett näherte.

Seine Mutter blickte so eindringlich in seine Augen, daß er sofort erriet, daß etwas ungewöhnliches im Werke sei.

„Still, Harry“, sagte sie, „du darfst nicht laut sprechen, sonst hört man uns. Es ist ein böser Mann gekommen, um den kleinen Harry von seiner Mutter hinwegzunehmen. Aber die Mutter wird das nicht zulassen. Sie wird ihrem kleinen Knaben die Mütze aufsetzen und das Röckchen anziehen, und mit ihm davonlaufen, damit ihn der häßliche Mann nicht fangen kann.“

Unter diesen Worten hatte sie die Kleidung des Knaben befestigt und nahm ihn auf ihren Arm, öffnete eine Thür, die auf die äußere Veranda hinausführte und glitt geräuschlos aus dem Hause.

Es war eine frostige, sternenhelle Nacht und die Mutter schlug einen Shawl um ihr Kind.

Der alte Bruno, ein großer Neufundländer, der am Ende des Vordaches schlief, erhob sich mit einem leisen Knurren, als sie in seine Nähe kam. Sie rief seinen Namen und das Tier wedelte mit dem Schweif und schickte sich augenblicklich an, ihr zu folgen. Wenige Minuten brachten sie an das Fenster der Hütte Onkel Tom's, Eliza blieb hier stehen und klopfte leise an das Fenster.

Die Betstunde bei Onkel Tom war durch das Hymnensingen bis zu später Zeit hinausgezogen worden, und die Folge war, daß er und seine wackere Frau jetzt noch nicht schliefen.

„Guter Gott, was ist das?“ sagte Tante Chloe, indem sie hastig den Vorhang hinwegzog. „So wahr ich lebe, es ist Lizzy. Ziehe schnell deinen Rock an, Alter. Was in aller Welt hat das zu bedeuten? Ich werde sogleich öffnen.“

Die Thüre flog auf und der Schein des Lichtes fiel auf das verstörte Gesicht und die dunkeln wilden Augen des Flüchtlings.

„Gott behüte uns, man erschrickt, wenn man dich ansieht. Bist du krank oder was ist dir widerfahren?“

„Ich laufe davon, Onkel Tom und Tante Chloe. Ich schaffe mein Kind fort, der Herr hat es verkauft."

„Es verkauft!" wiederholten beide, indem sie entsetzt ihre Hände erhoben.

„Ja, es verkauft", antwortete Eliza, „und ich habe mich heut Abend in den Alkoven an der Thür der Herrin geschlichen und gehört, wie er sagte, daß er meinen Harry und dich, Onkel Tom, an einen Händler verkauft habe; daß er morgen früh davon reiten und der Mann im Laufe des Tages Besitz nehmen werde."

Tom hatte während dieser Worte mit erhobenen Händen und weit offenen Augen wie ein Träumender dagestanden; langsam und allmälig sank er, als ihm der Sinn klar wurde, auf einen Stuhl und ließ den Kopf auf seine Knie fallen.

„Gott sei uns gnädig!" rief Tante Chloe, „o, es scheint gar nicht, als ob es wahr wäre. Was hat er gethan, daß der Herr ihn verkauft?"

„Er hat nichts gethan, der Herr möchte ihn nicht verkaufen und die Frau — sie ist immer gut; ich habe sie für uns bitten hören, aber er sagte ihr, daß es nichts nütze, daß er in der Schuld des Mannes sei, und wenn er ihn nicht rein bezahle, so würde er das Gut und die Leute verkaufen und hinwegziehen müssen. Der Mann treibe ihn zu stark, sagte der Herr; es thue ihm leid aber ach, die Herrin! Ihr hättet sie sprechen hören sollen; wenn sie nicht eine Christin und ein Engel ist, so hat es nie einen gegeben. Ich bin gottlos, daß ich sie so verlasse, aber ich kann nicht anders. Sie hat selbst gesagt, daß eine Seele mehr wert sei als die ganze Welt, und der Knabe hat eine Seele, und wer weiß was daraus wird, wenn ich ihn fortschaffen lasse. Es muß recht sein, aber wenn es nicht recht ist, so möge mir der Herr verzeihen."

„Nun, Alter", sagte Tante Chloe, „warum gehst du nicht auch? Willst du warten, bis du den Fluß hinab geschleppt wirst, wo man die Neger mit schwerer Arbeit und Hunger umbringt? Ich würde lieber sterben als dorthin gehen. Du hast noch Zeit, mache dich mit Lizzy auf. Du hast einen Paß, um nach Belieben zu kommen und zu gehen. Mache dich fertig, ich will deine Sachen einpacken."

Tom erhob langsam seinen Kopf, sah sich trübe um und sagte:

„Nein, ich gehe nicht; Eliza mag gehen, sie hat das Recht dazu: es ist wider ihre Natur hier zu bleiben. Aber du hast gehört, was sie gesagt hat. Wenn entweder ich verkauft werden muß oder alle Uebrigen auf dem Gute, und wenn sonst alles verloren geht, nun so will ich mich verkaufen lassen. Ich werde es wol so gut ertragen können wie die Uebrigen", fügte er hinzu, während etwas einem Schluchzen ähnliches seine breite Brust erschütterte. „Der Herr hat mich stets auf meinem Posten gefunden — ich habe sein Vertrauen nie getäuscht und meinen Paß nie wider mein Wort angewendet, und werde es auch nicht thun. Es ist besser wenn ich allein gehe, als wenn das Gut und alles, was darauf ist, verkauft werden muß. Der Herr ist nicht zu tadeln, Chloe, und er wird für dich sorgen und für die armen —"

Hier wendete er sich nach dem Bettkasten voll kleiner Wollköpfe um und seine Stimme erstickte; er bedeckte sein Gesicht mit seinen großen Händen. Schluchzen erschütterte ihn und große Thränen quollen zwischen seinen Fingern hindurch.

Unter der Thür sagte Eliza: „Ich habe meinen Mann erst heut Nachmittag gesehen und wußte nicht was kommen würde: man hat ihn bis aufs Aeußerste getrieben, und er hat mir heute gesagt, daß er entlaufen würde. Sagt ihm, wie ich gegangen bin und weshalb und sagt ihm, daß ich Canada zu finden suchen werde. Ihr müßt ihm sagen, wenn ich ihn nicht wiedersehen sollte", — sie wendete sich ab für einen Augenblick und fügte dann mit erstickter Stimme hinzu: „sagt ihm, daß er so gut sein soll, als er kann, damit er mich wo möglich im Himmelreich trifft. Ruft Bruno herein", fügte sie hinzu, „schließt das arme Tier ein, es darf nicht mit mir gehen."

Noch einige Worte und Thränen, noch einige einfache Segenswünsche. Sie faßte ihr erschrecktes Kind in ihre Arme und eilte geräuschlos hinweg.

Fünftes Kapitel.

Mr. und Mrs. Shelby schliefen am nächsten Morgen etwas länger als gewöhnlich.

„Ich möchte wissen, wo Eliza steckt", sagte Mrs. Shelby, nachdem sie wiederholt geklingelt hatte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein farbiger Knabe trat mit dem Rasierwasser ein.

„Andy", sagte seine Herrin, „gehe einmal an Eliza's Thür und sage ihr, daß ich dreimal nach ihr geklingelt habe. Das arme Ding", fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Andy kehrte bald mit vor Erstaunen weit offenen Augen zurück. „Gott, Missis, Lizzy's Schubkästen sind alle offen und ihre Sachen liegen überall umher, und ich glaube, daß sie so eben ausgeräumt hat."

Die Wahrheit ging Mr. Shelby und seiner Gattin im gleichen Augenblick auf. Er rief: „Dann hat sie es vermutet und sich davon gemacht!"

„Gott sei Dank!" sagte Mrs. Shelby, „ich hoffe, daß sie es gethan hat."

„Du sprichst wie eine Thörin, es wird sehr unangenehm für mich sein, wenn sie es gethan hat. Haley sah, daß ich Anstand nahm, dieses Kind zu verkaufen, und er wird denken, daß ich dabei durch die Finger gesehen habe. Es geht meine Ehre an!" und Mr. Shelby verließ hastig das Zimmer.

Etwa eine Viertelstunde lang wurde gelaufen und geschrieen, Thüren geöffnet und geschlossen, und Köpfe in allen Farbenschattirungen zeigten sich an verschiedenen Orten des Hauses; nur eine Person, die einiges Licht auf die Sache hätte werfen können, schwieg völlig, und dies war die Oberköchin, Tante Chloe. Stumm und mit einer schweren Wolke auf ihrem sonst so freudigen Gesicht ging sie an die Bereitung des Frühstückszwiebacks.

In Kurzem saßen ein Dutzend junge Kobolde wie Krähen auf dem Verandageländer, denn Jeder wollte der Erste sein, welcher den fremden Master von seinem Unglück benachrichtigte.

Als endlich Haley gestiefelt und gespornt erschien, wurde er von

allen Seiten mit der schlimmen Nachricht begrüßt. Die Jungen unter der Veranda täuschten sich in ihrer Hoffnung, ihn fluchen zu hören, nicht, denn er that es mit einer Geläufigkeit und Inbrunst, welche sie Alle erstaunlich erfreute, und sie duckten sich und wichen bald hierhin bald dorthin aus, um dem Bereich seiner Reitpeitsche zu entrinnen, und wälzten sich schreiend und jauchzend auf dem welken Rasen unter der Veranda.

„Wenn ich nur die kleinen Teufel hätte!" murmelte Haley zwischen den Zähnen.

„Aber Sie haben sie nicht," sagte Andy mit einer triumphierenden Handbewegung.

„Hören Sie, Shelby, das ist eine merkwürdige Geschichte!" sagte Haley, als er unangemeldet in das Zimmer trat; „es scheint, daß das Mädchen sich mit ihrem Kleinen fortgemacht hat."

„Mr. Haley, Mrs. Shelby ist zugegen!"

„Ich bitte um Verzeihung, Madam", sagte Haley, sich leicht verbeugend, „aber ich sage dennoch, daß dies ein sonderbares Gerücht ist."

„Sir", sagte Mr. Shelby, „wenn Sie mir etwas mitzuteilen wünschen, so müssen Sie den Anstand eines Gentleman beobachten. Andy, nimm Mr. Haley den Hut und die Reitpeitsche ab. Setzen Sie sich nieder, Sir. Zu meinem Bedauern hat das junge Frauenzimmer in der Nacht ihr Kind genommen und sich entfernt."

„Ich habe in dieser Sache ein ehrliches Spiel erwartet, Sir", sagte Mr. Haley.

„Nun, Sir", sagte Mr. Shelby, indem er sich scharf gegen ihn umwendete, „was soll ich unter dieser Bemerkung verstehen? Wenn irgend jemand meine Ehre in Zweifel zieht, so habe ich für ihn nur eine einzige Antwort."

Der Händler wurde hierdurch einigermaßen in seine Schranken zurückgewiesen, und sagte in einem etwas herabgestimmten Ton, daß es für einen Menschen, der einen ehrlichen Handel geschlossen habe, schlimm sei, auf diese Weise an der Nase geführt zu werden.

„Mr. Haley", sagte Mr. Shelby, wenn ich nicht dächte, daß Sie, Grund zum Unmut hätten, so würde ich die unhöfliche Weise Ihres Eindringens in mein Zimmer nicht von Ihnen ertragen haben. Ueberdies fühle ich mich verpflichtet, Ihnen jeden möglichen Beistand in

Bezug auf Pferde und Diener zu leisten, um Ihnen Ihr Eigentum wieder zu verschaffen. Kurz, Haley", fügte er, plötzlich von dem Ton würdevoller Kälte zu seiner gewöhnlichen ungezwungenen Offenheit übergehend hinzu, „es wird für Sie das Beste sein, Ihre gute Laune zu bewahren und bei uns zu frühstücken, und dann werden wir sehen, was sich weiter thun läßt."

Mrs. Shelby erhob sich und sagte, daß ihre Geschäfte sie verhinderten, an dem Frühstückstisch den Vorsitz zu führen, gab einer sehr anständig aussehenden Mulattin den Auftrag, den Kaffee der Herren zu besorgen und verließ das Zimmer.

„Die alte Dame scheint Ihren gehorsamen Diener nicht besonders leiden zu können", sagte Haley.

„Ich bin nicht gewöhnt, von meiner Frau mit solcher Freiheit sprechen zu hören", erwiderte Mr. Shelby trocken.

„Verwünscht! er trägt die Nase verteufelt hoch, seit ich jene Papiere unterzeichnet habe", murmelte Haley vor sich hin. „Seit gestern ist er ganz großartig geworden."

Der Fall eines Premierministers kann kein größeres Aufsehen erregen, als der Bericht von Onkel Tom's Schicksal unter seinen Dienstgenossen, und im Hause wie im Felde wurde jetzt nichts gethan, als die wahrscheinlichen Folgen davon besprochen. Eliza's Flucht, auf dem Gute ein beispielloses Ereigniß, trug ebenfalls dazu bei, die allgemeine Aufregung zu erhöhen.

Der schwarze Sam, wie er genannt wurde, weil er schwärzer war als irgend ein anderer Nigger auf dem Gute, überlegte die Sache in allen Punkten mit einer Schärfe des Blickes und einer Rücksicht auf seine persönliche Wohlfahrt, die jedem Weißen Ehre gemacht haben würde.

„Das ist ein schlechter Wind, so viel ist gewiß", sagte Sam, indem er seine Beinkleider heraufzog und geschickt einen langen Nagel an die Stelle eines fehlenden Knopfes einsetzte.

„Ja, das muß ein schlechter Wind sein, der nirgend woher weht", wiederholte er; „jetzt ist Tom nieder. Nun natürlich wird Platz für einen andern Neger, um heraufzukommen — und warum nicht ich? Tom ist mit geputzten Stiefeln und einem Paß in seiner Tasche im Lande umher geritten wie ein großer Mann; warum sollte es nicht Sam auch thun?"

„Hollah, Sam. Der Herr ruft! Du sollst Bill und Jerry fangen!“ sagte Andy.

„Ei, was giebt es, Junge?“

„Nun, du scheinst nicht zu wissen, daß sich Lizzy davon gemacht hat und mit ihrem Jungen verschwunden ist.“

„Will das Ei klüger sein als die Henne?“ sagte Sam mit unendlicher Verachtung; „ich habe es weit früher gewußt als du.“

„Nun auf alle Fälle verlangt der Herr, daß Bill und Jerry so schnell als möglich aufgetrieben werden sollen, und du und ich sollen mit Mr. Haley gehen, um nach ihr zu sehen.“

„Gut, das ist recht“, sagte Sam; „jetzt wird Sam gerufen; er ist der rechte. Ich will sehen, ob ich sie fange. Der Master wird sehen, was Sam thun kann.“

„O Sam“, sagte Andy, „überlege es dir erst, denn die Missis wünscht nicht, daß sie gefangen wird, und sie wird dir in die Wolle fahren.“

„Was!“ rief Sam, indem er seine Augen weit aufriß, „woher weißt du das?“

„Ich habe sie heut früh selbst so sagen hören, als ich dem Master das Rasierwasser hereinbrachte. Und der Master sah aus wie toll und sagte: ‚Frau, du redest wie eine Närrin!‘ Aber sie wird ihn schon noch herumbringen. Es ist immer am besten, auf derselben Seite der Fenz zu stehen wie die Herrin, das kann ich dir sagen.“

Der schwarze Sam kratzte seinen Wollkopf, welcher keine sehr tiefe Weisheit, doch ein gut Teil von der Art enthielt, welche weiß, auf welcher Seite das Brod mit Butter gestrichen ist. Er blieb daher in ernsthafter Ueberlegung stehen und gab seinen Beinkleidern einen abermaligen Ruck.

„Ich hätte jedenfalls gesagt, daß die Missis die ganze Welt durchsucht haben würde, um Lizzy zu finden“, sagte er nachdenklich.

„Das würde sie auch“, antwortete Andy; „kannst du aber nicht durch eine Leiter sehen, du schwarzer Neger? Die Missis will nicht, daß jener Master Haley Lizzy's Jungen erhält.“

„Hei!“ sagte Sam mit einer unbeschreiblichen Betonung.

„Und ich will dir noch mehr sagen“, fuhr Andy fort, „du wirst am besten thun, dich auf den Weg nach den Pferden zu machen —

und zwar in aller Eile — denn ich habe die Missis nach dir fragen hören — du hast hier lange genug gefaullenzt."

Jetzt begann Sam sich ernstlich zu rühren, und nach kurzer Zeit erschien er mit Bill und Jerry, die er im Galopp auf das Haus zu gehen ließ. Haley's Pferd, ein feuriges junges Thier, schlug aus und zog an seinem Zügel.

„Hoho", meinte Sam, „bist du scheu?" Um sein schwarzes Gesicht flog ein eigentümlicher Ausdruck, „für dich werde ich sorgen."

Vor dem Hause stand eine große Buche, und die scharfen, dreieckigen Buchekern lagen dick über den Boden verstreut. Mit einer von diesen zwischen seinen Fingern näherte sich Sam dem Pferde, streichelte und klopfte es und schien es beschwichtigen zu wollen. Dabei ließ er geschickt die scharfe kleine Frucht daruntergleiten, daß der geringste Druck das empfindliche Thier unruhig machen mußte, ohne irgend eine bemerkbare Schramme zu hinterlassen.

„Da!" sagte er, indem er seine Augen mit einem selbstgefälligen Grinsen umherrollen ließ, „jetzt ist vorgesorgt."

In diesem Augenblick erschien Mrs. Shelby auf dem Balkon und winkte ihn herbei. Sam näherte sich ihr mit dem Entschlusse, alles zu thun was sie befehlen möchte.

„Weshalb hast du so lange gezaudert, Sam? Ich habe Andy zu dir geschickt, um dir Eile anzuempfehlen."

„Gott behüte Sie, Missis", antwortete Sam; „man kann die Pferde nicht in einer Minute fangen. Sie waren auf der Südweide und weit vom Hause."

„Sam, wie oft muß ich dir verbieten zu sagen: Gott behüte Sie! und Gott weiß! und so weiter — es ist sündhaft."

„O Gott behüte mich! ich hatte es ganz vergessen, Missis! ich werde es nicht mehr sagen."

„Ei Sam, du hast es so eben erst wieder gesagt."

„Wirklich? Weiß Gott! ich habe es nicht sagen wollen."

„Du mußt vorsichtig sein, Sam."

„Lassen Sie mich nur zu Athem kommen, Missis, ich werde sehr vorsichtig sein."

„Sam, du sollst mit Mr. Haley gehen, um ihm Beistand zu

leisten; sei vorsichtig mit den Pferden, du weißt, daß Jerry vergangene Woche etwas lahm war. Reite sie nicht zu schnell."

Die letzten Worte sprach Mrs. Shelby leise und mit Nachdruck.

„Ueberlassen Sie das nur mir!" entgegnete Sam, indem er seine Augen erhob; „weiß Gott! hei! ich habe es nicht sagen wollen!" rief er, plötzlich den Athem anhaltend, mit einem komischen Ausdruck, welcher seine Herrin zum lachen brachte. „Ja, Missis, ich werde die Pferde in acht nehmen."

„Nun Andy", sagte Sam, nachdem er unter die Buche zurückgekehrt war; „siehst du, ich würde mich ganz und gar nicht wundern, wenn der Gaul des fremden Herrn ausschlüge, sobald er ans Aufsitzen geht. Du weißt, Andy, daß die Pferde mitunter dergleichen Dinge thun."

„Hei!" rief Andy mit einer Miene augenblicklichen Verständnisses.

„Ja, siehst du, Andy, die Missis möchte Zeit gewinnen — das ist klar. Ich will ihr ein wenig dazu helfen. Nun binde die Pferde los und laß sie auf dem Platze bis an das Gehölz hinab herumspringen, und dann denke ich, daß der Master nicht so schnell fortkommen wird."

Andy grinste.

„Siehst du", fuhr Sam fort, „wenn es sich zutragen sollte, daß Master Haley's Pferd unruhig würde und sich nicht halten ließe, so müssen wir die unsern verlassen, um ihm zu helfen und wir wollen ihm helfen — jawol!" und Sam und Andy warfen ihre Köpfe zurück und brachen in ein leises Gelächter aus, indem sie mit den Fingern schnippten und die Hacken im höchsten Entzücken aufwarfen.

In diesem Augenblick erschien Haley unter der Veranda. Durch einige Tassen sehr guten Kaffee's einigermaßen besänftigt, kam er lächelnd heraus. Sam und Andy griffen an die Palmblattruinen die sie als Hüte zu betrachten gewohnt waren, und eilten nach dem Pferdepfosten.

„Nun, Burschen", rief Haley, „beeilt euch, wir haben keine Zeit zu versäumen."

„Wir wollen's schon machen, Master", antwortete Sam, indem er Haley den Zügel in die Hand gab und seinen Steigbügel hielt, während Andy die anderen beiden Pferde losband.

In dem Augenblick, wo Haley den Sattel berührte, sprang das

feurige Thier mit einem plötzlichen Satz in die Höhe und warf seinen Herrn auf den weichen, trocknen Rasen. Sam that mit einem Ausruf einen Griff nach den Zügeln, aber es stieß ihn zu Boden, schnaubte verächtlich, schlug hinten aus und galoppirte nach dem untern Ende des Rasenplatzes, wohin ihm Bill und Jerry folgten. Jetzt trat eine bunte Scene der Verwirrung ein. Sam und Andy liefen und schrieen, Hunde bellten, sämmtliche Negerjungen und Mädchen des Gutes liefen, klatschten in die Hände und schrieen mit übermäßiger Dienstfertigkeit und unermüdlichem Eifer.

Haley's Pferd schien an der Sache das größte Behagen zu finden, und da es einen Rasenplatz von beinahe einer halben Meile, der auf beiden Seiten allmälig in den Wald überging, zum Rennplan hatte, sich ein unendliches Vergnügen daraus zu machen, seine Verfolger so nahe als möglich herankommen zu lassen, und dann, wenn es im Bereich ihrer Hände war, schnaubend und mit einem Seitensprung davon zu jagen und sich tief in eine Waldallee zu verlieren. Nichts konnte weiter von Sam's Absicht entfernt sein, als irgend eines von den Pferden eher fangen zu lassen, als ihm angemessen erschien, und seine Anstrengungen waren wirklich äußerst heroisch.

Haley lief auf und ab, fluchte und schwor, und stampfte mit den Füßen, Mr. Shelby schrie vergeblich vom Balkon Befehle herab und Mrs. Shelby, die am Fenster ihres Zimmers stand, lachte und wunderte sich abwechselnd — nicht ohne eine Ahnung von dem, was der Verwirrung zu Grunde lag. Endlich — es mochte etwa zwölf Uhr sein, kam Sam auf Jerry sitzend wieder zum Vorschein. An seiner Seite befand sich Haley's Pferd, welches von Schweiß triefte, dessen blitzende Augen und weit offene Nüstern jedoch bewiesen, daß sein Freiheitsgeist sich noch nicht ganz hatte beschwichtigen lassen.

„Es ist gefangen!" rief er jubelnd, „wenn ich nicht gewesen wäre, so hätten sie sich Alle die Seele aus dem Leibe laufen können."

„Du!" murrte Haley, „wenn du nicht gewesen wärst, so würde dies nie geschehen sein."

„Gott sei uns gnädig, Master", antwortete Sam im Ton der tiefsten Betrübniß, „ich bin doch gelaufen und gerannt, daß mir der Schweiß den Rücken hinabläuft."

„Schon gut", sagte Haley, „du hast mit deinem verwünschten

Unsinn beinahe drei Stunden versäumt, jetzt wollen wir uns aber auf den Weg machen und die Narrheiten sein lassen."

„Ei, Master", erwiderte Sam bescheiden, „Sie wollen uns und die Pferde doch nicht umbringen? Wir sind Alle zum Umfallen müde und die Thiere triefen von Schweiß. Ei, der Master kann jetzt nicht daran denken, eher als nach Tisch aufzubrechen. Masters Pferd muß geputzt werden. Sehen Sie nur, wie es sich bespritzt hat. Und Jerry hinkt. Denken Sie nicht, daß die Missis uns so fortlassen würde. Gott behüte Sie, Master. Wir können es schon wieder einbringen. Lizzy ist nie eine große Fußgängerin gewesen."

Mrs. Shelby, die von der Veranda aus das Gespräch gehört hatte, trat vor, sprach höflich ihr Bedauern über Haley's Unfall aus, drang in ihn zum Mittagessen dazubleiben und sagte, daß die Köchin es sofort auf den Tisch bringen solle.

Da sich die Sache nicht mehr ändern ließ, begab sich Haley nach dem Gesellschaftszimmer, während Sam hinter ihm her eine unbeschreibliche Grimasse schnitt.

„Hast du ihn gesehen, Andy — hast du ihn gesehen?" sagte Sam, sobald er in den Stall gelangt war und das Pferd angebunden hatte. „Gott, es war besser wie eine Predigt, ihn umher tanzen und um sich stoßen und auf uns schimpfen zu sehen. Fluche nur zu, alter Junge", sagte ich zu mir, „willst du dein Pferd gleich haben oder willst du warten, bis du es kriegst?" sagte ich. „Gott, Andy, es ist mir, als ob ich ihn vor Augen hätte!"

Und Sam und Andy lehnten sich an die Wand und lachten nach Herzenslust.

„Du hättest nur sehen sollen, wie wild er aussah, als ich ihm das Pferd vorführte. Gott, er würde mich totgeschlagen haben, wenn er es gewagt hätte, und ich stand ganz bescheiden vor ihm."

„O, ich habe dich wol gesehen", entgegnete Andy. „Du bist ein rechter, alter Gaul, Sam."

„Das denke ich auch", sagte Sam. „Hast du nicht die Missis oben am Fenster gesehen? ich sah sie lachen."

„Ich bin so gerannt, daß ich nichts gesehen habe," erwiderte Andy.

„Nun, siehst du", sagte Sam, indem er daran ging, Haley's Pony zu waschen, „ich habe die Gewohnheit angenommen zu hobserviren,

Andy; es ist eine sehr wichtige Gewohnheit, und ich empfehle sie dir. Hebe den Hinterfuß auf, Andy. Siehst du, das Hobserviren ist das einzige, was einen Unterschied macht. Habe ich nicht schon heute früh gesehen, was die Missis wollte, wenn sie auch kein Wort davon sprach. Das nenne ich hobserviren."

„O, wenn ich dir nicht zum hobserviren geholfen hätte."

„Andy", sagte Sam, „du bist ein vielversprechendes Kind, das läßt sich nicht bezweifeln; ich denke sehr gut von dir, Andy. Und nun wollen wir nach dem Hause gehen, ich bin überzeugt, daß die Missis uns ein ungemein gutes Mittagsessen geben wird."

Sechstes Kapitel.

Man kann sich kein trostloseres menschliches Wesen vorstellen als Eliza, indem sie ihre Schritte von Onkel Tom's Hütte hinweglenkte.

Der bereifte Boden knarrte unter ihren Füßen. Jedes zitternde Blatt, jeder Schatten trieb ihr das Blut nach dem Herzen und beschleunigte ihre Schritte, während ihre bleichen Lippen fortwährend murmelten: „Hilf mir, Herr, rette mich!"

Das Kind schlief.

Die Grenzen des Gutes, die Bäume zogen undeutlich an ihr vorüber und sie ruhte nicht eher, als bis der sich rötende Morgenhimmel sie meilenweit von allen bekannten Gegenständen auf der offenen Landstraße sah.

Sie war oft mit ihrer Herrin in dem Städtchen T—, unfern des Ohio gewesen, und kannte den Weg dorthin vollkommen. Dahin zu gehen, über den Ohio zu fliehen, war ihr Plan.

Sobald sich Fuhrwerke auf der Landstraße zu zeigen begannen, bemerkte sie, daß ihre verstörte Miene sie zum Gegenstand des Verdachtes machen könnte. Sie stellte den Knaben daher auf den Boden, brachte ihr Kleid und ihren Hut in Ordnung, und ging weiter. Sie hatte in ihrem Bündelchen einen Vorrat von Kuchen und Aepfeln,

welche sie als Hilfsmittel, um die Schnelligkeit des Kindes zu befördern, anwendete, indem sie die Aepfel einige Schritte weit vorausrollte, worauf der Knabe danach lief — und diese oft wiederholte List brachte sie über manche halbe Meile hinweg.

Nach einiger Zeit gelangte sie an ein dicht bewaldetes Stück Landes, durch welches ein heller Bach rieselte. Da das Kind über Hunger und Durst klagte, kletterte sie mit ihm über die Fenz, setzte sich hinter ein großes Felsstück, welches sie nach dem Wege zu versteckte, und gab ihm aus ihrem Päckchen ein Frühstück. Der Knabe wunderte sich, daß sie nicht essen konnte, und als er seine Arme um ihren Hals schlang und ihr ein Stück von seinem Kuchen in den Mund zu schieben suchte, rief sie:

„Nein, nein, liebster Harry, die Mutter kann nicht eher essen, als bis du in Sicherheit bist! Wir müssen weiter — immer weiter, bis wir an den Fluß kommen."

Und sie eilte wieder auf die Straße und zwang sich abermals ruhig vorwärts zu gehen.

Sie war mehrere Meilen über die Gegend, wo man sie kannte, hinaus. Da sie so weiß war, daß man nicht sogleich ihre farbige Abstammung zu erkennen vermochte, war es für sie weit leichter, unbeargwohnt durchzukommen.

Sie hielt um die Mittagszeit vor einem hübschen Farmhause an, um auszuruhen und etwas zum Mittagessen für ihr Kind und sich zu kaufen, da sie Müdigkeit und Hunger verspürte.

Die freundliche Bäuerin schien Vergnügen daran zu finden, daß Jemand kam, um mit ihr zu plaudern, und nahm ohne weiteres an, daß Eliza „ein Stück weit gehe, um bei ihren Freunden eine Woche zu verleben".

Eine Stunde vor Sonnenuntergang gelangte sie müde und mit wunden Füßen nach T. Ihr erster Blick war auf den Fluß geheftet, welcher wie der Jordan zwischen ihr und dem Kanaan der Freiheit auf der anderen Seite lag.

Der Fluß ging mit Eis, das sich in großen Massen an einen Landvorsprung legte, der zum Kentuckyufer gehörte.

Eliza stand am Ufer, betrachtete einen Augenblick die Eisschollen, welche, wie sie sofort einsah, das gewöhnliche Fährboot zurückhalten

mußten, und begab sich darauf in ein kleines Wirtshaus am Ufer, um Nachfrage anzustellen.

Die Wirtin, welche am Feuer mit der Abendmahlzeit beschäftigt war, wendete sich um, als Eliza's liebliche Stimme ertönte.

„Was giebt es?" fragte sie.

„Giebt es keine Fähre, kein Boot hier, um nach R—y überzufahren?" fragte Eliza.

„Nein, die Boote fahren nicht mehr", sagte die Frau.

Eliza's verstörte Miene fiel ihr auf und sie sagte forschend:

„Ihr möchtet wol hinüber? Ist jemand krank? Ihr scheint sehr ängstlich zu sein."

„Ich habe ein Kind, das in großer Gefahr schwebt", sagte Eliza, „ich habe es erst gestern Abend gehört und bin heut eine große Strecke weit gegangen, weil ich hoffte, noch an die Fähre zu kommen."

„Das trifft sich unglücklich", meinte die Frau, deren mütterliche Teilnahme erregt wurde. „Ihr thut mir wirklich leid. Salomo!" rief sie aus dem Fenster, und ein Mann in einer Lederschürze zeigte sich an der Thür.

„Höre, Salomo", fragte die Frau, „wird der Mann die Fässer noch heut Abend hinüberschaffen?"

„Er hat gesagt, daß er es versuchen würde."

„Ein Stück flußabwärts ist ein Mann, der heut Abend mit Waaren hinüber will; er wird zum Abendessen herkommen. Das ist ein hübsches, kleines Bürschchen", fügte die Frau hinzu, indem sie Harry einen Kuchen anbot.

Das völlig erschöpfte Kind begann jedoch vor Müdigkeit zu weinen.

„Der arme Bursche, er ist nicht an das Laufen gewöhnt und ich habe ihn sehr übereilt", sagte Eliza.

„Nun, bringt ihn in dieses Zimmer hier", meinte die Frau, indem sie ein kleines Schlafzimmer mit einem Bett öffnete. Eliza legte den müden Knaben hin und hielt seine Hände in den ihren, bis er fest eingeschlafen war. Für sie gab es keine Ruhe. Der Gedanke an die Verfolger trieb sie vorwärts, und sie blickte mit sehnenden Augen auf die trüben, stürmischen Wellen, welche zwischen ihr und der Freiheit lagen. —

Obgleich Mrs. Shelby versprochen hatte, daß das Mittagessen in

aller Eile auf den Tisch kommen sollte, zeigte sich doch bald, daß zu einem Handel mehr als eine Person gehört. Wenn der Befehl auch in Haley's Beisein gegeben und durch ein halbes Dutzend jugendlicher Boten an Tante Chloe überbracht worden war, so ließ diese doch nur einige mürrische Laute vernehmen und unternahm alles ungewöhnlich langsam.

Unter der Dienerschaft flüsterte man, daß die Missis über eine Verzögerung nicht erzürnt sein würde, und es war wunderbar, welche Menge von Unfällen sich ereigneten, um den gewöhnlichen Lauf der Dinge auszudehnen.

Ein unglückseliger Schlingel warf die Bratenbrühe hin und dann mußte neue gemacht werden, wobei Tante Chloe die Aufsicht führte, und auf alle Einschärfungen, sich zu beeilen, die kurze Antwort gab, daß sie keine Lust habe, schlechte Brühe auf den Tisch zu bringen.

Von Zeit zu Zeit wurde kichernd die Nachricht in die Küche gebracht, daß Mr. Haley keine Ruhe auf seinem Stuhl habe, sondern beständig umher gehe.

„Das geschieht ihm schon recht", sagte Tante Chloe entrüstet, „er wird noch einmal schlimmer als unruhig werden, wenn er sich nicht bessert. Sein Herr wird ihn holen, und dann wollen wir sehen, welches Gesicht er machen wird."

„Er wird sicherlich in die Hölle kommen", sagte der kleine Jake.

„Er verdient es", erwiderte Tante Chloe grimmig, „er hat viele Herzen gebrochen — ich sage euch Allen", rief sie, sich mit einer erhobenen Gabel in der Hand umdrehend, „es ist gerade wie das, was Mr. George in der Offenbarung gelesen hat. Die Seelen rufen unter dem Altar! und sie schreien zum Herrn um Rache über solche wie er! Und der Herr wird sie schon hören."

Man hörte Tante Chloe, die in der Küche sehr verehrt wurde, mit offenen Mäulern zu, und nachdem das Essen auf den Tisch gebracht worden war, hatte die ganze Küche Muße, mit ihr zu plaudern.

„Kinder!" rief eine Stimme, bei der sie Alle zusammenschraken. Es war Onkel Tom, der horchend an der Thüre stand.

„Kinder! ich fürchte, daß ihr nicht wißt, was ihr sagt."

„Schreit nicht die Natur selbst gegen sie!" sagte Tante Chloe; „reißen sie nicht den Säugling von der Mutterbrust und verkaufen

ihn, reißen sie nicht Mann und Weib auseinander? wenn es gerade so gut ist, als ob ihnen das Leben genommen würde, und fühlen sie dabei nur das Mindeste? Gott, wenn sie der Teufel nicht holt, so möchte ich wissen, wozu er gut ist." Tante Chloe bedeckte ihr Gesicht mit ihrer gewürfelten Schürze und begann ernstlich zu schluchzen.

„Bete für die, so dich beleidigen, sagt die Bibel!" meinte Tom.

„Beten! für sie!" sagte Tante Chloe; „Gott, das ist zu schwer; ich kann nicht für sie beten."

„Es ist natürlich, Chloe, und die Natur ist stark", sagte Tom, „aber die Gnade des Herrn ist stärker, und übrigens solltest du Gott danken, daß du nicht so bist wie Haley.

Es freut mich, daß der Master nicht diesen Morgen fortgegangen ist. Das hätte mir weher gethan als das Verkaufen."

Es klingelte und Tom wurde in das Gesellschaftszimmer gerufen. „Tom", sagte sein Herr gütig; „ich wünsche dir bemerklich zu machen, daß ich mich gegen diesen Herrn mit tausend Dollars verbürgt habe, daß du zur Stelle sein wirst, wenn er deiner bedarf. Er geht heut fort, um nach andern Geschäften zu sehen, und du kannst den Tag für dich benutzen."

„Dank Ihnen, Master", sagte Tom.

„Und passe auf", sagte der Händler, „und komm deinem Herrn nicht etwa mit einem von deinen Niggerstreichen, denn ich werde ihm das Geld bis auf den letzten Cent abnehmen, wenn du nicht da bist."

„Master", sagte Tom, „ich war gerade acht Jahre alt, als die Missis Sie in meine Arme legte und Sie noch kein Jahr alt waren. Da sagte sie: „Tom, das wird dein junger Herr sein, habe Acht auf ihn." Und jetzt frage ich Sie nur, Master, ob ich jemals mein Wort gegen Sie gebrochen oder Ihnen Ungehorsam bewiesen habe, besonders seit ich ein Christ bin?"

Mr. Shelby war tief gerührt und Thränen stiegen ihm in die Augen. „Mein guter Bursche", sagte er, „Gott weiß, daß du nicht mehr als die Wahrheit sagst, und wenn ich im Stande wäre es zu ändern, so würde ich dich um die ganze Welt nicht verkaufen."

„Und so wahr ich eine Christin bin", fügte Mrs. Shelby hinzu, „so wirst du wieder gekauft werden, sobald ich auf irgend eine Weise

die Mittel zusammenbringen kann. Sir, schreiben Sie mir, an wen Sie ihn verkaufen."

„Ja, das will ich gern thun", antwortete der Händler, „ich werde ihn vielleicht in einem Jahre zurückbringen, ohne daß ihm die Abnutzung in der Arbeit viel geschadet hat und ihn wieder an Sie verkaufen."

„Ich werde dann mit Ihnen handeln, und es soll Ihr Nachteil nicht sein", sagte Mrs. Shelby.

„Natürlich!" antwortete der Händler, „mir ist es gleich. Ich handle eben so gern flußaufwärts wie abwärts, wenn ich nur ein gutes Geschäft mache."

Um zwei Uhr führten Sam und Andy die Pferde vor.

„Euer Herr hält wol keine Hunde?" fragte Haley nachdenklich, als er sich zum Aufsitzen anschickte.

„Eine ganze Menge", erwiderte Sam. „Sehen Sie dort, Bruno, das ist ein Kerl, und außerdem hält noch jeder unter uns einen Kläffer."

„Aber euer Herr hält keine Hunde um Neger aufzuspüren?"

Sam wußte recht gut, was er meinte, aber er behielt seine Miene verzweifelter Einfalt bei. „Alle unsere Hunde haben einen scharfen Geruch. Sie sind die besten Spürhunde auf alles, wenn man sie auf die Spur setzt. Hierher, Bruno!" und er pfiff dem schwerfälligen Neufundländer, welcher mit stürmischen Sätzen auf ihn zusprang.

„Geh an den Galgen!" sagte Haley, indem er aufstieg, „beeile dich, daß du auf das Pferd kommst."

Sam sprang dem Befehl gemäß auf und wußte dabei Andy mit einem geschickten Handgriff so zu kitzeln, daß dieser in lautes Lachen ausbrach. Haley war darüber entrüstet und hieb mit der Reitpeitsche nach ihm.

„Ich bin erstaunt, Andy", sagte Sam. „Dies ist ein ernsthaftes Geschäft; du mußt nicht denken, daß es ein Spaß ist."

„Ich werde den geraden Weg nach dem Flusse einschlagen", sagte Haley, sobald sie an die Grenze des Gutes gelangt waren.

„Ganz gewiß", antwortete Sam, „Mr. Haley hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Nun giebt es zwei Straßen nach dem Flusse

— den Fußweg und die Chaussee; ich bin überzeugt, daß Lizzy den Fußweg eingeschlagen hat, weil er am wenigsten begangen wird."

Haley ließ sich, trotzdem er ein alter Vogel war, doch von dieser Ansicht einnehmen.

„Wenn ihr beide nur nicht so verwünschte Lügner wäret", sagte er.

„Natürlich", sagte Sam, „kann der Master thun, was er will, er kann den geraden Weg nehmen, wenn es der Master für das Beste hält — uns ist es eins. Wenn ich es mir überlege, so denke ich am Ende auch, daß der gerade Weg der beste ist.

„Es ist natürlich, daß sie einen einsamen Weg eingeschlagen haben wird", bemerkte Haley.

„Das läßt sich nicht behaupten", meinte Sam, „die Weiber thun nicht, was man von ihnen denkt, sondern gewöhnlich das Gegenteil. Meine Meinung ist die, daß Lizzy den Fußweg eingeschlagen hat, und ich denke daher, daß wir am besten thun, auf dem geraden zu gehen."

Haley sagte entschieden, daß er den andern einschlagen werde, und fragte Sam, wann sie an denselben gelangen würden.

„Etwas weiterhin", antwortete Sam, indem er Andy zublinzelte, und fügte ernsthaft hinzu: „Aber ich habe über die Sache nachgedacht, und bin überzeugt, daß wir nicht auf jenem Wege gehen sollten; ich bin nie darauf gewesen, er ist verzweifelt einsam und wir könnten uns verirren."

„Ich werde trotz alledem den Weg einschlagen", sagte Haley.

„Jetzt, da ich daran denke, fällt mir ein, daß der Weg unten am Bache versperrt ist, nicht wahr, Andy?" Andy wußte es nicht gewiß.

Sobald Sam den Weg anzeigte, schlug Haley denselben ein. Es war in der That ein alter Weg, welcher früher an den Fluß geführt hatte, aber nach der Anlegung der neuen Straße schon seit vielen Jahren verlassen. Man konnte etwa eine Stunde lang unbehindert darauf reiten, aber von da an war er durch Felder und Zäune versperrt. Sam kannte diesen Umstand vollkommen, er ritt mit der Miene pflichtschuldiger Unterwürfigkeit weiter und stöhnte nur zuweilen, daß er verzweifelt schlecht für Jerry's Füße sei.

„Hörst du", sagte Haley, „ich kenne dich, du wirst mich mit all deinem Lärm nicht abbringen — also beruhige dich."

„Der Master muß seinen Willen haben", antwortete Sam mit einem unterwürfigen Gesicht.

Sam that, als ob er sich fortwährend umschaue. Bald rief er, daß er einen Weiberhut auf dem Gipfel einer fernen Anhöhe erblicke; bald fragte er Andy, ob das dort im Thale nicht Lizzy sei, aber stets fanden diese Ausrufe in einem felsigen Teil des Weges statt, wo die Beschleunigung der Schnelligkeit ganz besonders unbequem war, und er erhielt auf diese Weise Haley in beständiger Aufregung.

Nach etwa einer Stunde gelangte die ganze Gesellschaft plötzlich in einen Wirtschaftshof, der zu einem bedeutenden Gut gehörte. Man sah keine Seele, da sämmtliche Arbeiter auf dem Felde beschäftigt waren, da aber die Scheune quer über den Weg gebaut war, zeigte es sich, daß ihre Reise in dieser Richtung ihr Ende erreicht hatte.

„Ist es nicht gerade so, wie ich es dem Master gesagt hatte?" sagte Sam mit der Miene beleidigter Unschuld; „wie können fremde Herren erwarten, daß sie eine Gegend besser kennen als diejenigen, welche darin geboren und aufgewachsen sind?"

„Du Schurke", sagte Haley, „du hast es recht gut gewußt."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich es wisse? aber Sie wollten mir nicht glauben. Ich habe dem Master gesagt, daß ich nicht glaubte, daß wir durchkommen könnten."

Es war zu richtig, als daß es bestritten werden konnte, der Sklavenhändler mußte seinen Zorn herunterschlucken, und alle Drei schwenkten ab nach der Landstraße.

In Folge dieser Verzögerungen vergingen etwa fünfzig Minuten, nachdem Eliza ihr Kind in dem Dorfwirtshause schlafen gelegt hatte, ehe die Gesellschaft vor demselben anritt. Eliza stand am Fenster und blickte nach einer andern Seite, als Sam's scharfes Auge ihrer ansichtig wurde. Haley und Andy waren nur zwei Schritte hinter ihm. Da richtete es Sam so ein, daß der Wind ihm den Hut vom Kopfe wehte, und er ließ einen Ausruf vernehmen. Eliza zog sich zurück und die Reiter begaben sich an dem Fenster vorüber nach der Vorderthür. Das Zimmer hatte eine Seitenthür nach dem Flusse hinaus. Eliza erfaßte ihr Kind und sprang die Treppe hinunter. Der Sklavenhändler erblickte sie, als sie eben hinter dem Ufer verschwand, warf sich von seinem Pferde, rief Sam und Andy laut zu, ihm zu

folgen und war sogleich hinter ihr her, wie ein Bluthund hinter einem Reh.

Es schien, als ob ihre Füße kaum den Boden berührten und sie war schnell am Rande des Wassers. Die Verfolger waren ihr dicht auf dem Fuße, und mit einer Kraft, wie sie Gott nur den Verzweifelten verleiht, sprang sie mit einem wilden Schrei über die trübe Strömung am Ufer bis auf die nächste Eisscholle. Es war ein ungeheurer Satz. Haley, Sam und Andy stießen einen Schrei aus und erhoben ihre Hände, als sie es that.

Das ungeheure grüne Eisstück, auf welches sie geriet, schwankte und knarrte, aber sie verweilte hier keinen Augenblick, sondern sprang mit verzweifelter Energie auf eine andere und wieder auf eine andere Scholle.

Strauchelnd — springend — gleitend weiter, immer weiter — sie hatte ihre Schuhe verloren, die Strümpfe von den Füßen gerissen, Blut bezeichnet jeden Schritt, aber sie sieht nichts — fühlt nichts, bis sie endlich undeutlich wie in einem Traum die Ohioseite erblickt und ein Mann ihr das Ufer hinauf hilft.

„Du bist ein wackeres Mädchen, wer du auch sein magst", sagte er.

Eliza erkannte die Stimme und das Gesicht eines Mannes, welcher ein unfern von ihrer Heimat gelegenes Gut besaß.

„O Mr. Symmes, retten Sie mich, verstecken Sie mich!" rief Eliza.

„Ei, was ist das?" fragte der Mann. „Wahrhaftig, es ist Shelby's Mädchen."

„Mein Kind — dieser Knabe! Er hat ihn verkauft. Dort ist sein Master", sagte sie, auf das Kentuckyufer deutend; „o Mr. Symmes, Sie haben selbst einen kleinen Knaben."

„Den habe ich", sagte der Mann, als er sie das steile Ufer hinaufzog. „Uebrigens bist du eine wackere Dirne, ich liebe den Mut, wo ich ihn auch sehe."

Sobald sie die Höhe des Ufers erreicht hatte, blieb der Mann stehen.

„Ich würde gern etwas für dich thun", sagte er, „aber ich wüßte nicht, wohin ich dich bringen könnte. Das Beste, was ich thun kann, ist, daß ich dir sage, dorthin zu gehen", sagte er, indem er auf ein großes, weißes Haus deutete, welches etwas abseits stand. „Geh

dorthin, die Leute sind gut, es giebt keine Art von Gefahr, aus der sie dir nicht helfen würden — sie sind in dergleichen Dingen bewandert."

„Gott segne Sie", sagte Eliza innig.

„Es ist gern geschehen", sagte der Mann, „was ich gethan habe, ist nicht viel."

„O Sir, Sie werden es aber doch keinem sagen."

„Geh zum Donner, Mädchen! wofür hältst du mich?" antwortete der Mann. „Komm, mache dich auf den Weg wie ein vernünftiges Mädchen. Du hast deine Freiheit verdient und jetzt sollst du sie haben, wenn ich etwas dazu thun kann."

Eliza drückte ihr Kind an ihren Busen und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Der Mann blickte ihr nach, indem er zu sich selbst sagte:

„Nun, Shelby wird dies vielleicht nicht für die freundschaftlichste Sache halten, was soll aber einer thun? Wenn er eines von meinen Mädchen in derselben Not findet, so gebe ich ihm gern die Erlaubniß, dasselbe zu thun. Ich habe nie ein Geschöpf keuchen und sich retten sehen können, wenn die Hunde hinter ihm waren, ohne daß ich gewünscht hätte, ihm zu helfen."

Haley war ein versteinerter Zuschauer gewesen, bis das Mädchen auf der Höhe verschwand; dann wendete er sich mit verblüffter Miene nach Sam und Andy um.

„Das war ein ganz leidliches Geschäft", sagte Sam.

„Das Mädchen hat sieben Teufel im Leibe", rief Haley. „Sie sprang wie eine wilde Katze."

„Nun", meinte Sam, indem er sich im Kopfe kratzte; „ich hoffe, daß der Master nicht verlangen wird, daß wir den Weg versuchen; ich glaube nicht, daß ich dazu rüstig genug bin." Und Sam ließ ein dumpfes Kichern vernehmen.

„Du lachst!" murrte der Händler.

„Gott behüte Sie, Master, ich kann nicht anders", sagte Sam, der sich jetzt seiner lang verhaltenen Freude hingab. „Sie sah so kurios aus, wie sie dort sprang und setzte, wie das Eis krachte und sie darüber flog. Gott, welche Sätze sie machte!"

Und Sam und Andy lachten, daß ihnen die Thränen über die Backen liefen.

„Ich werde dafür sorgen, daß ihr auf der andern Seite des Maules lacht", schrie der Sklavenhändler, indem er ihnen mit seiner Reitpeitsche über die Köpfe schlug.

Beide duckten sich, liefen schreiend das Ufer hinauf und waren auf ihren Pferden, ehe er sie erreichte.

„Guten Abend, Master", sagte Sam, „ich fürchte, daß die Missis um Jerry ängstlich sein wird, sie würde nicht zugeben, daß wir heute Abend mit den Thieren über Lizzy's Brücke ritten."

Und er machte sich auf den Weg, indem er Andy einen Stoß in die Rippen gab. Jener galoppirte ihm nach und ihr Gelächter verklang allmälig im Winde.

Siebentes Kapitel.

Der Abendnebel umhüllte Eliza, und der angeschwollene Strom bildete zwischen ihr und ihren Verfolgern eine unüberwindliche Schranke.

Haley kehrte daher langsam in das kleine Wirtshaus zurück, um über das, was weiter zu thun sei, nachzudenken. Die Wirtin öffnete die Thür eines kleinen Zimmers, worin ein Tisch stand. Eine lange Bank von hartem Holz zog sich bis dicht an den Kamin hin, und hier setzte sich Haley nieder, um über die Unbeständigkeit der menschlichen Hoffnungen nachzudenken.

Er wurde durch die laute mißtönende Stimme eines Mannes aufgeschreckt, welcher vor der Thür abzusteigen schien. Er eilte an das Fenster und dann hinaus.

An dem Tisch in der Ecke des Schenkzimmers stand ein muskulöser Mann von sechs Fuß Höhe und verhältnißmäßiger Breite. Er trug einen Rock von Büffelfell, mit den Haaren nach außen, was ihm ein wildes Aussehen verlieh.

Er war von einem Reisegefährten begleitet, gelenkig in seinen Bewegungen und in den stechenden, schwarzen Augen einen spähenden Ausdruck. Seine dünne, lange Nase ragte hervor, als ob sie begierig

darnach strebe, sich in alles einzubohren. Selbst seine spärlichen, schwarzen Haare waren vorwärts gerichtet.

Der starke Mann schenkte sich ein Glas halb voll Branntwein und stürzte es ohne ein Wort zu sprechen hinab; der kleine Mann stand auf den Zehen, legte seinen Kopf zuerst auf die eine, dann auf die andere Seite, schnüffelte nach der Richtung der verschiedenen Flaschen hin und bestellte endlich mit dünner Stimme einen Pfeffermünz.

Als ihm dieser eingeschenkt wurde, betrachtete er ihn mit einer selbstgefälligen Miene und begann, ihn in kurzen Zügen hinab zu schlürfen.

„Nein, wer hätte gedacht, daß ich solches Glück haben würde! Ei Loker, wie geht es euch?" sagte Haley, indem er vortrat und dem großen Manne seine Hand hinstreckte.

„Der Teufel!" lautete die höfliche Antwort, „was führt euch hierher?"

Der gelenkige Mann, welcher den Namen Marks führte, hielt augenblicklich im Schlürfen inne, streckte den Kopf vor und blickte den neuen Bekannten schlau an, wie eine Katze auf ein sich bewegendes, dürres Blatt schaut.

„Hört Tom, das ist das Glücklichste, was mir passieren kann; ich bin in einer verteufelten Patsche und Ihr müßt mir heraushelfen."

„Oho, das ist wahrscheinlich genug. Man kann ziemlich sicher sein, wenn Ihr euch freut, Einen zu sehen, ist etwas an ihm zu verdienen. Was giebt es?"

„Ihr habt einen Freund hier", sagte Haley mit einem Blick auf Marks, „wol ein Compagnon?"

„Ja, das ist er. Hier Marks, das ist der Kerl, mit dem ich in Natchez ein Geschäft hatte."

„Es soll mich freuen, seine Bekanntschaft zu machen", sagte Marks, indem er seine lange dünne Hand herausstreckte. „Mr. Haley, glaube ich?"

„Das ist mein Name, Sir", sagte Haley, „aber da wir uns so glücklich getroffen haben, will ich euch in diesem Zimmer tractieren. Nun, Alter", fuhr er gegen den Mann am Schenktische gewendet fort, „bringt uns heißes Wasser, Zucker, Cigarren und eine reichliche Quantität von ächtem Stoff. Wir wollen es uns wohl sein lassen."

Die Lichter wurden angezündet, das Feuer im Kamin zum brennen gebracht, und die Drei setzten sich um den Tisch.

Haley begann eine Erzählung seiner Not. Loker preßte den Mund zusammen und hörte ihm mit mürrischer Aufmerksamkeit zu, Marks, welcher sich geschäftig ein Glas Punsch nach seinem Geschmack braute, blickte von Zeit zu Zeit auf, stieß mit seiner scharfen Nase und seinem Kinn beinahe in Haley's Gesicht und zollte der ganzen Erzählung die ernstlichste Beachtung. Ihr Ende schien ihn ungemein zu belustigen, denn er schüttelte sich schweigend und verzog seine dünnen Lippen. „Sie sitzen also auf dem Trocknen", sagte er; „hihihi! es ist sehr nett abgemacht worden."

„Das Kindergeschäft macht einem im Handel ungeheuer viel zu schaffen!" sagte Haley kläglich.

„Pah!" sagte Tom Loker, „Ihr wißt es nicht recht anzufangen. Meine Mädchen machen keinen solchen Spectakel. Das kann ich euch sagen."

„Wirklich! wie könnt Ihr es ändern?" sagte Marks schnell.

„Aendern? Wenn ich ein Weib kaufe und sie hat ein Kind, so gehe ich zu ihr und halte ihr meine Fäuste vor das Gesicht und sage: „Schau her, wenn du mich eine einzige Klage hören läßt, so schlage ich dir das Gesicht ein. Dieses Kind ist mein und du hast nichts mit ihm zu schaffen. Ich werde es verkaufen sobald ich kann, und daß du keinen Spectakel deshalb machst, sonst sollst du wünschen, daß du nie geboren wärest." Ich sage euch, sie sehen, daß es kein Kinderspiel ist. Ich mache sie stumm wie die Fische und wenn eine von ihnen zu belfern beginnt — nun —" und Mr. Loker schlug mit seiner Faust schallend auf den Tisch, so daß ihn beide genügend verstanden.

„Das nenne ich Nachdruck", sagte Marks, „ist Tom nicht ein eigentümlicher Kauz? Hört, Tom, ich glaube, daß Ihr ihnen Verständniß beibringt, denn alle Neger haben Wollköpfe. Sie haben nie Zweifel über den Sinn eurer Worte. Tom, wenn Ihr nicht der Teufel seid, so seid Ihr sein Zwillingsbruder."

Tom machte das freundlichste Gesicht, welches sich mit seiner Natur vertrug.

Haley sagte: „Nun, Tom, Ihr treibt es wirklich zu schlimm; das habe ich euch stets gesagt, Ihr wißt, daß ich unten in Natchez mit euch

über dergleichen Dinge zu reden pflegte und daß ich euch bewies, daß wir gerade eben so viel verdienten, wenn wir sie gut behandelten, außerdem daß wir eine bessere Aussicht darauf hätten, in den Himmel zu kommen, wenn es ans Sterben geht und sonst nichts mehr anzufangen ist."

„Pah", sagte Tom, „wahrhaftig, das weiß ich nur zu gut. Macht mir mit eurem Zeug nicht übel; mein Magen ist so etwas angegriffen", und Tom trank ein halbes Glas unvermischten Branntwein.

„Nun", fuhr Haley fort, „ich muß sagen, daß ich stets meinen Handel so betrieben habe, daß ich vor allem so viel Geld daran verdiente, wie irgend ein Anderer, aber das Handeln ist nicht das einzige, denn wir haben Alle Seelen. Ich glaube an die Religion, und wenn ich dereinst mein Schäfchen ins Trockne gebracht habe, so gedenke ich für meine Seele zu sorgen; was nutzt es, mehr Böses zu thun als wirklich notwendig ist?"

„Für eure Seele sorgen!" wiederholte Tom verächtlich. „Das muß ein scharfes Auge sein, das in euch eine Seele findet. In dieser Beziehung könnt Ihr euch nur alle Sorgen ersparen, der Teufel wird keine bei euch finden, wenn er euch auch durch ein Haarsieb schüttelt."

„Ei, Tom, Ihr seid mißlaunig", sagte Haley; „warum könnt Ihr es nicht gut aufnehmen, wenn Einer zu eurem Besten spricht."

„Stellt das Salbaldern ein", erwiderte Tom mürrisch; „ich kann euer Geschwätz ertragen, nur nicht das fromme, das bringt mich geradezu um. Worin besteht der Unterschied zwischen euch und mir? Es ist reine Hundegemeinheit — Ihr wollt den Teufel betrügen und eure Haut erretten. Ich durchschaue euch wol, und was eure Religiosität betrifft, so ist es wahrhaftig zu gemein: wenn Einer sein ganzes Leben hindurch eine Rechnung beim Teufel hat auflaufen lassen, und dann, wenn der Zahltag kommt, sich davon schleicht."

„Ruhig, Ihr Herren, auf diese Weise macht man keine Geschäfte", sagte Marks, „es giebt verschiedene Arten, die Dinge zu betrachten. Mr. Haley ist sicherlich ein Mann, der sein Privatgewissen hat, und Tom, Ihr habt eure Weise, und es ist eine ganz gute Weise. Aber das Zanken, wißt Ihr, nutzt gar nichts. Nun, Mr. Haley, wie steht es? Sie verlangen, daß wir es übernehmen jenes Mädchen einzufangen."

„Das Mädchen ist nicht meine Sache, sie gehört Shelby, es ist nur der Junge. Ich war ein Narr, daß ich den Affen kaufte."

„Ihr seid gewöhnlich ein Narr!" sagte Tom.

„Ruhig, Loker", sagte Marks, seine Lippen leckend, „Ihr seht, daß Mr. Haley uns ein gutes Geschäft übertragen will. In dergleichen Dingen bin ich stark. Wie sieht das Mädchen aus, Mr. Haley?"

„Nun, sie ist weiß und hübsch und hat eine gute Erziehung gehabt. Ich würde Shelby achthundert bis tausend für sie gegeben und dann noch an ihr verdient haben."

„Weiß und hübsch, und gut erzogen!" rief Marks, dessen Augen, Nase und Mund von Unternehmungslust belebt wurden. „Schaut her, Loker, das sind herrliche Aussichten. Wir werden hier ein Geschäft auf unsere eigne Rechnung machen können. Wir fangen sie, der Junge wird natürlich an Mr. Haley abgegeben, und wir schaffen das Mädchen nach Orleans, um sie zu verkaufen. Ist es nicht wunderschön?"

Tom, dessen großer Mund während dieser Mitteilung halb offen gestanden hatte, ließ ihn jetzt plötzlich zuschnappen, und schien die Sache gemächlich zu verdauen.

„Seht Ihr", sagte Marks, „wir haben auf allen Punkten des Ufers Friedensrichter, die die kleinen Geschäfte billig verrichten. Tom übernimmt den Gewaltsteil und ich komme, fein gekleidet, mit gewichsten Stiefeln, wenn es ans Schwören geht. Ihr solltet nur sehen, wie ich es abstufen kann. Das eine Mal bin ich Mr. Twicken von New-Orleans, ein anderes Mal bin ich eben von meiner Pflanzung am Perlriver angekommen, wo ich siebenhundert Neger beschäftige; dann wieder einmal als ein entfernter Verwandter Henry Clay's. Die Talente sind verschieden, Tom ist ein Mordkerl, wenn eine Prügelei ausgeführt werden soll, aber zum Lügen taugt er nicht, es kommt bei ihm nicht natürlich heraus. Aber wenn es im Lande einen Burschen giebt, der alles und jedes beschwören und es besser durchführen kann als ich, so möchte ich ihn einmal sehen. Ich glaube, daß ich mich selbst dann durchwinden könnte, wenn die Friedensrichter aufmerksamer wären als sie sind."

Hier unterbrach Tom Loker Marks dadurch, daß er mit seiner schweren Faust auf den Tisch schlug. „Es wird gehen!" sagte er.

„Gott behüte euch, Tom, ihr braucht deshalb nicht alle Gläser

zu zerbrechen", sagte Marks. „Spart eure Faust für die Zeit der Not."

„Aber Ihr Herren, erhalte ich keinen Teil von dem Profit?" fragte Haley.

„Ist es nicht genug, daß wir euch den Jungen einfangen?" sagte Loker; „was wollt Ihr mehr?"

„Ei", sagte Haley, „wenn ich euch das Geschäft verschaffe, so ist es doch etwas wert. Gebt mir zehn Procent vom Profit nach Abzug der Kosten."

„Nun", rief Loker mit einem furchtbaren Fluch, „ich kenne euch Haley; denkt nur ja nicht, daß Ihr mich übers Ohr hauen werdet. Glaubt Ihr, daß Marks und ich uns aufs Sklavenfangen gelegt haben, blos um Leuten wie euch gefällig zu sein? Nein, wir müssen das Mädchen ganz für uns haben, und Ihr haltet euch ruhig, sonst nehmen wir beide, wer will uns daran hindern? Habt Ihr uns nicht auf die Fährte gebracht? Wir können hoffentlich eben so gut spüren wie Ihr. Wenn Ihr oder Shelby uns aufjagen wollt, so seht euch nur nach uns um, und wenn Ihr uns findet, ist es mir schon recht."

„Es mag meinetwegen so sein", sagte Haley besorgt, „Ihr fangt den Jungen ein, das soll für meinen Teil gelten, Ihr habt gegen mich stets ehrlich gehandelt und euer Wort gehalten."

„Das wißt Ihr", sagte Tom; „ich lasse mich nicht auf eure Schnüffelei ein, aber ich würde selbst den Teufel nicht belügen. Wenn ich etwas verspreche, so thue ich es."

„Ganz richtig, das habe ich ja gesagt, Tom. Und wenn Ihr mir nur versprechen wollt, mir den Jungen in einer Woche auf irgend eine von euch benannte Stelle zu schaffen, so verlange ich weiter nichts."

„Aber das ist doch bei weitem nicht alles was ich verlange", sagte Tom. „Ihr denkt doch nicht, daß ich ohne allen Nutzen mit euch unten in Natchez im Geschäft gewesen bin, Haley? Ich habe gelernt, wie man einen Aal festhält, wenn man ihn gefangen hat. Ehe Ihr nicht hier baare fünfzig Dollars auf den Tisch legt, geht dieses Kind nicht von der Stelle; ich kenne euch."

„Was, wenn Ihr ein Geschäft in der Hand habt, das euch einen reinen Profit von tausend bis sechzehnhundert einbringen kann? ei, Tom, Ihr seid unbillig", sagte Haley.

„Haben wir nicht Geschäfte, die auf fünf Wochen unsere ganze Zeit in Anspruch nehmen? Und angenommen, daß wir endlich doch die Dirne nicht fangen — denn die Mädchen haben immer den Satan im Leibe — wie dann? Würdet Ihr uns etwa einen Cent dafür zahlen? Es ist mir schon, als ob ich euch sähe! Nein, nein, kommt mit euren Fünfzig heraus. Wenn wir das Geschäft machen und es lohnt, so zahle ich euch das Geld zurück. Wenn es nicht geht, so ist es eine Vergütung für unsere Mühe, das ist nicht mehr als billig, nicht wahr, Marks?"

„Gewiß!" sagte Marks mit versöhnlichem Tone, „es ist nur ein Honorar, um euch unsrer Dienste zu versichern. Wir sind Juristen, und müssen Alle in gutem Einvernehmen bleiben. Tom wird euch den Jungen bringen wohin Ihr wollt, nicht wahr, Tom?"

„Wenn ich den Jungen finde, so bringe ich ihn nach Cincinnati und lasse ihn bei der Mutter Belcher am Landungsplatze", sagte Loker.

Marks hatte eine fettige Brieftasche herausgezogen, nahm ein langes Papier aus derselben, setzte sich nieder, heftete seine scharfen, schwarzen Augen darauf und begann den Inhalt abzulesen:

„Barnes — Shelby County — Bursche Jim, dreihundert Dollars für ihn, tot oder lebendig. Edwards — Dick und Lucy — Mann und Frau — sechshundert Dollars — Dirne Polly und zwei Kinder — sechshundert für sie oder ihren Kopf. Ich gehe nur unsere Geschäfte durch, um zu sehen, ob wir dieses gut übernehmen können. Loker, wir müssen Adams und Springer auf diese Fährten setzen, sie sind schon seit einiger Zeit eingeschrieben."

„Sie werden zu viel anrechnen", sagte Tom.

„Dafür werde ich sorgen. Sie sind noch jung im Geschäft und müssen wolfeil arbeiten", meinte Marks. „Drei davon sind leicht genug abzumachen, weil weiter nichts zu thun ist, als sie niederzuschießen oder zu beschwören, daß sie erschossen seien, und dafür können sie natürlich nicht viel rechnen. Die andern Sachen", setzte er, das Papier zusammenfaltend, hinzu, „können schon noch eine Zeitlang hinausgeschoben werden. Jetzt zu den näheren Umständen. Habt Ihr das Mädchen ans Land gehen sehen, Mr. Haley?"

„Gewiß, so deutlich wie ich euch sehe."

„Und einen Mann, der ihr hinaufhalf?" fragte Loker. „Freilich

habe ich das.“ „Wahrscheinlich“, sagte Marks, „ist sie irgendwo aufgenommen worden; aber wo, das ist die Frage. Was meint Ihr, Tom?“

„Wir müssen unbedingt noch heut Nacht über den Fluß“, antwortete Tom.

„Aber es ist kein Boot in der Nähe“, meinte Marks, „das Eis geht furchtbar. Ist es nicht gefährlich?“

„Das weiß ich nicht, aber es muß geschehen“, sagte Tom entschieden.

„Du mein Himmel“, sagte Marks unruhig, „es ist so finster wie in einem Wolfsrachen, und —“

„Kurz und gut, Ihr fürchtet euch, Marks, aber dafür kann ich nichts, Ihr müßt gehen. Wollt Ihr ein paar Tage hier liegen bleiben, bis das Mädchen nach Sandusky gebracht worden ist.“

„O nein, ich fürchte mich gar nicht“, entgegnete Marks.

„Ich habe von der Frau gehört, daß heut Abend ein Boot kommen wird, und daß ein Mann damit hinüber geht. Alles oder nichts, wir müssen mit ihm gehen“, antwortete Tom.

„Ich hoffe, daß Ihr gute Hunde habt“, sagte Haley.

„Die besten von der Welt“, sagte Marks, „aber was nützt das? Ihr habt ja nichts von ihr, das man ihnen zum Riechen vorhalten könnte.“

„Ja, ich habe etwas“, erwiderte Haley; „hier ist ihr Shawl, den sie auf dem Bett zurückgelassen hat, auch ihr Hut ist noch da.“

„Das ist ein Glück“, sagte Loker; „gebt die Sachen her.“

„Aber die Hunde könnten dem Mädchen Schaden thun, wenn sie es unvermutet träfen“, meinte Haley.

„Das wäre zu bedenken“, entgegnete Marks, „unsere Hunde haben einmal unten in Mobile einen Burschen halb in Stücke zerrissen, ehe wir ihn losbringen konnten.“

„Nun seht Ihr, für die Sorte, die wegen ihres Aeußern gekauft wird, sind die Hunde nichts“, sagte Haley.

„Ich verstehe“, antwortete Marks. „Wenn sie irgendwo aufgenommen worden ist, so nützt es übrigens auch nichts. Die Hunde helfen in den obern Staaten, wo die Nigger gefahren werden, überhaupt wenig, denn man kann sie nicht auf ihre Fährte bringen. Sie

gehen nur unten in den Pflanzungen an, wo die Nigger, wenn sie entlaufen, gehen müssen und keine Hilfe erhalten."

„Nun", rief Loker, der in das Schenkzimmer hinaus gegangen war, „der Mann mit dem Boot ist gekommen."

Der Ehrenmann warf einen betrübten Blick auf das behagliche Quartier, welches er verlassen mußte, erhob sich jedoch langsam. Nachdem er mit Haley noch einige Worte gewechselt hatte, übergab dieser mit sichtlichem Widerstreben die fünfzig Dollars an Tom und das Kleeblatt trennte sich.

Während dessen setzten Sam und Andy munter ihren Heimritt fort, bis endlich zwischen zehn und elf Hufschlag auf dem Kieswege am Ende des Balkons hörbar wurde. Mrs. Shelby eilte hinaus.

„Bist du es, Sam! wo sind sie?"

„Mr. Haley ruht in der Schenke aus, er ist so müde. Missis."

„Und Eliza?"

„Nun, sie ist über den Jordan nach dem Lande Kanaan."

„Sam, was meinst du eigentlich", sagte Mrs. Shelby athemlos.

„Nun, Missis, der Herr bewahrt seine Knechte. Lizzy ist über den Fluß nach 'Hio gegangen und es war eben so merkwürdig, als ob sie der Herr in einem zweispännigen Wagen hinübergefahren hätte."

Sam's Frömmigkeit war in Gegenwart seiner Herrin stets äußerst inbrünstig.

„Komm herauf, Sam", rief Mr. Shelby, der ebenfalls auf die Veranda gekommen war, „und berichte deiner Herrin, was sie zu wissen wünscht."

Andy führte die Pferde in den Stall und Sam erzählte.

„Nun, Master, ich habe sie mit meinen eignen Augen über das Treibeis laufen sehen. Es war geradezu ein Wunder zu nennen; und dann sah ich, wie ihr ein Mann auf der Ohioseite hinaufhalf, und darauf verschwand sie in der Dunkelheit."

Mrs. Shelby saß stumm und bleich da. „Gottlob, daß sie nicht tot ist", sagte sie; „aber wo befindet sich das arme Kind jetzt?"

„Der Herr wird für sie sorgen", sagte Sam, indem er die Augen verdrehte.

„Nun, Sam", sagte Mrs. Shelby, „du kannst jetzt gehen und der Tante Chloe sagen, daß sie dir ein Stück von dem Schinken

geben soll, der vom Mittagessen übrig geblieben ist. Ihr müßt hungrig sein.“

„Die Missis ist viel zu gut für uns“, sagte Sam, indem er schnell seinen Kratzfuß machte und sich entfernte.

Achtes Kapitel.

Das Licht des Feuers schien auf den Teppich eines gemütlichen Zimmers und glitzerte auf den Theetassen, als Senator Bird seine Stiefel auszog und sich anschickte, in ein Paar Hausschuhe zu fahren. Mrs. Bird beaufsichtigte den Theetisch und verband damit Ermahnungen an eine Anzahl junger Wesen, die sich allen den Neckereien und Ausbrüchen der Kinderlust hingaben, durch welche jemals Mütter in Erstaunen gesetzt worden sind.

„Tom, laß die Thürklinke in Ruh, sei ein guter Junge. Mary, zieh die Katze nicht am Schwanz, das arme Miezchen. Jim, du darfst nicht auf den Tisch klettern — nein, nein! Du weißt nicht, lieber Mann, welche Ueberraschung es für uns ist, dich heut Abend hier zu sehen“, sagte sie endlich, als sie Zeit fand, ein Wort zu ihrem Gatten zu sprechen.

„Ja, ich dachte, ich wollte einmal die Nacht zu Hause zubringen und es mir ein wenig bequem machen. Ich bin totmüde und der Kopf thut mir weh.“

Mrs. Bird warf einen Blick auf die Kampferspiritusflasche, die in dem halboffenen Wandschrank stand, aber ihr Gatte hielt sie davon ab.

„Nein, Mary, keine Arzeneien, eine Tasse von deinem guten heißen Thee und etwas von deiner guten Hausmannskost — weiter verlange ich nichts. Das Gesetzemachen ist mühselig.“

„Nun“, sagte seine Frau, sobald das Geschäft des Theetrinkens vorüber war, „was hat man im Senat gethan?“ Es war für die sanfte, kleine Mrs. Bird etwas ungewöhnliches, sich über das, was

im Staat vorging, den Kopf zu zerbrechen. Mr. Bird machte daher große Augen und sagte: „Nichts besonders wichtiges."

„Ist es wahr, daß man ein Gesetz erlassen hat, um den Leuten zu verbieten, Farbigen, die vorüberkommen, Speise und Trank zu geben?"

„Es ist ein Gesetz durchgegangen, um den Leuten zu verbieten den von Kentucky herüberkommenden Sklaven weiter zu helfen."

„Und was besagt das Gesetz? es verbietet uns doch nicht, diesen armen Geschöpfen ein Nachtquartier zu geben, etwas zu essen und ein paar alte Kleider?"

„Freilich, liebes Kind, das hieße „Helfen und Befördern" weißt du?"

Mrs. Bird war ein schüchternes, blühendes Weibchen von etwa vier Fuß Höhe, sanften, blauen Augen und der mildesten Stimme von der Welt. Was ihren Mut betrifft, so war es vorgekommen, daß ein Truthahn sie in die Flucht geschlagen hatte.

Ihr Gatte und ihre Kinder waren ihre ganze Welt, und in dieser regierte sie mehr durch Bitten und Ueberredung, als durch Befehle. Es gab nur eines, was sie aufregen konnte. Alles, was der Grausamkeit ähnlich sah, versetzte sie in Zorn. Beim gegenwärtigen Anlaß erhob sich Mrs. Bird mit sehr roten Wangen, ging mit entschlossener Miene auf ihren Gatten zu und sagte:

„Nun, John, ich verlange zu wissen, ob du solche Gesetze für recht und christlich hältst?"

„Du wirst mich nicht erschießen, Mary, wenn ich sage, daß ich es thue."

„Ich hätte das nie von dir gedacht, John, du hast doch nicht dafür gestimmt?"

„Jawol."

„Du solltest dich schämen. Die armen heimatlosen Geschöpfe! Es ist ein schändliches, gottloses Gesetz, und ich für meine Person werde es brechen, sobald ich eine Gelegenheit dazu erhalte. Es ist weit gekommen, wenn eine Frau einem armen, hungernden Geschöpf nicht einmal ein warmes Abendessen und ein Bett geben kann, blos weil es ein Sklave ist und sein ganzes Leben lang gemißhandelt und gedrückt worden war."

„Aber, Mary, deine Gefühle sind vollkommen recht und gut,

und ich liebe dich deshalb, aber bei alle dem dürfen wir unsere Gefühle nicht mit unserm Verstande durchgehen lassen. Du mußt bedenken, es handelt sich um große öffentliche Interessen."

„Nun, John, ich verstehe nichts von der Politik, aber ich kann meine Bibel lesen und in der sehe ich, daß ich Hungrige speisen, Nackte kleiden und die Betrübten trösten muß, und ich gedenke der Bibel zu folgen."

„Aber in Fällen, wo dein Benehmen große Uebel herbeiführen würde?"

„Der Gehorsam gegen Gott führt nie Uebel herbei."

„Mary, ich kann dir die klarsten Gründe angeben."

„Unsinn, John, du kannst die ganze Nacht sprechen, ohne es zu thun. Würdest du ein armes, frierendes, hungriges Geschöpf von deiner Thür weisen, weil es ein entlaufener Sklave ist — würdest du das thun?"

Der Senator war ein Mann von ganz besonders humaner Natur, und das Fortweisen eines Menschen, der sich in Not befand, war nie sein starker Punkt gewesen. Das schlimmste war noch, daß das seine Frau wußte. Er nahm daher seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Mittel, er sagte: „Hm!" und hustete, nahm sein Taschentuch heraus und begann seine Brille zu wischen.

„Ich möchte dich das thun sehen, John. Zum Beispiel ein Frauenzimmer in einem Schneesturm von der Thür weisen, oder vielleicht sie aufnehmen und ins Gefängniß stecken! Nicht wahr, das würdest du?"

„Natürlich wäre es eine sehr schmerzliche Pflicht", begann Mr. Bird.

„Pflicht! John, gebrauche das Wort nicht. Du weißt, daß es keine Pflicht ist — es kann keine sein; wenn die Leute ihre Sklaven vom entlaufen abhalten wollen, so mögen sie sie gut behandeln."

In diesem Augenblick steckte der alte Cudjo, der schwarze Diener, seinen Kopf zur Thür herein, und forderte die Missis auf in die Küche zu kommen, und unser Senator blickte seinem Frauchen mit einem komischen Gemisch von Belustigung und Aerger nach, setzte sich in den Lehnstuhl und begann die Zeitung zu lesen.

Da vernahm er die Stimme seiner Gattin, welche zur Thür

herein rief: „John, John! ich bitte dich auf einen Augenblick hierherzukommen!“

Er legte seine Zeitung nieder, ging in die Küche und schrak erstaunt zurück. Ein junges Frauenzimmer mit zerrissenen, gefrorenen Kleidern, mit nur einem Schuh und blutenden Füßen lag in Ohnmacht auf zwei Stühlen. Ihr Gesicht trug den Stempel der verachteten Race und doch konnte man sich nicht enthalten, dessen rührende Schönheit zu bemerken. Er athmete schwer und blieb schweigend stehen.

Seine Frau und die farbige Dienerin, die alte Tante Dina, waren bemüht, sie wieder zu sich zu bringen, indeß der alte Cudjo den Knaben auf seine Kniee genommen hatte, ihm die Schuhe und Strümpfe abzog und die kleinen kalten Füße rieb.

„Sie sieht furchtbar aus“, sagte die alte Dina mitleidig. „Wie es scheint, hat sie die Hitze ohnmächtig gemacht. Sie war ziemlich munter, als sie herein kam und fragte, ob sie sich nicht ein wenig wärmen könne, und ich erkundigte mich eben, woher sie komme, und da wurde sie ohnmächtig. Ihren Händen nach zu urteilen wird sie nie schwere Arbeiten verrichtet haben.“

„Das arme Geschöpf!“ sagte Mrs. Bird mitleidig, als das Weib langsam seine großen, dunkeln Augen aufschlug und sie zweifelhaft anblickte. Plötzlich zog ein Ausdruck der Pein über das Gesicht der Fremden und sie sprang auf und rief: „O mein Harry! haben sie ihn?“

Bei diesen Worten hüpfte der Knabe von Cudjo's Knie, lief zu ihr heran und erhob seine Arme zu ihr. „O, er ist hier, er ist hier!“ rief sie. „Ach, Madam“, sagte sie verstört zu Mrs. Bird; „bitte, beschützen Sie uns, lassen Sie ihn nicht fangen.“

„Hier soll Ihnen niemand etwas zu leide thun, arme Frau“, erwiderte Mrs. Bird ermutigend. „Fürchten Sie nichts.“

„Gott segne Sie!“ sagte die Frau schluchzend, während der kleine Knabe, als er sie weinen sah, auf ihren Schooß zu steigen suchte.

Endlich wurde die arme Frau etwas ruhiger. Auf der Bank am Feuer bereitete man für sie ein Bett und in Kurzem versank sie in einen tiefen Schlummer, wobei das Kind, welches nicht weniger ermüdet zu sein schien, in ihren Armen schlief.

Mr. und Mrs. Bird waren in das Zimmer zurückgekehrt und

schwiegen lange. Mrs. Bird beschäftigte sich mit ihrer Stickerei und Mr. Bird that, als ob er die Zeitung läse.

„Ich möchte wissen wer und was sie ist!" sagte er endlich.

„Wenn sie erwacht und sich ein wenig erholt hat, werden wir sie fragen", sagte Mrs. Bird.

„Höre, Frau!" begann der Senator. „Nun, Liebster?"

„Könnte sie nicht eins von deinen Kleidern tragen, wenn es ausgelassen würde? Sie scheint etwas größer zu sein als du?"

Auf Mrs. Bird's Gesicht trat ein Lächeln, als sie antwortete: „Wir werden sehen."

Wieder eine Pause, die von Mr. Bird abermals unterbrochen wurde. „Höre, Frau!"

„Nun, was giebt es?"

„Weißt du, den alten Bombassinmantel, den du über mich zu breiten pflegst, wenn ich mein Mittagsschläfchen halte, den kannst du ihr wol geben."

Jetzt schaute Dina herein und meldete, daß die Frau erwacht sei und die Missis zu sehen wünsche.

Mr. und Mrs. Bird gingen, von den beiden ältesten Knaben gefolgt, in die Küche.

Die Frau saß auf der Bank am Feuer; sie blickte unverwandt in die Glut.

„Haben Sie nach mir verlangt?" sagte Mrs. Bird sanft; „ich hoffe, daß Sie sich jetzt wohler fühlen, arme Frau."

Ein Seufzer war die einzige Antwort; die Fremde erhob ihre dunklen Augen und heftete dieselben mit einem so flehenden Ausdruck auf sie, daß dem kleinen Weibchen die Thränen in die Augen traten.

„Sie brauchen nichts zu fürchten. Wir sind hier Freunde. Sagen Sie mir, woher Sie kommen und was Sie bedürfen."

„Ich bin von Kentucky gekommen", sagte die Frau.

„Wann?" fragte Mr. Bird. „Diese Nacht."

„Wie sind Sie gekommen?"

„Ich bin auf dem Eise herübergegangen."

„Auf dem Eise herübergegangen?" riefen Alle.

„Ja", sagte die Frau langsam, „so ist es; mit Gottes Hilfe bin

ich auf dem Eise herübergekommen, denn sie waren dicht hinter mir — und es gab keinen andern Ausweg."

„Guter Gott, Missis", sagte Cudjo, „das Eis ist ganz in Schollen geborsten, die sich im Wasser auf und ab schaukeln."

„Ich konnte nicht mehr als sterben, wenn es mir nicht gelang. Der Herr hat mir geholfen. Keiner weiß, wie ihm der Herr helfen kann, bis er es versucht", sagte die Frau mit blitzenden Augen.

„Waren Sie eine Sklavin?" fragte Mr. Bird.

„Ja, Sir, ich gehörte einem Manne in Kentucky."

„War er unfreundlich gegen Sie?"

„Nein, er war ein guter Herr."

„Und war ihre Herrin unfreundlich gegen Sie?"

„Nein, nein — meine Herrin ist stets gut gegen mich gewesen."

„Was konnte Sie dann bewegen, eine gute Heimat zu verlassen und sich solchen Gefahren auszusetzen?"

Die Frau blickte mit forschenden Augen zu Mrs. Bird auf und es entging ihr nicht, daß diese in Trauer gekleidet war. „Madam", sagte sie plötzlich, „haben Sie je ein Kind verloren?"

Die Frage kam unerwartet und riß eine kaum vernarbte Wunde auf, denn es war erst ein Monat vergangen, seit man ein geliebtes Kind in das Grab gelegt hatte.

Mr. Bird wendete sich um und trat an das Fenster, und Mrs. Bird brach in Thränen aus, faßte sich aber wieder und sagte: „Warum fragen Sie das? ich habe ein Kleines verloren."

„Dann werden Sie für mich fühlen. Ich habe zwei verloren, sie sind dort, von wo ich komme, begraben, und ich hatte nur noch dieses. Ich schlief keine Nacht ohne ihn; er war alles, was ich hatte, er war mein Trost und Stolz, und, Madam, man wollte ihn mir wegnehmen, ihn nach Süden verkaufen, wohin er ganz allein gehen sollte — ein Kind, das noch nie von seiner Mutter hinweggekommen war. Ich konnte es nicht ertragen, Madam; und sobald ich wußte, daß er verkauft war, nahm ich ihn und entfloh in der Nacht, und man jagte mir nach — der Mann, der ihn gekauft hatte, und einige von den Leuten des Herrn, und sie kamen dicht hinter mir herab. Ich sprang auf das Eis und wie ich herübergekommen bin, weiß ich

nicht. Das erste, worauf ich mich wieder besinne, war, daß mir ein Mann das Ufer hinaufgeholfen hat.“

Die Fremde schluchzte weder, noch weinte sie, ihre Thränen waren versiegt.

Die beiden kleinen Knaben hatten sich, nachdem sie verzweifelt in ihren Taschen die Taschentücher gesucht, welche nie dort zu finden sind, an das Kleid ihrer Mutter gehangen, wo sie schluchzten und sich nach Herzenslust Augen und Nasen wischten. Mrs. Bird hatte ihr Antlitz in ihr Taschentuch verborgen und die alte Dina rief: „Gott sei uns gnädig!“

Der Senator wendete der Gesellschaft den Rücken, blickte aus dem Fenster, und schien besonders geschäftig, sich zu räuspern und seine Brillengläser abzuwischen.

„Wie haben Sie mir sagen können, daß Sie einen guten Herrn gehabt hätten?“ rief er plötzlich, indem er mit Entschlossenheit ein Aufsteigen in seiner Kehle hinabdrückte.

„Weil er ein guter Herr war; und meine Herrin war ebenfalls gut, aber sie waren Geld schuldig und ein Mann hielt sie auf irgend eine Weise in seinen Händen, und sie waren gezwungen, ihm den Willen zu thun. Ich hörte, wie die Herrin für mich bat und flehte, und der Herr ihr sagte, daß er nicht anders könne und daß die Papiere ausgestellt wären, da nahm ich mein Kind und ging davon. Ich wußte, daß ich nicht im Stande sein würde, länger zu leben, wenn sie es gethan hätten, denn dieses Kind ist alles, was ich habe.“

„Haben Sie keinen Ehemann?“

„Ja, aber er gehört einem andern Herrn. Sein Herr ist sehr hart gegen ihn und läßt ihn fast nie zu mir gehen, und droht, ihn nach dem Süden zu verkaufen. Ich werde ihn schwerlich je wieder sehen.“ In ihren großen dunkeln Augen lag eine stille Tiefe des Schmerzes.

„Und wohin wollen Sie gehen, arme Frau?“ fragte Mrs. Bird.

„Nach Canada, wenn ich nur wüßte wo das ist. Ist es sehr weit bis nach Canada?“ fragte sie vertrauensvoll zu Mrs. Bird aufblickend.

„Viel weiter als Sie denken, armes Kind“, antwortete Mrs. Bird, „aber wir wollen überlegen, was sich für Sie thun läßt. Höre, Dina,

mache ein Bett in dem Zimmer dicht bei der Küche. Fürchten Sie nichts, arme Frau, setzen Sie Ihr Vertrauen auf Gott, er wird Sie beschützen!"

Mrs. Bird und ihr Gatte begaben sich wieder in das Wohnzimmer; sie setzte sich in ihren kleinen Schaukelstuhl vor dem Feuer. Mr. Bird schritt im Zimmer auf und ab und murmelte vor sich hin: „Pah! eine fatale Geschichte!"

Endlich trat er zu seiner Frau und sagte: „Höre, sie muß noch diese Nacht von hier fort. Der Bursche wird morgen in aller Frühe auf der Fährte sein. Wenn es nur die Frau wäre, so könnte sie still liegen bis alles vorüber ist, aber das Bürschchen könnte kein Cavallerie-Regiment still halten, dafür möchte ich bürgen. Nein, sie müssen noch heute Nacht fort."

„Heut Nacht! wie ist das möglich! wohin?"

„Nun, ich weiß so ziemlich wohin", sagte der Senator, indem er die Stiefel anzuziehen begann.

„Siehst du, mein alter Client Van Tromp ist von Kentucky herübergekommen, hat alle seine Sklaven freigelassen und ein Gut an dem Creek gekauft, das sieben Meilen von hier entfernt im Walde liegt. Dort würden sie sicher genug sein, und das Unangenehme an der Sache ist, daß heut Nacht außer mir niemand mit einem Wagen dorthin fahren kann."

„Warum nicht? Cudjo ist ein ausgezeichneter Kutscher."

„Ja, aber man muß zweimal über den Creek setzen und die zweite Ueberfahrt ist sehr gefährlich, wenn man sie nicht so gut kennt wie ich. Cudjo muß gegen Mitternacht die Pferde in aller Stille einspannen und ich werde sie hinüberbringen, und dann muß er mich nach dem nächsten Wirtshause fahren, damit ich mich auf die zwischen drei und vier hier vorüberkommende Post, die nach Columbia geht, setzen kann. Ich werde in der Morgenfrühe wieder bei den Geschäften sein."

„Dein Herz ist besser als dein Kopf, John", sagte die Frau. „Hätte ich dich je lieben können, wenn ich dich nicht besser gekannt hätte als du dich selbst kennst?"

„Mary", sagte John, „ich weiß nicht, was du dabei fühlen würdest, aber die ganze Kommode liegt voll von Sachen — von dem

armen kleinen Henry.“ Mit diesen Worten wendete er sich schnell um, ging hinaus und schloß die Thür.

Seine Gattin öffnete das Schlafzimmerchen, welches an ihr Gemach stieß, setzte das Licht auf eine Kommode, nahm einen Schlüssel, steckte ihn gedankenvoll in das Schloß eines Schubkastens und öffnete langsam. Hier lagen kleine Röcke, Haufen von Schürzchen, Reihen von kleinen Strümpfen, sogar ein Paar an den Zehen abgenutzte Schuhe. Auch Spielsachen, ein hölzerner Wagen mit Pferden, ein Kreisel, ein Ball lagen hier — Andenken, die sie unter Thränen und mit halb gebrochenem Herzen zusammen getragen hatte. Sie setzte sich nieder, stützte den Kopf auf ihre Hand und weinte. Dann erhob sie plötzlich den Kopf und begann die einfachsten und dauerhaftesten Gegenstände auszuwählen und ein Bündel daraus zu machen.“

„Mama“, sagte einer von den Knaben, „willst du diese Dinge weggeben?“

„Meine lieben Kinder“, sagte sie sanft, „wenn unser lieber, kleiner Henry vom Himmel herabblickt, so wird er sich freuen, daß wir das thun. Ich wäre nicht im Stande, die Sachen einer gewöhnlichen Person — einem glücklichen Menschen zu geben, aber ich gebe sie einer Mutter, die unglücklicher ist als ich, und ich hoffe, daß Gott dazu seinen Segen verleihen wird.“

Nun öffnete Mrs. Bird den Kleiderschrank, nahm ein paar einfache Kleider daraus, setzte sich an ihr Arbeitstischchen und begann mit Nadel, Scheere und Fingerhut in aller Stille das „Auslassen“, bis die alte Wanduhr in der Ecke zwölf schlug, und sie das Rasseln von Rädern an der Thür hörte.

Ihr Mann kam herein: „Du mußt sie wecken, wir müssen fort.“

Mrs. Bird legte eilig die verschiedenen Gegenstände in einen kleinen Koffer, verschloß ihn und bat ihren Gatten, ihn nach dem Wagen zu schaffen.

Eliza erschien bald mit Mantel, Hut und Shawl, welche ihrer Wohlthäterin gehört hatten, und mit ihrem Kinde auf dem Arm in der Thür. Mr. Bird führte sie hastig an den Wagen und Mrs. Bird folgte ihr. Eliza beugte sich heraus und streckte ihr die Hand entgegen. Sie heftete ihre großen, dunklen Augen auf Mrs. Bird's Gesicht und schien sprechen zu wollen. Ihre Lippen bewegten sich, aber es kam

kein Laut und sie deutete mit dem Blick nach oben, sank auf den Sitz zurück und bedeckte ihr Gesicht. Der Schlag wurde geschlossen und der Wagen fuhr hinweg.

Es war spät in der Nacht, als die Kutsche an der Thür eines großen Farmhauses vorfuhr. Es bedurfte einer nicht unbedeutenden Ausdauer, um die Bewohner zu wecken, endlich aber erschien der wackere Besitzer und öffnete die Thür. Es war ein hagerer Bursche, der volle sechs Fuß und einige Zoll maß und ein rotflanellnes Jagdhemd trug.

Er stand einige Minuten, hielt das Licht in die Höhe und blinzelte die Reisenden mit unschlüssigem Ausdruck an.

Der ehrliche alte van Tromp war einst ein bedeutender Grund- und Sklavenbesitzer im Staat Kentucky gewesen. Da er vom Bären nichts besaß als die Haut, und von der Natur mit einem großen, redlichen, gerechten Herzen begabt war, hatte er mehrere Jahre hindurch mit unterdrücktem Mißbehagen ein Gesetz befolgt, welches für die Unterdrücker eben so schlimm ist, wie für die Unterdrückten. Endlich war eines Tages sein großes Herz zu voll geworden, er nahm seine Brieftasche aus dem Pult, ging nach Ohio hinüber, kaufte ein Viertel Township guten, fetten Landes, stellte allen seinen Leuten Freischeine aus, packte sie in Wagen und schickte sie hinüber, um sich dort niederzulassen. Hierauf kehrte er sein Gesicht dem Creek zu und zog sich auf eine einsam gelegene Farm zurück, um in der Stille seinen Gedanken nachzuhängen.

„Sind Sie der Mann, einer armen Frau mit einem Kinde Schutz vor Sklavenfängern zu gewähren?“ fragte der Senator kurz und deutlich.

„Das glaube ich wol“, erwiderte der Gefragte mit Nachdruck.

„Ich dachte es mir“, entgegnete der Senator.

„Wenn irgend jemand kommt“, rief der Mann, indem er seine muskulöse Gestalt aufrichtete, „nun, so bin ich hier für ihn bereit, und ich habe sieben Söhne, von denen jeder sechs Fuß lang ist, und die ebenfalls für ihn bereit sein würden.“ Und er fuhr mit seinen knochigen Fingern durch das dicke Haardach seines Kopfes und brach in ein munteres Lachen aus.

Eliza schleppte sich mit ihrem Kinde zur Thür heran. Der rauhe

Mann hielt das Licht vor ihr Gesicht, stieß eine Art von mitleidigem Grunzen aus, öffnete ein kleines Schlafzimmer, welches an die Küche stieß, und winkte ihr hinein zu gehen. Er nahm ein Licht, setzte es auf den Tisch und redete darauf Eliza an.

„Nun, Ihr braucht euch kein bischen zu fürchten. Mag herkommen, wer da will, ich bin auf alle Dinge gerüstet", und er deutete auf zwei bis drei über dem Kaminsims hängende Büchsen, „und die meisten Leute, die mich kennen, wissen, daß es nicht gesund für sie sein würde, jemand aus meinem Hause holen zu wollen, wenn ich dagegen bin. Legt euch also jetzt nur in aller Ruhe schlafen." Und er schloß die Thür.

„Ei, das ist ein ganz ungewöhnlich hübsches Mädchen", sagte er zu dem Senator.

Der Senator erzählte ihm Eliza's Geschichte.

„Oho, steht es so?" sagte der Mann mitleidig; „das arme Geschöpf! gejagt wie ein Reh, weil sie natürliche Gefühle hat, und das thut, was keine ordentliche Mutter lassen könnte. Ich will Ihnen etwas sagen: solche Dinge bringen mich dem Fluchen am nächsten.

Fremder, es hat Jahre lang gedauert, ehe ich mich der Kirche anschloß, weil die Prediger in unserer Gegend zu predigen pflegten, daß die Bibel dergleichen Dinge gut heiße, und da ich ihnen mit Griechisch und Hebräisch nicht die Stange halten konnte, so habe ich mich gegen sie und die Bibel und Alle aufgelehnt. Ich bin nicht eher zur Kirche getreten, als bis ich einen Prediger fand, der es ihnen im Griechischen gleich that, und der gerade das Gegenteil sagte.

Ihr werdet am besten thun, bis zum Anbruch des Tages hier zu bleiben, und ich will meine Alte rufen und für euch im Handumdrehen ein Bett aufschlagen lassen."

„Ich danke Ihnen, mein guter Freund", antwortete der Senator; „ich muß weiter, um die nächste Post nach Columbus zu nehmen."

„Nun, wenn Ihr müßt, so will ich ein Stück Weges mit euch gehen und euch eine kürzere Straße zeigen, auf der Ihr besser dorthin gelangen könnt, als über die, auf der Ihr gekommen seid."

Er kleidete sich an und führte mit einer Laterne in der Hand den Wagen des Senators nach einem Wege, der hinter seinem Hause

in einer Vertiefung hinlief. Als sie sich trennten, steckte ihm der Senator eine Zehndollarnote in die Hand.

Das ist für die Frau", sagte er lakonisch.

Neuntes Kapitel.

Der Februarmorgen beleuchtete niedergeschlagene Gesichter, die Bilder trauriger Herzen. Vor dem Feuer stand das Tischchen, ein paar frischgeplättete, grobe Hemden hingen auf der Lehne eines Stuhls am Kamin, und Tante Chloe hatte ein drittes vor sich ausgebreitet. Sie rieb und plättete sorgfältig jede Falte und Naht, indem sie von Zeit zu Zeit ihre Hand zum Gesicht erhob, um die Thränen abzuwischen.

Tom saß mit dem auf seinen Knieen ruhenden neuen Testament bei ihr, aber weder er noch sie sprachen ein Wort. Es war noch früh und die Kinder lagen in ihren Bettchen und schliefen.

Tom stand auf und trat schweigend an das Bett, um seine Kinder zu betrachten.

„Es ist das letzte Mal", sagte er.

Tante Chloe setzte endlich ihr Plätteisen mit einer verzweiflungsvollen Bewegung nieder, sank auf einen Stuhl am Tische und weinte laut. „Wir sollen uns darein ergeben; aber Herr, wie kann ich das thun? Wenn ich nur wüßte, wohin man dich bringen oder wie man dich behandeln wird! Die Missis sagt, daß sie versuchen wolle, dich in ein paar Jahren loszukaufen, aber von denen, die dort hinabgehen, ist noch keiner wiedergekommen. Sie werden dort umgebracht."

„Derselbe Gott, der hier ist, wird auch dort sein, Chloe."

„Nun", sagte sie, „aber der Herr läßt mitunter entsetzliche Dinge geschehen. Das bringt mir keinen Trost."

„Ich stehe in der Hand des Herrn", sagte Tom, „nichts kann weiter gehen, als er es zuläßt, und es giebt eins, wofür ich ihm danken kann: daß ich verkauft bin und hinabgehen muß, und nicht du und die Kinder. Ihr seid hier in Sicherheit. Was kommen wird,

fällt auf mich und der Herr wird mir helfen." Tom sprach mit erstickter Stimme.

„Der Master hätte es nicht zulassen dürfen, daß du für seine Schulden genommen werden konntest. Du hast ihm das, was er für dich erhält, doppelt verdient. Er war dir deine Freiheit schuldig, und hätte sie dir vor Jahren geben sollen. Es ist möglich, daß er es jetzt nicht ändern kann, aber ich fühle, daß es unrecht ist."

„Chloe, wenn du mich lieb hast, sprich nicht so, denn es wird vielleicht das letzte Mal sein, daß wir je beisammen sind! Ist er nicht schon als Kind in meine Arme gelegt worden? Es ist natürlich, daß ich ihn hochhalte, und es war nicht zu erwarten, daß er so viel an den armen Tom denken sollte. Die Herren sind es gewöhnt, daß alle solche Dinge für sie gethan werden. Stelle ihn einmal neben andere Herren, wer hat eine Behandlung und ein Leben gehabt wie ich! Und er hätte dies nie über mich kommen lassen, wenn er es hätte voraussehen können."

„Nun, es ist jedenfalls unrechtes dabei", sagte Tante Chloe. „Ich verstehe nicht, wo es liegt, daß aber Unrecht dabei ist, davon soll mich nichts abbringen."

„Du mußt zum Herrn hinaufblicken, er ist über uns Allen — gegen seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache."

„Das tröstet mich nicht, wenn es das auch thun sollte", sagte Tante Chloe; „das Reden nützt jedoch nichts, ich will den Maiskuchen backen und dir noch ein gutes Frühstück machen, wer weiß, wann du wieder eines erhältst."

Das einfache Frühmahl dampfte bald auf dem Tische. Die arme Seele hatte zu diesem Abschiedsmahl alles aufgeboten — ihr zartestes Hühnchen zugerichtet und ihren Maiskuchen bereitet, wie sie wußte daß er ihrem Gatten schmeckte, sogar aus einigen Töpfen eingemachte Früchte genommen, welche nur bei wichtigen Gelegenheiten zum Vorschein kamen.

„Gott, Peter", sagte Moses, „heut haben wir einmal ein gutes Frühstück." Und er langte sich ein Stück von dem Huhn.

Tante Chloe ließ ihm augenblicklich eine Ohrfeige zukommen. „Da hast du's! Mußt du noch beim letzten Frühstück, das dein armer Vater zu Hause hat, Spectakel machen?"

„O, Chloe!“ sagte Tom sanft.

„Ich kann mich nicht halten“, antwortete Chloe, indem sie ihr Gesicht in der Schürze verbarg, „ich bin so außer mir, daß ich nicht weiß, was ich thue.“

Die Knaben standen stumm da und blickten bald ihren Vater, bald ihre Mutter an, während das Jüngste gebieterisch verlangend zu schreien begann.

„Da“, sagte Tante Chloe, sich die Augen wischend und das Kind auf ihre Arme nehmend, „jetzt bin ich hoffentlich ruhig. Eßt nur zu. Das ist mein bestes Hühnchen. Da, Jungen, ihr sollt auch etwas haben, ihr armen Geschöpfe. Eure Mama ist böse gegen euch gewesen.“

Die Knaben bedurften keiner zweiten Einladung und machten sich eifrig an die Speisen, und es war ein Glück, daß sie es thaten, da sonst von dem Frühstück nur sehr wenig verzehrt worden wäre.

„Nun“, sagte Tante Chloe, „jetzt muß ich deine Kleider einpacken. Dein Flanellzeug für den Rheumatismus liegt in dieser Ecke, das sind deine alten Hemden und das deine neuen. Die Strümpfe habe ich dir gestern Abend gestopft und den Knäuel hineingelegt; aber, Gott, wer wird sie dir das nächste Mal ausbessern!“ Und Tante Chloe legte schluchzend den Kopf auf die Kiste. „Wenn ich bedenke, daß kein Mensch in kranken oder gesunden Tagen für dich sorgen wird! Ich denke wirklich, daß ich nicht gut sein sollte.“

Nachdem die Knaben alles verzehrt hatten, begannen sie an die Lage der Dinge zu denken, da sie ihre Mutter weinen und ihren Vater mit trüber Miene dasitzen sahen. Onkel Tom hatte den Säugling auf dem Knie und gestattete ihm, sein Gesicht zu kratzen und ihn am Haar zu zupfen und in lärmende Freudenrufe auszubrechen.

„Ja, krähe nur zu, arme Kreatur“, sagte Tante Chloe, „du wirst auch noch daran kommen, du wirst es erleben, deinen Mann verkaufen zu sehen oder selbst verkauft zu werden, und die Jungen auch. Nigger dürfen einmal nichts haben.“

Hier rief einer von den Knaben: „Da kommt die Missis.“

„Sie kann nichts nützen, weshalb kommt sie?“ sagte Tante Chloe.

Mrs. Shelby trat ein. Tante Chloe holte ihr mürrisch einen Stuhl. Sie sah bleich und sorgenvoll aus.

„Tom", sagte sie, „ich komme um —" sie hielt plötzlich inne, sank in einen Stuhl, bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch und begann zu schluchzen.

„Gott, Missis — thun Sie das nicht!" rief Tante Chloe, die ebenfalls zu schluchzen begann, und sie brachen Alle in Thränen aus.

„Mein guter Bursche", sagte Mrs. Shelby, „ich kann dir nichts geben, was dir von Nutzen sein würde. Wenn ich dir Geld gäbe, so würde man es dir wieder abnehmen, aber ich sage dir feierlich und vor Gott, daß ich dich nicht aus den Augen verlieren und dich wieder zurückbringen werde, sobald ich das Geld auftreiben kann. Bis dahin vertraue auf Gott."

Hier schrieen die Knaben, daß Mr. Haley komme, und kurz darauf wurde die Thür mit einem Fußtritt aufgestoßen. Haley stand auf der Schwelle. „Komm, du Nigger, bist du fertig?" rief er. „Diener, Madam", und er nahm den Hut ab, als er Mrs. Shelby sah.

Tante Chloe verschloß die Kiste, umschnürte sie, stand auf und blickte zornig den Sklavenhändler an. Tom erhob sich unterwürfig, um seinem neuen Herrn zu folgen. Seine Frau nahm den Säugling in die Arme und die immer noch weinenden Kinder bildeten den Nachtrab.

Mrs. Shelby trat zu dem Händler, hielt ihn einige Augenblicke zurück und sprach eifrig mit ihm, während die ganze Familie sich zu dem Wagen begab.

Sämmtliche Sklaven des Gutes hatten sich um denselben versammelt, um von ihrem alten Genossen Abschied zu nehmen. Sie hatten Tom sowol als obersten Diener wie als Lehrer des Christentums hoch verehrt und besonders unter dem weiblichen Teil gab sich redliche Teilnahme kund.

„Ei, Chloe, du trägst es besser wie wir", sagte eins von den Weibern.

„Meine Thränen sind vorüber", sagte Chloe mit einem grimmigen Blick auf den Sklavenhändler. „Ich kann vor dem alten Satan dort nicht weinen."

„Steige ein", sagte Haley.

Tom stieg ein und Haley zog unter dem Wagensitz ein paar schwere Fesseln hervor und schloß sie um die Knöchel des Negers. Den

ganzen Kreis durchlief ein dumpfes Stöhnen der Entrüstung und Mrs. Shelby rief von der Veranda aus:

„Ich versichere Sie, Mr. Haley, daß diese Vorsichtsmaßregel vollkommen unnötig ist."

„Das weiß ich nicht, Madam, ich habe in diesem Hause schon fünfhundert Dollars verloren und kann mich keiner weiteren Gefahr aussetzen."

„Was konnte sie anders von ihm erwarten!" sagte Tante Chloe zornig, während die beiden Knaben, die jetzt das Schicksal ihres Vaters zu begreifen schienen, sich unter heftigem Schluchzen an ihr Kleid hingen.

„Es thut mir leid, daß Mr. George nicht da ist", sagte Tom. George war nach einem benachbarten Gute gegangen, um zwei bis drei Tage bei einem Kameraden zuzubringen, und hatte, da er abgereist war, ehe Tom's Unglück bekannt wurde, nichts davon vernommen. „Grüßt Mr. George", sagte er noch vom Wagen herab.

Haley peitschte das Pferd und Tom wurde aus der Gegend entführt. Mr. Shelby war nicht zu Hause, er war fortgeritten, um nichts zu sehen und zu hören.

Tom und Haley rollten auf der staubigen Landstraße dahin, bis sie die Grenze des Gutes hinter sich hatten. Nach etwa einer Meile hielt Haley an der Thür einer Schmiede an, nahm ein paar Handschellen aus dem Wagen und trat in die Werkstätte.

„Diese hier sind etwas zu eng", sagte Haley, indem er auf Tom deutete.

„Herrgott, ist das nicht Shelby's Tom? Er hat ihn doch nicht verkauft?" sagte der Schmied.

„Ja, das hat er", antwortete Haley.

„Was ihr sagt!" rief der Schmied. „Wer hätte das gedacht. Nun, ihr braucht ihn nicht zusammenzuschließen; er ist das treueste, beste Geschöpf."

„Ja, ja", sagte Haley; „aber die guten Burschen sind gerade diejenigen, die am meisten auf das Entlaufen ausgehen. Die Dummen und die liederlichen Trunkenbolde bleiben und machen sich ein Vergnügen daraus, sich umher fahren zu lassen."

„Nun", sagte der Schmied, indem er unter seinen Werkzeugen

umhersuchte, „die Pflanzungen dort unten, Fremder, sind nicht eben der Ort, wohin die Kentuckyer Nigger gern gehen. Sterben sie dort nicht sehr schnell?"

„Jawol, leidlich schnell; das eine oder das andere bringt sie so häufig um, daß auf dem Markt beständig gute Nachfrage ist."

„Nun, es ist jammerschade, daß ein so wackerer Bursche wie Tom auf einer von den Zuckerplantagen aufgebraucht werden soll."

„Ei, er hat gute Aussichten. Ich habe das Versprechen gegeben, mich seiner anzunehmen und werde ihn als Hausdiener in einer guten alten Familie unterbringen, und wenn er das Fieber übersteht, wird er sich dort wohler befinden, wie es ein Neger verlangen kann.

„Seine Frau und Kinder bleiben wol hier oben zurück?"

„Ja, aber er wird dort eine andere erhalten. Gott, Weiber giebt's überall genug", sagte Haley.

Tom saß betrübt vor der Schmiede, während dieses Gespräch im Innern stattfand. Plötzlich vernahm er hinter sich den schnellen, kurzen Hufschlag eines Pferdes und ehe er sich noch von seiner Ueberraschung erholen konnte, befand sich George bei ihm. Er sprang in den Wagen, schlang stürmisch seine Arme um den Hals des Negers und schluchzte und schalt energisch.

„Es ist wahrhaftig gemein. Sie mögen Alle sagen, was sie wollen, aber es ist eine Sünde und Schande. Wenn ich ein Mann wäre, so sollten sie es nicht thun!"

„O, Mr. George, das thut mir gut", sagte Tom, „ich hätte es nicht ertragen können fortzugehen, ohne Sie gesehen zu haben."

Hier machte Tom eine Bewegung mit den Füßen und George's Blicke fielen auf die Fesseln.

„Das ist eine Schande!" rief er, die Hände emporhebend. „Wahrhaftig, ich werde den alten Kerl zu Boden schlagen —"

„Nein, das werden Sie nicht thun, Mr. George, und Sie müssen nicht so laut sprechen, es wird mir nichts helfen, wenn Sie ihn böse machen."

„Nun, um deinetwillen werde ich es unterlassen, aber es ist eine Schande. Man hat mir kein Wort gesagt, und wenn Tom Lincon nicht gewesen wäre, so hätte ich garnichts davon gehört. Schau her,

Onkel Tom", fügte er hinzu, indem er der Schmiede den Rücken zukehrte, „ich habe dir meinen Dollar mitgebracht."

„O, ich kann ihn um die Welt nicht annehmen, Mr. George", sagte Tom tiefgerührt.

„Aber du mußt ihn nehmen!" drängte George, „sieh, ich habe der Tante Chloe gesagt, daß ich es thun wollte, und sie hat mir den Rat gegeben, ein Loch hindurchzumachen und ein Band hineinzuziehen, damit du ihn um den Hals hängen kannst."

George hing den Dollar um Tom's Hals. „So. Aber jetzt knöpfe den Rock darüber zu, und jedesmal, wenn du ihn siehst, erinnere dich daran, daß ich dir nachkommen und dich wiederholen werde."

„Und nun, Mr. George", sagte Tom, „müssen Sie ein guter Junge sein. Bedenken Sie, wie viele ihre Hoffnungen auf Sie gesetzt haben. Halten Sie sich stets nach Ihrer Mutter. Nehmen Sie nicht die thörichte Manier an, die viele junge Menschen haben, zu klug zu werden. Ich will Ihnen etwas sagen, Mr. George, der Herr giebt uns eine Menge von Dingen doppelt, aber eine Mutter giebt er nur einmal. Nicht wahr, das werden Sie nicht vergessen?"

„Nein, das werde ich nicht, Onkel Tom", antwortete George ernstlich.

„Und nehmen Sie sich im sprechen in acht, Mr. George, die Knaben sind mitunter eigenwillig, wenn sie in Ihre Jahre kommen. Aber ächte Gentlemen, wie Sie hoffentlich einer sein werden, lassen nie ein Wort fallen, das nicht ehrerbietig gegen die Eltern wäre. Ich bin älter wie Sie", sagte Tom, indem er den hübschen Lockenkopf des Knaben streichelte, „und ich sehe alles, was in Ihnen verborgen liegt. O, Mr. George, Sie haben alles — Gelehrsamkeit, Vorrechte, lesen, schreiben — und Sie werden zu einem großen, gelehrten, guten Manne aufwachsen. Seien Sie ein guter Herr wie Ihr Vater, und ein Christ wie Ihre Mutter. Gedenken Sie Ihres Schöpfers in den Tagen Ihrer Jugend, Mr. George."

„Ich werde wahrhaftig gut sein, Onkel Tom, das sage ich dir!" rief George. „Ich will ein ganzer Kerl werden; verliere nur den Mut nicht. Ich habe heut früh der Tante Chloe gesagt, daß ich dir ein neues Haus bauen werde, und daß du darin ein Zimmer mit einem Teppich haben sollst, wenn ich ein Mann geworden bin."

Jetzt kam Haley mit den Handschellen an die Thür.

„Hören Sie einmal, Master", sagte George mit überlegener Miene, „ich werde meinen Eltern erzählen, wie Sie den Onkel Tom behandeln."

„Das will ich Ihnen gern erlauben", sagte der Sklavenhändler.

„Schämen Sie sich nicht, Ihr Leben lang Männer und Weiber zu kaufen und sie anzuketten wie das Vieh? Ich sollte meinen, daß es Ihnen selbst zu schlecht wäre."

„So lange die vornehmen Leute Männer und Weiber kaufen, bin ich eben so gut wie sie", sagte Haley.

„Ich werde weder das eine noch das andere thun, wenn ich ein Mann bin", sagte George. „Nun, lebe wohl, Onkel Tom, und halte die Oberlippe steif."

„Leben Sie wohl, Mr. George," sagte Tom, ihn mit liebevoller Bewunderung anblickend. „Gott der Allmächtige segne Sie! Ach, Kentucky hat nicht viele, die Ihnen gleichkommen." Tom blickte zurück, bis der Hufschlag des Pferdes in der Ferne verhallte. Auf seinem Herzen schien sich jedoch da, wohin jene jungen Hände den kostbaren Dollar gehängt hatten, ein warmes Plätzchen zu befinden. Tom erhob seine Hand und drückte sie fest an seine Brust.

„Nun will ich dir etwas sagen, Tom", sprach Haley, indem er an den Wagen trat und die Handschellen hineinwarf: „ich werde es ehrlich mit dir halten, wie ich es mit meinen Niggern gewöhnlich thue. Das Beste, was du thun kannst, wird sein, dich ruhig in die Sache zu finden und keine Streiche gegen mich zu versuchen."

Tom versicherte Haley, daß er keineswegs im Sinne habe, ihm zu entlaufen; und in der That schien die Ermahnung einem Manne gegenüber, der ein paar schwere Schellen an den Füßen hatte, ziemlich überflüssig zu sein.

Zehntes Kapitel.

In einem regnerischen Nachmittag stieg ein Reisender an der Thür eines kleinen Gasthauses in Kentucky ab. Er fand im Schenkzimmer eine bunte Gesellschaft versammelt. Lange, vierschrötige Kentuckyer in Jagdhemden, in der Ecke zusammengestellte Büchsen und Jagdtaschen, sich wälzende Jagdhunde und Negerkinder waren die Hauptzüge des Bildes. Der Wirt war, wie die meisten seiner Landsleute, gutmütig und schlotterbeinig, hatte wie Alle einen mächtig hohen Hut auf dem Kopf.

Wenn man sich dazu ein prasselndes Feuer, weit offene Thüren und Fenster, und in dem feuchten, rauhen Winde flatternde Fenstervorhänge denkt, so kann man sich eine Vorstellung von einem Kentuckyer Wirtshause machen.

In diese Gesellschaft trat der Reisende. Er war ein untersetzter Mann mit einem gutmütigen Gesicht, zog sich mit seinen Besitztümern in den wärmsten Winkel zurück, legte sie unter seinen Stuhl, setzte sich nieder und blickte mit einiger Besorgniß zu dem Manne auf, dessen Stiefelabsätze das Ende der Kaminstäbe zierten und der mit Energie bald rechts bald links ausspuckte.

„Nun, Fremder, wie geht's?" sagte dieser Gentleman.

„Ich denke gut", antwortete Jener, besorgt ausweichend.

„Was giebt's neues?" fragte der Erstere, indem er eine Stange Kautabak und ein großes Jagdmesser aus der Tasche nahm.

„Ich weiß nichts", antwortete der Mann.

„Kauen Sie?" fragte der Andere, indem er dem alten Herrn mit brüderlicher Miene ein Primchen von seinem Tabak reichte.

„Nein, ich danke, es bekommt mir nicht", entgegnete der kleine Mann hinwegrückend.

„Wirklich nicht?" sagte Jener lächelnd, und schob das Stück in seinen eigenen Mund.

„Was ist das?" fragte der alte Herr, als sich einige Mitglieder der Gesellschaft um einen großen Anschlagzettel versammelten.

„Eine Niggerankündigung."

Mr. Wilson, so hieß der alte Herr, stand auf, zog, nachdem er

Mantelsack und Regenschirm sorgfältig auf die Bank gelegt, seine Brille heraus und las wie folgt:

„Dem Unterzeichneten ist sein Mulattenbursche Georg entlaufen. Besagter Georg ist sechs Fuß hoch, ein sehr heller Mulatte mit braunem gelocktem Haar, sehr intelligent, spricht gut, kann lesen und schreiben, wird sich wahrscheinlich für einen Weißen ausgeben; hat tiefe Narben auf dem Rücken und den Schultern und in die rechte Hand ist ihm der Buchstabe H eingebrannt.

Ich werde demjenigen, der ihn mir lebend zurückbringt, vierhundert Dollars, und die gleiche Summe für den genügenden Beweis von seiner Tötung zahlen."

Der alte Herr las diese Anzeige mit leiser Stimme.

Der langbeinige Veteran erhob sich langsam, trat vor den Anschlagzettel und spuckte wolbedächtig eine volle Salve Tabakssaft darauf.

„Das ist meine Ansicht darüber", sagte er und setzte sich wieder nieder.

„Ei, Sir, was soll das heißen!" rief der Wirt.

„Ich würde dem Schreiber dieses Zettels das nämliche anthun, wenn er hier wäre", sagte der lange Mann. „Wer einen solchen Burschen besitzt und keine bessere Behandlungsweise für ihn finden kann, verdient ihn zu verlieren. Solche Anzeigen sind eine Schande für Kentucky."

„Das ist wahr", sagte der Wirt.

„Ich habe eine Heerde Burschen, Sir", sagte der lange Mann, „und ich sage zu ihnen: „Lauft Jungen, wenn ihr wollt! ich werde euch nicht nachlaufen!" Wenn man ihnen sagt, daß es ihnen freisteht davon zu laufen, so vergeht ihnen die Lust. Ueberdies habe ich Allen Freischeine ausgestellt und sie registrieren lassen, im Fall ich sterbe, und ich sage ihnen, Sir, daß es in unserer Gegend Keinen giebt, für den seine Neger mehr thäten als für mich. Meine Burschen sind mehr als einmal mit Pferden im Werte von fünfhundert Dollars in Cincinnati gewesen und haben mir das Geld richtig gebracht. Es war vernünftigerweise auch zu erwarten. Wer sie wie die Hunde behandelt, kann von ihnen nur Hundearbeit erwarten. Wer sie wie Menschen behandelt, dem wird auch Menschenarbeit zu Teil."

Und der brave Pferdezüchter bekräftigte diesen Ausspruch mit einem wahren Freudenfeuer nach dem Kamin.

„Ich glaube, daß Sie ganz recht haben, Freund", sagte Mr. Wilson, „und der hier beschriebene ist ein wackerer Bursche. Er hat wol ein halbes Dutzend Jahre in meiner Sacktuchfabrik gearbeitet und war mein bester Arbeiter, Sir. Er ist überdies ein kluger Mensch, denn er hat eine Hanfreinigungsmaschine erfunden — eine sehr wertvolle Vorrichtung. Sein Herr hat ein Patent darauf genommen."

„Das glaube ich", sagte der Pferdezüchter; „er hat das Patent und verdient Geld damit, und dann brandmarkt er den Burschen in die rechte Hand. Wenn sich eine gute Gelegenheit dazu darböte, wollte ich ihn zeichnen."

„Die klugen Neger sind immer vorlaut und unfolgsam", sagte ein roh aussehender Mann. „Deshalb werden sie auch so gebrandmarkt."

„Sie sind auch Menschen, die der Herr geschaffen hat, und es gehört eine herzlose Grausamkeit dazu, um sie zum Vieh zu erniedrigen", sagte der Pferdezüchter trocken.

„Kluge Nigger sind für ihre Herren kein Vorteil", fuhr Jener fort. „Was nützen Talente, wenn man die Kerle nicht dazu bewegen kann, sie für Einen anzuwenden? Ich habe ein paar solche Burschen gehabt und vor kurzem flußabwärts verkauft."

Hier wurde das Gespräch durch das Anhalten eines einspännigen Wagens vor dem Wirtshaus unterbrochen. Ein gutgekleideter Mann saß darin, während ein farbiger Diener das Pferd lenkte.

Die ganze Gesellschaft betrachtete den Ankommenden mit dem Interesse, womit müßige Leute an einem Regentage jeden Fremden ansehen. Er war hochgewachsen, hatte eine dunkle, spanische Gesichtsfarbe, schöne, ausdrucksvolle schwarze Augen und dicht gelocktes Haar. Seine Adlernase, seine feinen, schmalen Lippen und die herrlichen Umrisse seines schöngebauten Körpers brachten die ganze Gesellschaft augenblicklich auf die Idee, daß sie einen ungewöhnlichen Mann vor sich sähen. Er schritt ungezwungen durch die Gäste, zeigte dem Aufwärter mit einer Kopfbewegung, wohin er seinen Koffer stellen solle, trat mit dem Hut in der Hand gemächlich an den Schenktisch und nannte sich Henry Butler von Oaklands in der Grafschaft Shelby.

Hierauf ging er nach der Stelle, wo die Ankündigung angeschlagen war und las dieselbe. „Jim", sagte er zu seinem Diener, „es scheint mir, als ob wir einen Burschen, der ungefähr so aussah, oben bei B. getroffen hätten."

„Ja, Master", antwortete Jim, „nur daß ich wegen der Hand nicht gewiß bin."

„Darnach habe ich natürlich auch nicht gesehen", fuhr der Fremde gähnend fort. Hierauf wendete er sich zu dem Wirt und förderte ihn auf, ihm ein Zimmer zu geben.

Der Wirt war die Dienstfertigkeit selbst und bald schwirrte eine Schaar von Negern wie ein Volk Rebhühner umher, um das Zimmer des fremden Herrn in Ordnung zu bringen, während er sich setzte und mit dem ihm Zunächstsitzenden ein Gespräch anknüpfte.

Mr. Wilson hatte den Fremden von dem Augenblick seines Eintretens an mit unruhiger Neugier betrachtet. Es war ihm, als ob er ihn schon irgendwo getroffen habe, und doch konnte er sich nicht erinnern wo. Wenn der Fremde sprach, schrak er zusammen. Endlich schien eine Erinnerung in ihm aufzublitzen, denn er starrte den Fremden mit einer solchen Ueberraschung an, daß dieser zu ihm trat.

„Mr. Wilson, wenn ich nicht irre?" sagte er, ihm die Hand reichend. „Ich bitte um Verzeihung, daß ich mich Ihrer nicht früher erinnert habe. Ich sehe, daß auch Sie mich nicht vergessen haben — ich bin Mr. Butler von Oaklands in der Grafschaft Shelby."

„Ja — ja, Sir", sagte Mr. Wilson wie im Traume.

Ein Negerknabe meldete, daß das Zimmer des Herrn bereit sei. „Jim, sorge für die Koffer!" sagte der Fremde, worauf er sich zu Mr. Wilson wendend hinzufügte: „Ich möchte auf meinem Zimmer einige Minuten wegen Geschäften mit Ihnen sprechen, wenn es Ihnen gefällig wäre."

Mr. Wilson folgte ihm und sie begaben sich in ein großes Zimmer im ersten Stock, wo ein Feuer prasselte.

Sobald alles gethan war und die Dienerschaft sich entfernt hatte, verschloß der junge Mann ruhig die Thür, kreuzte die Arme auf der Brust und blickte fest in Mr. Wilson's Gesicht.

„Georg!" sagte dieser. „Ja, Georg", antwortete der junge Mann.

„Das hätte ich nicht gedacht!"

„Ich glaube so ziemlich gut verkleidet zu sein", sagte der junge Mann lächelnd. „Ein wenig Wallnußrinde hat meiner gelben Haut ein schönes braun gegeben und ich habe mein Haar schwarz gefärbt. Sie sehen, daß ich dem Signalement nicht entspreche."

„O, Georg, du spielst ein gefährliches Spiel."

Mr. Wilson, ein gutmütiger, aber vorsichtiger alter Herr, trippelte im Zimmer auf und ab.

„Nun, Georg", sagte er, „es scheint mir, daß du deinen rechtmäßigen Herrn verlässest, ich wundere mich nicht darüber, zu gleicher Zeit aber betrübt es mich und es ist meine Pflicht, dir das zu sagen."

„Warum betrübt es Sie, Sir?" fragte Georg ruhig.

„Weil du dich gegen die Gesetze deines Vaterlandes auflehnst."

„Meines Vaterlandes?" sagte Georg bitter. „Was für ein Vaterland habe ich als das Grab? Und ich wünschte bei Gott, ich läge darin!"

„Georg, nein, nein, — so zu sprechen ist schlecht — nicht nach der Schrift. Georg, du hast einen harten Herrn, ich kann nicht daran denken, ihn zu verteidigen. Aber du weißt, wie der Engel einst Hagar gebot, zu ihrer Herrin zurückzukehren und sich ihr zu unterwerfen; und der Apostel schickte Onesimus zu seinem Herrn zurück."

„Führen Sie mir die Bibel nicht auf solche Weise an, Mr. Wilson", sagte Georg mit flammenden Augen, „meine Frau ist eine Christin und ich denke es zu sein, wenn ich je hinkomme, wo ich es sein kann. Ich berufe mich auf Gott den Allmächtigen; ich bin bereit, vor ihn zu treten und ihn zu fragen, ob ich unrecht thue, daß ich meine Freiheit suche."

„Diese Gefühle sind ganz natürlich, Georg", sagte der menschenfreundliche Mann.

Georg hatte die Arme über der breiten Brust gekreuzt und ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. „Ich möchte wissen, Mr. Wilson", sagte er, „wenn die Wilden kämen, Sie von Ihrer Frau und Ihren Kindern fortschleppten, und Sie Ihr Leben lang für sich arbeiten ließen, ob Sie nicht das erste freie Pferd, das Sie fänden, für einen Fingerzeig des Himmels halten würden?"

Der Gentleman riß beide Augen weit auf. „Du weißt, Georg, daß ich immer dein Freund gewesen bin. Nun scheint es mir, du

läufst eine furchtbare Gefahr. Wirst du ergriffen, so werden sie dich halb tot schlagen und den Fluß abwärts verkaufen."

„Mr. Wilson, ich weiß das alles", sagte Georg. „Ich laufe Gefahr, aber —" er öffnete seinen Rock und zeigte ein paar Pistolen und ein Bowiemesser. „Ich bin darauf vorbereitet, nach dem Süden gehe ich nie."

„Georg, das ist wahrhaft verzweifelt!"

„Mr. Wilson", sagte Georg, „sehen Sie mich an. Sehe ich nicht aus, als ob ich ein Mensch wie Sie wäre? Bin ich nicht ein Mann, so gut wie irgend einer? Mein Vater war ein Gentleman in Kentucky. Als er starb, sah ich meine Mutter mit ihren sieben Kindern durch den Sheriff verkaufen, alle an verschiedene Herren; ich war das jüngste. Das letzte, was ich von ihr hörte, waren ihre Seufzer und ihr Geschrei, als ich auf ein Pferd gebunden und nach einem Gute geschleppt wurde.

Mein Master kaufte auch meine älteste Schwester. Sie war ein frommes, gutes Mädchen wie meine arme Mutter gewesen war. Bald war ich darüber betrübt. Sir, ich stand an der Thür und hörte wie sie gepeitscht wurde, und es trieb mir alles Blut zum Herzen, daß ich ihr nicht helfen konnte. Und sie wurde gepeitscht, Sir, weil sie ein sittsames, christliches Leben führen wollte, wozu eure Gesetze keinem Sklavenmädchen ein Recht geben. Und zuletzt sah ich sie an den Transport eines Sklavenhändlers gekettet, um auf den Markt nach Neuorleans gebracht zu werden; das ist das letzte, was ich von ihr weiß. Ich wuchs heran, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Schwester, nichts als Peitschenhiebe und Hunger. Sir, ich bin so hungrig gewesen, daß ich froh war, wenn ich einen der Knochen erwischte, die sie ihren Hunden vorwarfen. Mit mir wurde nie ein freundliches Wort gesprochen, bis ich zur Arbeit in Ihre Fabrik kam. Sie ermunterten mich, recht zu thun, lesen und schreiben zu lernen, und zu versuchen, etwas zu werden, und Gott weiß, wie dankbar ich dafür bin. Dann, Sir, fand ich mein Weib: Sie kennen sie und wissen, wie schön sie ist, und sie ist eben so gut wie schön. Da kommt mein Herr, nimmt mich fort von meiner Arbeit, von meinen Freunden, von allem, was ich liebe. Und weshalb? Weil ich, wie er sagt, vergessen hätte, wer ich sei. Zuletzt tritt er auch zwischen mich und meine Frau und sagt, ich soll sie verlassen

und mit einer anderen leben. Und zu alledem geben eure Gesetze ihm die Gewalt."

„Hole sie alle der Schwarze!" platzte Mr. Wilson heraus. „Gott verzeihe mir die Sünde — ich will nicht hoffen, daß ich geflucht habe. Nun, so geh denn, Georg, aber sieh dich vor, mein Junge, schieße auf keinen Menschen, wenn nicht —. Wo ist deine Frau, Georg?"

„Fort, Sir — sie ist mit ihrem Kinde entflohen — Gott weiß wohin."

„Ist es möglich? Erstaunlich! Eine so gütige Familie."

„Auch gütige Familien geraten in Schulden und unsere Landesgesetze erlauben ihnen, das Kind von der Mutterbrust zu verkaufen, um die Schulden des Herrn zu bezahlen", sagte Georg bitter.

„Nun, nun", meinte der brave alte Mann, „ich fürchte, daß ich meinem Verstande nicht folge — zum Henker! ich will meinem Verstande nicht folgen", fügte er plötzlich hinzu, „also nimm das, Georg", und er zog ein Packet Banknoten aus der Brieftasche und bot sie ihm an.

„Nein, mein guter lieber Sir", sagte Georg, „Sie haben schon sehr viel für mich gethan und dies könnte Sie in Ungelegenheiten bringen. Ich habe hoffentlich Geld genug, um so weit zu kommen als ich muß."

„Nein, du mußt es annehmen, Georg; Geld ist überall eine große Hilfe. Nimm es, mein Junge!"

„Unter der Bedingung, daß ich es später zurückzahlen darf, will ich es annehmen", sagte Georg.

„Wer ist dein Begleiter?"

„Ein wackerer Bursche, der vor einem Jahre nach Canada gegangen ist. Dort hörte er, daß sein Herr über seine Flucht so wütend geworden war, daß er seine arme alte Mutter peitschte, und er hat den ganzen Weg zurückgemacht, um sie zu befreien."

„Ist ihm dies gelungen?"

„Noch nicht. Unterdessen begleitet er mich bis nach Ohio, um mich unter Freunde zu bringen, und dann wird er zurückkehren."

„Aber das Zeichen in deiner Hand?"

Georg zog den Handschuh aus und zeigte eine frische Narbe. „Das ist ein Erinnerungszeichen an Mr. Harry's Zuneigung", sagte

er. „Ich reise morgen früh vor Tagesanbruch wieder ab. Morgen Abend hoffe ich sicher in Ohio zu schlafen. Leben Sie wohl, Sir; wenn Sie hören, daß ich gefangen sei, so werden Sie wissen, daß ich nicht mehr lebe."

Georg reichte Mr. Wilson die Hand. Der freundliche Alte schüttelte sie herzlich und nahm seinen Regenschirm, um aus dem Zimmer zu trippeln.

Georg trat hastig an die Thür, öffnete sie und sagte:

„Mr. Wilson, noch ein Wort!"

Der alte Herr trat wieder ein, Georg blickte unentschlossen zu Boden. Endlich erhob er den Kopf.

„Mr. Wilson, Sie haben sich durch die Art, wie Sie mich behandelten, als Christ erwiesen; ich möchte Sie um einen Beweis Ihrer christlichen Liebe bitten!"

„Sprich, lieber Georg."

„Was Sie vorhin sagten, war begründet; ich setze mich in der That einer großen Gefahr aus. Wenn ich sterbe, werde ich hinausgeschleppt und wie ein Hund verscharrt. Wenn Sie es so einzurichten wüßten, Mr. Wilson, daß Sie meinem Weibe diese kleine Brustnadel senden könnten. Das gute Kind hat sie mir als Weihnachtsgeschenk gegeben. Sagen Sie ihr, daß ich sie bis zum letzten Athemzuge geliebt habe. Wollen Sie?"

„Gern, mein armer Georg."

„Dann sagen Sie ihr noch, es sei mein letzter Wunsch, daß sie nach Canada kommen solle. Sagen Sie ihr, daß sie unsern Sohn als freien Mann erziehen solle und dann wird er nicht leiden müssen wie ich."

„Ich werde es ihr sagen; aber ich hoffe, daß du nicht sterben wirst. Fasse Mut, du bist ein braver Mensch. Vertraue auf den Herrn."

„Für euch giebt es einen Gott, aber auch für uns?" sagte Georg.

„O sprich nicht so, mein Sohn. Es giebt Einen! Er ist von Wolken und Dunkelheit umgeben; aber Gerechtigkeit und Weisheit sind die Stützen seines Thrones. Es giebt einen Gott — glaube es, Georg — vertraue auf ihn und ich bin überzeugt, daß er dir helfen wird."

Georg stand sinnend still und sagte darauf leise: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir das gesagt haben, mein teurer Freund; ich werde es nicht vergessen!“

Elftes Kapitel.

Mr. Haley fuhr mit Tom dahin. Er zog einige Zeitungen aus der Tasche, aber er war kein besonders geübter Leser und hatte die Gewohnheit, halb laut vor sich hin zu sprechen.

„Gerichtlicher Verordnung gemäß werden Dienstag den zwanzigsten Februar zum Vorteil der Gläubiger des verstorbenen Jesse Blutchford folgende Neger vor der Thür des Gerichtshauses in Washington versteigert werden: Hagar, sechzig Jahre; John, dreißig Jahre; Ben, einundzwanzig Jahre; Saul, fünfundzwanzig Jahre; Albert, vierzehn Jahre.

„Da muß ich hin“, sagte er zu Tom. „Siehst du, ich werde eine Heerde von Prima-Qualität mit dir hinabnehmen, Tom. In Washington werde ich dich einstweilen ins Gefängniß schicken, während ich das Geschäft abmache.“

Tom hätte gern wissen mögen, wie viele von diesen zum Verkauf ausgebotenen Männern Weib und Kind besaßen, und ob sie bei der Trennung von ihnen die nämlichen Gefühle haben würden wie er. Am Abend waren Haley und Tom in Washington untergebracht — der Eine im Gasthause, und der Andere im Gefängniß.

Am folgenden Tage versammelte sich an der Freitreppe vor dem Gerichtshause eine bunte Menge. Die Männer und Weiber, welche verkauft werden sollten, saßen abgesondert. Die unter dem Namen Hagar angekündigte Frau war bald blind und ziemlich arbeitsunfähig. An ihrer Seite stand ihr Sohn Albert, ein munterer vierzehnjähriger Bursche. Der Knabe war der einzige, der von einer zahlreichen Familie noch am Leben war. Die Mutter hielt ihn mit ihren zitternden Händen fest und betrachtete jeden, der ihn untersuchte, mit Angst.

„Fürchte nichts, Tante Hagar“, sagte einer der Männer, „ich

habe mit Mr. Thomas gesprochen, ob er es vielleicht einrichten könnte, euch zusammen zu verkaufen."

„Man braucht mich noch nicht untüchtig zu nennen", sagte sie, „ich kann noch kochen und scheuern und waschen — ich bin das kaufen wert."

Hier drängte sich Haley in die Gruppe, trat zu dem ältesten Manne, riß ihm den Mund auf und blickte hinein, befühlte seine Zähne, ließ ihn sich gerade aufrichten, den Rücken biegen und verschiedene Bewegungen machen, und ging darauf zu dem Nächsten, ihn der nämlichen Untersuchung unterwerfend. Endlich kam er zu dem Knaben, befühlte seine Arme, streckte seine Hände aus, betrachtete seine Finger und ließ ihn springen.

„Er wird nicht ohne mich verkauft", sagte die Alte mit Heftigkeit; „er und ich gehen zusammen fort: ich bin noch recht stark, Master, und kann viel Arbeit verrichten."

„Auf einer Pflanzung?" versetzte Haley verächtlich. „Eine wahrscheinliche Geschichte!"

„Was halten Sie von ihnen?" fragte ein Mann, der Haley's Besichtigung gefolgt war.

„Nun", antwortete Haley, „ich denke ich werde auf die Männer und den Jungen bieten."

„Man will den Jungen mit der alten Frau zusammen verkaufen!" sagte der Mann.

„Das wird schwer halten! sie ist nicht das Salz in der Suppe wert. Wer sie kaufte, würde ein Narr sein."

„Manche kaufen dergleichen alte Geschöpfe und sagen, daß sie weit länger aushalten als man denken sollte", entgegnete der Mann.

„Nein, ich würde sie nicht geschenkt nehmen."

Hier wurde das Gespräch durch eine geräuschvolle Bewegung unterbrochen und der Auctionator drängte sich hindurch. Die Alte griff unwillkürlich nach ihrem Sohn. „Bleibe bei deiner Mutter, Albert, wir werden zusammen ausgeboten", sagte sie.

„O, Mama, ich fürchte, daß sie es nicht thun werden!" seufzte der Knabe.

Die Stimme des Auctionators verkündete jetzt, daß die Auction

beginnen sollte. Die Männer waren bald verkauft, zwei davon fielen Haley zu.

„Vorwärts, Junge!“ sagte der Auctionator, „steh auf und zeige deine Sprünge.“

„Bieten Sie uns zusammen aus — bitte, thun Sie es, Master“, sagte die Alte.

„Fort mit dir“, erwiderte der Mann hart und stieß ihre Hände weg. „Du kommst zuletzt daran. Nun, Schwarzer, springe!“ und hiermit schob er den Knaben auf den Versteigerungstisch.

Seine schöne Gestalt, seine gelenkigen Glieder und sein munteres Gesicht erregten eine lebhafte Bewerbung und ein halbes Dutzend Gebote wurden gleichzeitig gethan. Endlich fiel der Hammer — Haley hatte ihn. Er wurde seinem neuen Herrn zugeschoben, und schaute zurück, als ihm seine arme zitternde Mutter die Hände entgegenstreckte.

„Kaufen Sie mich auch, Master, um des lieben Heilands willen! kaufen Sie mich — ich sterbe, wenn Sie es nicht thun.“

„Nein!“

Das Bieten auf das arme alte Geschöpf dauerte nicht lange. Der Mann, von welchem Haley angeredet worden war, kaufte sie für eine Kleinigkeit. Die Anderen versammelten sich um sie.

„Vertraue auf den Herrn, Tante Hagar“, sprach der älteste der Männer. „Was wird das nützen!“ rief sie unter heftigem Schluchzen.

„Mutter! Mutter! jammere nicht so“, rief der Knabe, „du hast einen guten Herrn bekommen, wie man sagt.“

„Das ist mir gleichgiltig; o, Albert, o, mein Sohn!“

„Kann sie nicht Einer von euch losmachen?“ fragte Haley; „es nutzt ihr nichts, wenn sie auch noch so sehr heult.“

Die älteren Männer lösten das arme Geschöpf halb durch Ueberredung, halb mit Gewalt von ihrem Sohne und bemühten sich, sie zu trösten, als sie nach dem Wagen ihres neuen Herrn abgeführt wurde.

„Nun kommt“, sagte Haley, indem er seine neugekauften Sklaven zusammenschob, ein Bündel Handschellen zum Vorschein brachte, welche er ihnen an die Handgelenke legte, worauf er an ein jedes von den Eisen eine lange Kette befestigte und die Sklaven so gefesselt vor sich hin trieb.

Wenige Tage darauf befand sich Haley mit seinem Eigentum wohlbehalten auf einem Ohiodampfboote. Es war der Anfang seiner Heerde, welche unterwegs durch verschiedene Waaren derselben Art vermehrt werden sollte.

Die „Belle Rivière" schwamm stromabwärts, der Himmel war heiter, die Sternenflagge des freien Amerika flatterte am Hinterteil, die Verdecke waren mit elegant gekleideten Damen und Herren gefüllt.

„Nun, Burschen", sagte Haley, „ich will hoffen, daß Ihr guten Mutes seid. Ich kann das maulen nicht leiden. Haltet die Oberlippe steif, Burschen, und betragt euch gut, dann werde ich euch auch gut behandeln."

Die Angeredeten antworteten „Ja, Master", seit undenklichen Zeiten die Losung der armen Afrikaner.

„Ich habe eine Frau", sprach der unter der Bezeichnung „John", aufgeführte, indem er seine gefesselte Hand auf Tom's Knie legte, „und das arme Weib weiß kein Wort von der Geschichte."

„Wo wohnt sie?" fragte Tom.

„In einem Wirtshause ein Stück weiter stromabwärts", antwortete John. „Ach!" setzte er hinzu, „wenn ich sie in dieser Welt nur noch einmal sehen könnte!"

Tom athmete aus seinem betrübten Herzen tief auf und versuchte ihn so gut er konnte zu trösten.

Und über ihnen in der Kajüte saßen Väter und Mütter, Gatten und Gattinnen, und um sie bewegten sich munter springende Kinder.

„O Mama", rief ein Knabe, der eben von unten heraufgekommen war, „es ist ein Sklavenhändler an Bord und er hat vier oder fünf Neger bei sich."

„Die armen Geschöpfe!" sagte die Mutter mit Bedauern und Entrüstung.

„Was giebt es?" fragte eine andere Dame.

„Es sind einige arme Sklaven unten", antwortete die Mutter.

„Und sie sind mit Ketten gefesselt", fügte der Knabe hinzu.

„Es ist eine Schande, daß so etwas noch vorkommen kann", bemerkte eine andere Dame.

„O, es läßt sich sehr viel dafür und dagegen sagen", meinte eine fein gekleidete Frau. „Ich bin im Süden gewesen und muß gestehen,

daß die Neger besser daran sind, als sie es in der Freiheit sein würden."

„Ich gebe zu, daß Einige es gut haben", versetzte die andere, „der schrecklichste Teil der Sklaverei ist meiner Ansicht nach die damit verbundene Trennung der Familien."

„Allerdings eine schlimme Sache", entgegnete die feine Dame, „ich glaube aber, daß dieser Fall nicht oft vorkommt."

„O, sehr oft", fuhr die Erste lebhaft fort; „ich habe lange sowol in Kentucky wie in Virginien gelebt, und ich habe herzbrechende Scenen mit angesehen. Nehmen Sie einmal an, Madam, daß Ihnen Ihre beiden Kinder entrissen und verkauft werden sollten!"

„Wir können von uns nicht auf diese Menschenklasse schließen", lautete die Antwort.

„Es ist unbezweifelt der Wille der Vorsehung, die afrikanische Race dienstbar zu erhalten", sagte ein würdevoll aussehender Geistlicher, der in der Nähe saß. „Verflucht sei Kanaan, er soll ein Knecht der Knechte sein!" heißt es in der heiligen Schrift."

„Ist das wirklich der Sinn dieses Verses, Sir?" fragte der Pferdezüchter aus Kentucky.

„Ohne allen Zweifel! es hat Gott gefallen, den Stamm zur Knechtschaft zu verurteilen, und wir dürfen uns nicht dagegen auflehnen."

„Nun, wenn das der Wille Gottes ist, so wollen wir soviel Nigger kaufen als wir können — nicht wahr, Squire?" sagte Jener zu Haley, der mit den Händen in den Taschen zugehört hatte. „Ja", fuhr der lange Mann fort, „wir müssen uns Alle in die Beschlüsse der Vorsehung fügen. Die Neger müssen verschachert und unterdrückt werden, dazu sind sie geschaffen. Das scheint mir eine ganz richtige Ansicht zu sein; meint Ihr nicht auch, Sir?"

„Ich habe nie darüber nachgedacht", antwortete Haley, „denn ich bin kein Gelehrter; ich habe den Handel angefangen, um mein Brod damit zu verdienen, und darauf gerechnet, ihn, wenn er unrecht sein sollte, bei Zeiten zu bereuen."

„Jetzt aber könnt Ihr euch die Mühe ersparen!" sagte der lange Mann. „Seht, wie gut es ist, die Bibel zu kennen. Ihr könnt sagen: Verflucht sei — wie heißt er doch gleich? und alles wäre gut gewesen."

Ein schlanker, junger Mann mit einem ausdrucksvollen, einnehmenden Gesicht mischte sich hier in das Gespräch, indem er die Worte anführte: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht, ich meine, daß dies eben so gut eine Stelle der heiligen Schrift ist, wie: „Verflucht sei Kanaan".

„Nun, für arme Teufel wie wir, scheint der Ausspruch eben so verständlich zu sein, Sir", sagte der Pferdezüchter. „Sind Sie nicht Prediger?"

„Ja."

Sobald das Boot angelegt hatte, kam ein schwarzes Weib über das Bret gelaufen, drängte sich durch die Menge, eilte auf die Stelle zu, wo die Sklaven saßen, schlang ihre Arme um John und beklagte ihn unter lautem Schluchzen als ihren Gatten.

Der junge Mann, welcher für Gott und die Humanität gesprochen hatte, betrachtete diese Scene mit verschränkten Armen, und wendete sich zu Haley: „Mein Freund, wie können Sie ein solches Geschäft betreiben? Sehen Sie jene armen Geschöpfe an. Hier stehe ich in dem frohen Bewußtsein, daß ich zu Frau und Kind nach Hause gehe, und dieselbe Glocke, welche das Zeichen giebt, um mich zu ihnen zu bringen, wird diesen armen Mann und seine Frau auf ewig von einander trennen. Verlassen Sie sich darauf, daß Gott Sie dafür zur Rechenschaft ziehen wird."

„Was meint Ihr", sagte der Pferdezüchter, „nicht wahr, die Geistlichen sind verschieden? Verflucht sei Kanaan scheint diesem hier nicht so recht einzuleuchten. Und das ist noch nicht das schlimmste bei der Sache, vielleicht wird es auch dem Herrn nicht einleuchten, wenn ihr einmal mit ihm Abrechnung haltet."

Haley ging nach dem andern Ende des Dampfbootes. „Wenn ich an den paar nächsten Heerden etwas ordentliches verdiene", sagte er zu sich, „so will ich das Geschäft aufgeben."

Eines Tages, als das Boot bei einem Städtchen in Kentucky angelegt hatte, ging Haley hinauf.

Tom hatte sich dem Schiffsrande genähert und schaute gleichgiltig über das Geländer. Nach einiger Zeit sah er den Händler in Gesellschaft einer farbigen Frau, welche ein kleines Kind auf dem Arme trug, zurückkehren. Sie war anständig gekleidet und ihr folgte ein

farbiger Mann mit einem kleinen Koffer. Die Frau kam heiter plaudernd über die Planke in das Boot. Die Glocke ertönte und das Boot schwamm stromabwärts weiter.

Die Frau setzte sich nieder und begann mit ihrem Kinde zu spielen. Haley schritt ein paarmal auf und ab, kam dann herbei, setzte sich neben sie und sagte einige Worte.

Tom bemerkte, daß eine düstere Wolke über die Stirn der Neuangekommenen zog und daß sie schnell und heftig antwortete:

„Ich glaube es nicht, will es nicht glauben."

„Wenn du es nicht glauben willst, so schau hierher", erwiderte Haley, indem er ein Papier aus der Tasche zog. „Das ist die Verkaufsbescheinigung."

„Ich glaube es nicht, daß der Master mich so hintergehen sollte; es kann nicht wahr sein!" rief die Frau mit zunehmender Angst.

„Du kannst irgend einen von den Leuten hier fragen. „Kommt einmal her", sagte er zu einem eben vorübergehenden Manne, „seid so gut, das hier zu lesen. Die Dirne will mir nicht glauben."

„Nun, es ist ein Kaufbrief mit der Unterschrift John Josdick", antwortete der Mann, „durch den euch die Sklavin Lucy mit ihrem Kinde überantwortet wird. Ist in Richtigkeit."

Die leidenschaftlichen Ausrufe der Frau lockten bald eine Anzahl von Leuten herbei, und der Händler erklärte ihnen den Grund ihres Jammers.

„Er hat mir gesagt, daß ich nach Louisville gehen solle, um mich als Köchin in demselben Wirtshause, wo mein Mann arbeitet, zu vermieten."

„Aber er hat dich verkauft, armes Weib, das ist nicht zu bezweifeln", sagte ein gutmütig aussehender Mann.

„Dann nutzt es nichts, davon zu sprechen", sagte die Frau, plötzlich ruhig werdend, indem sie ihr Kind fester in die Arme schloß, sich auf ihren Koffer setzte und in den Fluß starrte.

„Sie ergiebt sich doch leicht", sagte der Sklavenhändler.

Die Sklavin blickte still auf den Fluß hinaus und ein sanfter warmer Wind zog über ihr Haupt. Aber das Herz war ihr schwer. Ihr Säugling richtete sich an ihr empor, streichelte ihr mit seinen Händchen die Wangen und schien entschlossen, ihre Aufmerksamkeit zu

erzwingen. Sie drückte ihn fest an sich und eine Thräne nach der andern fiel auf sein verwundertes Gesicht.

Das Kind, ein zehn Monate alter Knabe, war für sein Alter ungewöhnlich groß und stark. Er war keinen Augenblick still und erhielt seine Mutter in fortwährender Beschäftigung.

„Ein hübscher Junge!“ sagte ein Mann, der mit den Händen in der Tasche vor ihm stehen geblieben war; „wie alt ist er?“

„Zehn und einen halben Monat“, antwortete die Mutter. Der Mann pfiff dem Knaben etwas vor und bot ihm einen Zuckerstengel an, nach dem er begierig griff.

„Ein kluges Bürschchen“, sagte der Mann. Und er ging pfeifend weiter. Als er auf die andere Seite des Bootes gelangte, stieß er auf Haley.

Der Fremde zündete sich eine Cigarre an und sagte:

„Ihr habt dort eine recht hübsche Dirne, Sir.“

„Ja, sie kommt mir auch ganz leidlich vor“, entgegnete Haley.

„Ihr bringt sie nach dem Süden?“ fragte der Mann.

Haley nickte. „Auf eine Pflanzung; ich habe eine Bestellung auszuführen und werde sie wol mit dazu verwenden. Es ist mir gesagt worden, daß sie eine gute Köchin sei. Sie wird auf die eine oder andere Weise ein gutes Stück Geld einbringen.“

„Den Jungen wird man auf einer Pflanzung nicht haben wollen“, sagte der Mann.

„Ich werde ihn bei der ersten Gelegenheit verkaufen“, versetzte Haley.

„Ihr würdet ihn wol billig ablassen?“

„Das denke ich nicht“, antwortete Haley, „er ist ein hübscher Junge, gerade gewachsen, stark, und sein Fleisch ist steinhart.“

„Sehr wahr, aber dagegen sind die Mühen und Kosten des Aufziehens zu rechnen.“

„Nicht der Rede wert!“ sagte Haley. „Sie lassen sich so leicht aufziehen wie irgend eine Kreatur, und sie machen um kein Haar mehr Mühe wie junge Hunde. Der Junge wird in einem Monat schon laufen können.“

„Ich habe ein Gut, das zum Aufziehen gerade paßt und ich möchte wol noch einige Kinder kaufen“, sagte der Mann. „Die Köchin

hat vergangene Woche einen Jungen verloren, der im Waschzuber ertrunken ist, während sie Wäsche aufhing, und ich glaube, daß sie den hier leicht aufbringen könnte."

Haley und der Fremde rauchten schweigend fort; endlich hob der Fremde wieder an: „Ihr würdet wol nicht mehr als zehn Dollars für den Jungen verlangen, da Ihr ihn jedenfalls fortschaffen müßt?"

„Nein, dafür lasse ich ihn nicht."

„Nun, was wollt Ihr haben?"

„Ei", sagte Haley, „ich könnte den Jungen entweder selbst aufziehen oder ihn aufziehen lassen, er ist ungemein kräftig und gesund, und wird in sechs Monaten hundert Dollars und in ein paar Jahren zweihundert wert sein. Ich werde keinen Cent weniger als fünfzig für ihn nehmen."

„O, das ist geradezu lächerlich!" sagte der Mann.

„Es ist nicht anders", antwortete Haley entschieden.

„Ich will dreißig für ihn geben, weiter aber keinen Cent."

„Nun, ich will euch etwas sagen", erwiderte Haley, „wir wollen uns teilen und vierzig sagen, mehr kann ich aber nicht thun."

„Nun gut, ich willige ein", sagte der Mann.

„Abgemacht", versetzte Haley. „Wo steigt Ihr aus?"

„In Louisville."

„Das paßt gerade, denn wir kommen gegen Abend dorthin, der Junge wird schlafen, und Ihr könnt ihn in aller Stille fortschaffen."

Es war ein heiterer Abend, als das Boot in Louisville anlegte. Die Frau, als sie den Namen des Ortes rufen hörte, legte hastig das Kind in eine durch den Raum zwischen zwei Koffern gebildete kleine Wiege, nachdem sie ihren Mantel sorgfältig darunter gebreitet hatte, und sprang in der Hoffnung, ihren Mann sehen zu können, nach dem Schiffsrande. Sie beugte sich weit über das Geländer und spähte angestrengt nach dem Ufer, während sich die Menge zwischen sie und ihr Kind drängte.

Als das Boot das Ufer verließ, kehrte die Frau auf ihren Sitz zurück. Dort erwartete sie der Händler, — das Kind war verschwunden.

„Wa — was — wo?" stieß sie in wildem Erstaunen hervor.

„Lucy", sagte der Händler, „dein Kind ist fort, ich wußte, daß

du es nicht mit nach dem Süden nehmen konntest, und ich habe die Gelegenheit benutzt, es in eine angesehene Familie zu verkaufen."

Er betrachtete die tötliche Qual, welche er auf den dunkeln Zügen arbeiten sah, die geballten Hände und das erstickte Atmen nur als notwendige Vorfälle des Geschäfts und fürchtete blos, daß sie schreien und Aufsehen auf dem Boote erregen werde.

Aber das Weib schrie nicht — der Stoß war gerade durch das Herz gegangen.

Sie setzte sich schwindelnd nieder, ihre Augen blickten gerade aus, aber sie sah nichts. Der Händler schien es für notwendig zu halten, sie zu trösten. „Ich weiß, daß solche Dinge anfangs schwer ankommen, Lucy", sagte er, „aber eine vernünftige Frau wie du sieht ein, daß es notwendig war."

„O, Master; sprechen Sie nicht mit mir!" rief das unglückliche Weib.

„Lucy", fuhr er fort, „ich meine es gut mit dir und werde dir stromabwärts eine gute Herrschaft verschaffen."

„O Master, wenn Sie nur jetzt nicht mit mir sprechen wollten." Er stand auf und die Frau wendete sich ab und verbarg den Kopf in den Mantel.

„Es kommt ihr schwer an", sagte er zu sich; „sie ist aber doch still." Tom näherte sich ihr und versuchte etwas zu sagen, aber sie antwortete darauf nur mit einem Stöhnen. Er sprach von einem liebenden Herzen im Himmel, von einem mitleidigen Jesus und einer ewigen Heimat; aber das Ohr war taub und das Herz gelähmt.

Die Nacht brach herein — eine Nacht, die mit ihren unzähligen Engelsaugen auf die Erde herabblickte. Von jenem fernen Himmel kam weder eine mitleidige Stimme noch eine helfende Hand. Tom streckte sich auf einen Koffer und hörte von Zeit zu Zeit ein ersticktes Schluchzen des armen Weibes. „O, was soll ich thun? o Gott, o guter Gott, hilf mir!"

Nach Mitternacht erwachte Tom plötzlich, etwas schwarzes glitt an ihm vorüber nach dem Schiffsrande und er hörte ein Plätschern im Wasser. Er erhob den Kopf — der Platz der Frau war leer! und der Fluß rauschte und glitzerte eben so hell und klar, als ob er sich nicht über ihr geschlossen hätte.

Der Händler erwachte mit dem Morgengrauen und kam, um nach

seiner lebenden Waare zu sehen. „Wo mag nur die Dirne sein?“ fragte er Tom. „Sie kann doch nicht in der Nacht an einem von den Landungsplätzen durchgegangen sein, denn ich war jedesmal wach und sah selbst nach.“

Er durchsuchte das Boot vom Schnabel bis zum Spiegel; er sah zwischen Kisten, Ballen, bei der Maschine und den Schornsteinen nach, aber vergebens.

„Höre, Tom, sei aufrichtig gegen mich“, sagte er. „Du weißt ganz gewiß etwas davon. Ich habe das Mädchen gegen zehn Uhr hier gesehen, dann wieder um zwölf, dann noch einmal zwischen eins und zwei, und um vier war sie verschwunden, und du hast die ganze Zeit über hier gelegen. Du mußt wissen, wo sie ist.“

„Master“, sagte Tom, „es streifte etwas an mir vorüber und ich erwachte halb; dann hörte ich ein starkes Plätschern und als ich vollkommen wach wurde, war die Dirne fort. Das ist alles, was ich weiß.“

Der Händler war weder erstaunt noch betrübt, selbst das schauerliche Antlitz des Todes weckte keine feierliche Empfindung in ihm. Er fluchte auf die Dirne, sagte, daß er verteufeltes Unglück habe und daß er, wenn es so fortginge, auf dieser Reise keinen Cent verdienen würde. Aber die Sache ließ sich nicht ändern, da die Frau in einen Staat entflohen war, welcher nie einen Flüchtling herausgiebt. Der Sklavenhändler setzte sich daher mißmutig nieder und schrieb das verschwundene menschliche Wesen unter die „Verluste“ ein!

Zwölftes Kapitel.

Es ist eine geräumige Küche mit glänzendem Fußboden, auf dem kein Stäubchen zu sehen ist; mit Reihen von blankem Zinngerät, festen Holzstühlen, einem kleinen Schaukelstuhl mit einem gestickten Kissen darauf und einem größeren alten Lehnstuhl, dessen weite Arme und weich gepolsterte Lehne zum Niedersetzen einladen.

In diesem Stuhle saß Eliza.

Wenn sie ihre großen dunkeln Augen erhob, um den Sprüngen ihres kleinen Harry, der wie ein Schmetterling umherflatterte, zu folgen, so zeigte ihr Blick eine Entschlossenheit, welche in glücklicheren Tagen nie darin gelegen hatte.

Neben ihr saß eine Frau mit einem blanken zinnernen Napf im Schooße, in welchem gedörrte Pfirsiche lagen. Sie mochte etwa sechzig Jahre zählen, aber ihr Gesicht war eines von denjenigen, welche die Zeit nur zu berühren scheint, um sie zu erheitern und zu verschönern. Die Krepphaube, das glatte weiße Mousselintuch und das graue Kleid verrieten auf den ersten Blick die Gemeinde, welcher sie angehörte. Ihr Gesicht war rund und blühend, ihr Haar von der Stirn glatt zurückgestrichen, und darunter glänzten ein paar große, liebevolle, braune Augen. Das war Rachel Halliday, die hier in ihrem kleinen Schaukelstuhle saß.

Der Stuhl hatte eine Neigung zum knarren, — wol weil er sich in seinem früheren Leben einmal erkältet hatte; wie sie so leise hin und her schaukelte, unterhielt der Stuhl eine Art von gedämpftem Geräusch. Der alte Simeon Halliday behauptete, daß es ihm wie Musik klänge, und sämmtliche Kinder sagten, daß sie es um alles in der Welt nicht missen möchten, denn warum? seit mehr als zwanzig Jahren waren von jenem Stuhle her nichts als liebevolle Worte, sanfte Lehren und mütterliche Güte gekommen — unzählige Kopf- und Herzschmerzen waren dort geheilt, Schwierigkeiten gelöst worden — und dies alles von einer guten liebenden Frau. Gott segne sie!

„Du denkst also immer noch daran, nach Canada zu gehen, Eliza?" fragte sie.

„Ja Madam", antwortete Eliza fest; „ich muß weiter, ich darf nicht hier bleiben."

„Und was willst du thun, wenn du dorthin kommst? das mußt du auch bedenken, meine Tochter!"

Eliza's Hände zitterten und auf ihre feine Arbeit fielen Thränen, aber sie antwortete fest: „Ich werde thun, was sich findet!"

„Du weißt, daß du hier bleiben kannst, so lange es dir beliebt", sagte Rachel.

„O, ich danke Ihnen", antwortete Eliza, „aber ich kann des Nachts nicht schlafen, ich habe keine Ruhe. Vergangene Nacht

träumte ich, daß ich jenen Mann in den Hof kommen sähe", fügte sie schaudernd hinzu.

„Armes Kind", sagte Rachel. „Der Herr hat es so gefügt, daß aus unserm Städtchen noch nie ein Flüchtling gestohlen worden ist; ich hoffe nicht, daß dein Sohn der erste sein wird."

Hier öffnete sich die Thür und eine kleine, runde Frau mit einem blühenden Gesicht wie ein reifer Apfel, erschien auf der Schwelle. Sie war eben so wie Rachel in grau und weiß gekleidet.

„Ruth Stedman!" sagte Rachel, indem sie ihr entgegen ging. „Wie geht es dir?"

„Ganz gut," erwiderte Ruth, die ihr graues Hütchen abnahm und mit ihrem Taschentuch abstäubte. Einige Locken krauser Haare waren hier und da hervorgekommen und mußten wieder an ihre Stelle gestrichen werden; dann wendete sich die Neuangekommene, welche etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte, von dem Spiegel ab. Sie war ein herziges, munteres, kleines Weibchen.

„Ruth, diese Freundin ist Eliza, und dies ist der kleine Knabe, von dem ich dir erzählt habe."

„Es freut mich dich zu sehen, Eliza, es freut mich sehr", sagte Ruth, ihr die Hand schüttelnd. „Und dies ist dein liebes Kind — ich habe ihm Kuchen mitgebracht", und sie hielt dem Knaben ein kleines Herz hin, welches er schüchtern annahm.

„Wo ist dein Kleiner, Ruth?" fragte Rachel.

„O er kommt; deine Mary nahm ihn mir ab, als ich kam und lief mit ihm nach der Scheune, um ihn den Kindern zu zeigen."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür abermals und Mary, ein hübsches, frisch aussehendes Mädchen mit Augen wie die ihrer Mutter, trat mit dem Säugling ein.

„Aha", rief Rachel, indem sie den Knaben auf den Arm nahm; „wie gut er aussieht und wie er gewachsen ist!"

„Ei gewiß ist er das", sagte Ruth, indem sie das Kind seiner kleinen blauseidenen Kapuze und seines Oberröckchens entledigte. Nachdem sie dann noch hier und dort an seinem Anzuge gezupft und ihn herzlich geküßt hatte, setzte sie ihn auf den Boden, damit er seine Gedanken sammeln sollte.

Der Kleine steckte den Daumen in den Mund, und schien bald

in Gedanken versenkt zu sein, während die Mutter sich setzte, einen langen Strumpf von blau und weiß gesprenkeltem Garn aus der Tasche nahm und eifrig zu stricken begann.

„Mary, würdest du nicht wol thun, den Kessel zu füllen?" meinte ihre Mutter.

Mary ging mit dem Kessel an den Brunnen und stellte ihn dann auf den Ofen, wo er zischte und dampfte. Dann wurden die Pfirsiche in einer Dämpfpfanne über das Feuer gesetzt.

Jetzt nahm Rachel ein schneeweißes Knetbret, band eine Schürze vor und machte sich daran, einige Biscuits zu backen, nachdem sie zu Mary gesagt hatte: „Möchtest du nicht John sagen, daß er ein Hühnchen bereit hält?"

„Wie befindet sich Abigail Peter?" fragte Rachel.

„O, sie befindet sich wohler", antwortete Ruth; „ich war heut früh bei ihr, machte ihr Bett und brachte das Haus in Ordnung. Lea Hills ist Nachmittag hingegangen, und ich habe versprochen, heut Abend wieder zu kommen."

„Ich werde morgen kommen und das Ausbessern besorgen", sagte Rachel.

„O das ist gut", entgegnete Ruth. „Ich habe gehört", fuhr sie fort, „daß Hannah Stoirword krank sei. John ist gestern Abend dort gewesen — ich muß morgen hingehen."

„John kann bei uns essen, wenn du den ganzen Tag dort bleiben willst", meinte Rachel.

„Ich danke dir; da kommt Simeon."

Simeon Halliday, ein langer Mann in grauem Rock und Beinkleidern und breitkrämpigem Hut, trat jetzt ein.

„Wie geht es dir, Ruth?" sagte er freundlich, indem er ihr seine breite Hand reichte, „und wie geht es John?"

„O John und alle Uebrigen befinden sich wohl", antwortete Ruth.

„Was giebt's Neues, Vater?" fragte Rachel, indem sie ihre Biscuits in den Backofen schob.

„Peter Stebbins hat mir gesagt, daß er heut Abend mit Freunden hierherkommen würde", erwiderte Simeon bedeutsam.

„Wirklich!" versetzte Rachel, indem sie einen Blick auf Eliza warf.

„Hast du nicht gesagt, daß dein Name Harris sei?" fragte Simeon.

Rachel blickte auf ihren Mann, während Eliza bebend mit ja antwortete. Ihre stets rege Furcht ließ sie vermuten, daß Ankündigungen wegen ihrer Aufgreifung erlassen sein könnten.

„Mutter!“ rief Simeon vom Vorhause her; Rachel ging hinaus. „Der Gatte dieser Frau ist in der Ansiedlung und wird heut Abend hierherkommen.“

„O, bist du dessen gewiß, Vater?“ rief Rachel mit freudestrahlendem Gesicht.

„Es ist wirklich wahr; Peter war gestern mit dem Wagen in der anderen Niederlassung; dort fand er eine alte Frau und zwei Männer, von denen der Eine sagte, daß er Georg Harris heiße, ein freundlicher hübsch aussehender Bursche.“

„Wir wollen mit Ruth sprechen. Ruth, komm her.

„Was meinst du“, sagte Rachel; „der Vater erzählt, daß Eliza's Gatte sich unter den letzten Ankömmlingen befindet und heut Abend hier sein wird.“

Ihre Worte wurden durch einen Freudenruf der kleinen Quäkerin unterbrochen. „Still, Liebe“, sagte Rachel sanft, „sollen wir es ihr jetzt sagen?“

„Gewiß! diese Minute; Was denkst du, was ich fühlen würde, wenn es mein John wäre?“

„Du trachtest nur danach, wie du deinen Nächsten lieben sollst, Ruth“, sagte Simeon.

„Natürlich; sind wir nicht dazu geschaffen? Kommt, sagt es ihr!“ Und sie legte ihre Hände bittend auf Rachel's Arm.

Rachel öffnete die Thüre eines Schlafzimmerchens und sagte sanft: „Komm mit mir herein, meine Tochter, ich habe dir etwas mitzuteilen.“ Das Blut stieg in Eliza's bleiches Gesicht, sie erhob sich voll ängstlicher Besorgniß und blickte auf ihren Knaben.

„Nein, nein“, rief Ruth, indem sie ihre Hand erfaßte; „fürchte nichts, es sind gute Nachrichten, Eliza.“

Und sie schob sie sanft nach der Thür, welche sich hinter ihr schloß. Dann nahm sie den kleinen Harry in ihre Arme und küßte ihn. „Du wirst deinen Vater sehen, dein Vater kommt!“ rief sie, als der Kleine sie verwundert anstarrte.

Rachel Halliday zog Eliza an sich und sagte: „Der Herr hat dir

Gnade bewiesen, meine Tochter; dein Mann ist der Knechtschaft entronnen." Eliza setzte sich bleich und halb ohnmächtig nieder.

„Fasse Mut, Kind", sagte Rachel, „er befindet sich unter Freunden, die ihn heut Abend hierherbringen werden."

„Heut Abend?" Die Worte verloren für sie jede Bedeutung; ihr Kopf wurde von Schwindel ergriffen und es schwamm alles wie in einem Nebel.

Als sie erwachte lag sie im Bett und die kleine Ruth rieb ihr die Hände mit Kampferspiritus. Sie öffnete die Augen in träumerischer Mattigkeit, wie sie ein Mensch empfindet, der eine schwere Last getragen hat und jetzt fühlt, daß er ausruhen kann.

Sie sah die Thür aufgehen, sah den Eßtisch mit seinem schneeweißen Tuch, hörte das leise Zischen des Theekessels, sah Ruth mit Tellern voll Kuchen hin- und hertrippeln und von Zeit zu Zeit stehen bleiben, um Harry einen Kuchen zu geben oder ihm den Kopf zu streicheln. Sie sah die mütterliche Gestalt Rachel's, wie sie an das Bett kam und etwas an dem Bettzeug glättete und war sich einer Art von Sonnenschein bewußt, der aus ihren Augen auf sie herabstrahlte. Sie sah Ruth's Gatten hereinkommen — sah Rachel sich mit ihrem Kinde auf dem Arm zum Thee niedersetzen, vernahm ein leises Gemurmel, ein Klirren von Theelöffeln und Tassen. Dann schlief sie, wie sie seit der furchtbaren Stunde, als sie mit ihrem Kinde entflohen war, nicht geschlafen hatte. Sie träumte von einem schönen Lande, von grünen Ufern, reizenden Inseln und glitzerndem Wasser, und dort in einem Hause, welches ihre Heimat war, sah sie ihren Knaben frei und glücklich spielen. Sie hörte die Schritte ihres Gatten, seine Thränen benetzten ihr Gesicht.

Es war kein Traum. Das Licht des Tages war verblichen, ihr Kind lag schlummernd an ihrer Seite und ihr Gatte stand schluchzend neben ihrem Bett.

Am folgenden Morgen ging es in dem kleinen Quäkerhause sehr heiter zu. Die Mutter war bei Zeiten aufgestanden und beschäftigte sich mit der Bereitung des Frühstücks, denn ein Frühstück in den Thälern von Indiana ist etwas vielfältig.

Während John an die Quelle lief, um frisches Wasser zu holen und Simeon der Zweite das Mehl zum Maiskuchen siebte und Mary

Kaffee mahlte, bereitete Rachel Biscuit, zerlegte Hühner und verbreitete über das ganze Treiben einen sonnigen Glanz. Wenn irgend eine Gefahr von dem ungeregeltem Eifer so vieler Mitwirkenden drohte, so war ihr sanftes „Nun, nun!“ oder „das würde ich nicht thun“, völlig genügend, um die Schwierigkeit zu beseitigen.

Endlich saßen Alle beim Frühmahl.

Es war das erstemal, daß Georg sich als Ebenbürtiger an den Tisch eines weißen Mannes setzte und er benahm sich anfangs mit einiger Befangenheit, aber dies verschwand wie ein Nebel in den erwärmenden Strahlen dieser einfachen Güte.

„Vater, wenn du wieder ertappt würdest“, sagte Simeon der Zweite.

„So würde ich meine Strafe bezahlen.“

„Aber wenn man dich ins Gefängniß setzte.“

„Könntest du nicht mit der Mutter das Gut allein verwalten?“ fragte Simeon lächelnd.

Simeon der Sohn wurde purpurrot; seine Mutter aber sagte lächelnd: „Simeon ist ein guter Sohn; mit der Zeit wird er seinem Vater ähnlich werden.“

„Ich hoffe doch nicht, mein guter Sir, daß Sie unsertwegen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind?“ fragte Georg.

„Fürchte nichts, Georg, wenn wir uns um einer guten Sache willen nicht unangenehmen Möglichkeiten aussetzen wollen, so würden wir unseres Namens nicht würdig sein.“

„Aber“, sagte Georg, „ich könnte es nicht ertragen.“

„Nun, dann beruhige dich. Wir thun es nicht für dich, sondern für Gott und die Menschen“, entgegnete Simon.

Dreizehntes Kapitel.

Die Strahlen der untergehenden Sonne zitterten auf der meeresgleichen Fläche des Missisippi, das schwankende Rohr und die dunklen, mit schwärzlichen Moosguirlanden behangenen Cypressen glühten, während das schwerbeladene Dampfboot dahintrieb.

Bis hoch über die Bordwände mit Baumwollenballen befrachtet, schwimmt es brausend dem Markte zu. Hoch auf dem oberen Verdeck in einem kleinen Winkelchen sitzt Tom.

Stets bereitwillig Hand anzulegen, hatte er sich die Zuneigung sämmtlicher Schiffsleute erworben. Wenn für ihn nichts zu thun war, kletterte er auf die Baumwollenballen am Hinterdeck und beschäftigte sich mit seiner Bibel.

Auf mehr als hundert Meilen oberhalb New-Orleans ist der Fluß höher als das umliegende Land, und wälzt seine ungeheuern Massen zwischen zwanzig Fuß hohen Dämmen dahin.

Tom sah in der Ferne die Sklaven bei ihrer Arbeit, er sah ihre Hüttendörfer in langen Reihen, und während das bewegliche Bild vorüberglitt, wendete sich sein armes Herz zurück nach dem Gut in Kentucky mit seinen schattigen Buchen, dem Herrenhause mit seinen kühlen Hallen und nahe dabei der kleinen mit Monatsrosen und Bignonien überwachsenen Hütte.

Unter den Passagieren befand sich ein vermögender junger Mann aus New-Orleans, Namens St. Clare; er hatte eine fünfjährige Tochter und eine Dame, die mit beiden verwandt zu sein schien, bei sich. Tom hatte dieses kleine Mädchen oft gesehen, denn sie war ein lebhaftes Kind, das eben so wenig an einer Stelle zu halten war wie ein Sonnenstrahl. Sie war so reizend, daß Jeder, der sie einmal gesehen hatte, sie nicht leicht vergessen konnte. Ihr Gesicht zeichnete sich durch träumerischen Ernst des Ausdrucks aus, die Form ihres Kopfes war ungemein edel, und das lange, flatternde, goldblonde Haar, der sinnende Ausdruck ihrer veilchenblauen Augen bewog Jeden, sich umzuwenden und ihr nachzublicken, wenn sie auf dem Boote hin und her schwebte. Ihr Vater und ihre Hüterin waren stets mit ihrer

Verfolgung beschäftigt, aber wenn sie gefangen war, schmolz sie ihnen unter den Händen hinweg wie eine Sommerwolke.

Stets weiß gekleidet, schien sie sich durch alle möglichen Orte zu bewegen, ohne sich zu beschmutzen, und es gab weder oben noch unten ein Winkelchen, wo ihr Goldköpfchen nicht gesehen worden wäre.

Tom erschien sie als ein überirdisches Wesen, und wenn sie von einem grauen Baumwollenballen her ihn ansah, glaubte er beinahe, daß einer von den Engeln seines neuen Testamentes herabgestiegen wäre.

Sie schritt traurig an der Stelle vorüber, wo Haley's Männer und Weiber in ihren Ketten saßen; blickte sie wehmütig an, hob zuweilen ihre Ketten mit den schwachen Händchen auf, zu wiederholten Malen erschien sie mit Nüssen und Orangen unter ihnen, verteilte diese Dinge und verschwand wieder.

Tom beobachtete das kleine Mädchen lange, ehe er mit ihr anzuknüpfen suchte. Er kannte eine Menge von einfachen Dingen, durch welche man sich die Zuneigung der Kinder erwirbt. Er konnte kleine Körbchen aus Kirschkernen schnitzeln, verstand aus Hickorynüssen komische Gesichter, aus Hollundermark possierliche Stehaufchen zu fertigen und war im schneiden von Pfeifen jeder Art geschickt.

Die Kleine war schüchtern und ließ sich nicht leicht kirren; in der ersten Zeit saß sie wie ein Kanarienvögelchen auf einem Koffer in der Nähe Tom's, während dieser mit den kleinen Künsten beschäftigt war, und nahm von ihm mit ängstlicher Verlegenheit die dargebotenen Gegenstände an. Endlich aber entstand ein ganz vertrautes Verhältniß.

„Wie heißt die kleine Miß?" fragte Tom endlich.

„Evangeline St. Clare", erwiderte die Kleine; „aber Papa und alle Anderen nennen mich Eva. Wie heißt du?"

„Mein Name ist Tom, die kleinen Kinder in Kentucky pflegten mich Onkel Tom zu nennen."

„Dann will ich dich auch Onkel Tom nennen, denn du gefällst mir", sagte Eva. „Wohin gehst du denn, Onkel Tom?"

„Ich weiß es nicht, Miß Eva."

„Mein Papa kann dich kaufen!" sagte Eva lebhaft, „ich will ihn noch heute bitten, es zu thun."

„Ich danke Ihnen, meine kleine Miß", versetzte Tom.

Das Boot hielt an einem Landungsplatz, um Holz einzunehmen und Eva eilte rasch fort.

Eva und ihr Vater sahen über das Geländer, als die Kleine durch eine plötzliche Bewegung das Gleichgewicht verlor und über die Bordwand ins Wasser fiel.

Tom befand sich gerade unter ihr im Zwischendeck, und war augenblicklich hinter ihr her. Als nach ein paar Augenblicken das Kind in die Höhe kam, nahm er sie in seine Arme, schwamm an das Boot und reichte sie triefend den Händen zu, welche ausgestreckt waren, um sie aufzunehmen, und ihr Vater trug sie in die Damenkajüte.

Als das Boot New-Orleans erreichte, saß Tom auf dem unteren Deck und richtete die besorgten Blicke nach einer Gruppe auf der andern Seite.

Hier stand Evangeline, ein wenig bleicher als am Tage vorher, ihr Vater lehnte neben ihr und hatte eine große offene Brieftasche vor sich.

„Sämmtliche Tugenden in schwarzen Maroquin gebunden!" sagte er zu Haley. „Nun, mein guter Mann, wie groß ist der Schaden, wie man in Kentucky sagt? Was verlangen Sie? Um wie viel wollen Sie mich betrügen?"

„Nun", sagte Haley, „wenn ich dreizehnhundert Dollars für den Burschen fordere, komme ich nur eben auf meine Kosten."

„Sie armer Mann", entgegnete der Gentleman, „aber Sie werden ihn mir wahrscheinlich aus besonderer Freundschaft dafür lassen."

„Nun, die junge Miß scheint auf ihn versessen zu sein: nur deshalb lasse ich mich billig finden."

„O, aus reiner Gefälligkeit! Nun, wie wolfeil könnten Sie ihn abgeben, um der jungen Dame einen Gefallen zu thun."

„Bedenken Sie nur selbst", sagte der Händler; „sehen Sie die Glieder an; er ist breitschulterig und stark wie ein Pferd. Betrachten Sie seinen Kopf. Solche hohe Stirnen zeigen stets kluge Nigger an, die zu allem zu gebrauchen sind. Ein Nigger von solchem Bau ist viel wert. Der Bursche hat das ganze Gut seines Herrn verwaltet."

„Das ist schlimm; er weiß viel zu viel", sagte der junge Mann mit spöttischem Lächeln; „er wird in der Welt nie vorwärts kommen. Ich meine, daß Sie für seine Klugheit ein paar hundert Dollars nachlassen sollten."

„Die Ansicht hätte etwas für sich; er ist ein wirklich frommer Bursche, die bescheidenste Creatur, die ich je gesehen habe.“

„Ich könnte ihn vielleicht als Hauskaplan gebrauchen“, fügte der junge Mann trocken hinzu.

Wenn dem Sklavenhändler nicht ein gewisses Zwinkern bewiesen hätte, daß dieser Scherz sicher auf ein Baargeldgeschäft hinauslaufen werde, so würde er vielleicht die Geduld verloren haben; so aber legte er eine fettige Brieftasche auf die Baumwollenballen und begann eifrig darin zu suchen.

„Papa, bitte, kauf ihn! gleichviel was du für ihn bezahlst“, flüsterte Eva, indem sie auf einen Ballen stieg und den Arm um den Hals ihres Vaters schlang. „Du hast Geld genug, das weiß ich — ich will ihn haben“

„Wozu, Miezchen? Willst du ihn als Schnarre oder als Schaukelpferd gebrauchen?“

„Ich will ihn glücklich machen.“

„Das ist jedenfalls ein origineller Grund.“

Hier überreichte ihm der Händler ein von Mr. Shelby unterzeichnetes Zeugniß.

„Eine schöne Hand! Uebrigens weiß ich nicht, ob die Religiosität eben jetzt auf dem Markte ein gesuchter Artikel ist. Wie viele hundert Dollars rechnen Sie für seine Religiosität?“

„Sie machen wieder Ihr Späßchen“, antwortete der Sklavenhändler. „Aber es giebt wirklich Fromme, die ich unter den Niggern wie unter den Weißen gefunden habe, welche die ganze Welt nicht verlocken könnte, etwas zu thun, was sie für unrecht halten.“

„Nun, wenn Sie zu versichern im Stande sind, daß ich wirklich diese Art von Frömmigkeit kaufen kann und daß sie mir in dem Buche oben gut geschrieben wird, so würde ich gut dafür bezahlen. Was meinen Sie?“

„Nein, das kann ich nicht“, sagte der Händler, „ich bin der Meinung, daß dort oben ein Jeder an seinem eigenen Halse hängen muß.“

„Das ist wirklich schlimm“, versetzte der junge Mann, der ein Häufchen Banknoten zusammengesucht hatte. „Da zählen Sie Ihr Geld, Alter!“

„Ganz richtig", sagte Haley mit freudestrahlendem Gesicht und füllte eine Quittung aus.

„Ich möchte wissen, wie viel ich einbringen würde, wenn man ein Inventar von mir aufnähme", sagte der Gentleman. „So viel für die Form meines Kopfes, so viel für eine hohe Stirn, so viel für Arme und Beine, für Erziehung, Bildung, Redlichkeit und Frömmigkeit. Du lieber Gott, für das letztere würde wenig angesetzt werden können. Aber komm, Eva." Er nahm seine Tochter bei der Hand, ging nach der andern Seite des Bootes, und sagte freundlich: „Schau auf, Tom, und sieh wie dir dein neuer Herr gefällt."

Tom blickte auf. Es war unmöglich, ohne ein Gefühl des Wohlgefallens in das heitere, jugendlich schöne Gesicht zu blicken. Tom fühlte, wie ihm die Thränen in die Augen traten, als er mit Innigkeit sagte: „Gott segne Sie, Master."

„Nun, ich hoffe, daß er es thun wird. Nach allem, was ich höre, wird er es auf dein Bitten eher thun als auf das meine; verstehst du mit Pferden umzugehen, Tom?"

„Ich habe immer mit Pferden zu thun gehabt, Mr. Shelby hat ihrer eine Menge gezogen."

„Nun, ich denke, ich werde dich zum Kutscher ernennen, aber unter der Bedingung, daß du dich mit Ausnahme dringender Fälle nicht mehr als einmal wöchentlich betrinkst."

Tom schien sich ein wenig gekränkt zu fühlen. „Ich trinke nie, Master", sagte er.

„Die Geschichte habe ich schon gehört, aber wir werden sehen. Es wird für beide Teile eine ganz besondere Annehmlichkeit sein, wenn du es nicht thust."

„Und du sollst es gut haben", bemerkte Eva, „Papa ist sehr gut gegen alle, nur daß er sich gern über sie lustig macht."

„Der Papa ist dir für deine Empfehlung sehr dankbar", sagte St. Clare lachend, indem er sich auf dem Absatz umdrehte.

Augustin St. Clare war der Sohn eines reichen Pflanzers in Louisiana.

Er hatte sich in seiner Kindheit durch einen gefühlvollen Charakter ausgezeichnet. Die Zeit überzog jedoch dieses weiche Gemüt mit einer rauhen männlichen Rinde, und nur wenige wußten, wie lebensvoll

und frisch es noch im Innern war. Er besaß ausgezeichnete Talente, aber er hatte Widerwillen gegen die Beschäftigungen des practischen Lebens. Er heiratete das schönste Mädchen der Stadt, welche eine Mitgift von hunderttausend Dollars besaß.

Das junge Paar lebte in einer prächtigen Villa am Pontchartrain-See, von einem Kreis vornehmer Gäste umgeben.

Als der Schimmer der Flitterwochen vorüber war, entdeckte Augustin, daß eine schöne junge Frau, die nur geliebkost und unterwürfig behandelt worden ist, im häuslichen Leben sich doch als höchst lästig erweisen könne. Marie hatte nie viel Empfindung besessen, und das wenige, was sie hatte, war in völliger Selbstsucht untergegangen. Ihr Vater, dessen einziges Kind sie war, hatte ihr nie etwas versagt, und als sie schön, feingebildet und als reiche Erbin in das Leben eintrat, war sie sogleich von einem Schwarm von Schmeichlern umgeben. St. Clare war gutmütig und nachsichtig; er bemühte sich mit Geschenken und Schmeicheleien den Frieden zu erhalten, und als Evangeline geboren wurde, fühlte er sich wirklich glücklich.

St. Clares Mutter war eine Frau von ungewöhnlicher Reinheit des Charakters gewesen, und er gab seinem Kinde den Namen seiner Mutter. Seine Frau betrachtete dies mit Unwillen. Ihre Gesundheit nahm allmälig ab; ein Leben der Unthätigkeit verwandelte im Laufe weniger Jahre das blühende Mädchen in ein welkes, kränkliches Weib, dessen Zeit völlig von eingebildeten Krankheiten ausgefüllt wurde, und das sich in jeder Beziehung für die unglücklichste Person auf Erden hielt.

Ihr Hauptübel schien in Kopfschmerzen zu liegen, welche sie an ihr Zimmer fesselten. Da natürlich alle häuslichen Anordnungen den Händen von Dienern anheimfielen, fand St. Clare sein Hauswesen keineswegs angenehm. Seine einzige Tochter war äußerst zart, und er fürchtete, daß ihre Gesundheit ein Opfer der Unthätigkeit ihrer Mutter werden könnte. Er hatte sie daher auf eine Reise nach Vermont mitgenommen, hatte dort seine Cousine, Miß Ophelia St. Clare, überredet, ihn nach seinem Wohnorte zu begleiten, und sie kehrten jetzt auf dem Dampfschiff zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Farmhaus in Neu-England ist ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit.

Im Zaun ist kein Pfahl locker, in dem Hof mit seinen Hollunderbüschen kein Strohhälmchen zu sehen. Im Innern sind große, reinliche Zimmer, wo nie etwas gethan zu werden scheint, wo alles seinen Platz hat, und wo sich die häuslichen Verrichtungen mit der pünktlichsten Genauigkeit vollziehen. Im Hause giebt es keine Diener, aber die Dame mit der schneeweißen Haube und der Brille, die jeden Nachmittag nähend unter ihren Töchtern sitzt, hat mit ihnen in den Morgenstunden die Arbeit für den ganzen Tag verrichtet. Der Küchenfußboden hat nie einen Fleck, die Tische, Stühle und Kochgerätschaften scheinen nie außer Ordnung gekommen zu sein, obgleich drei und vier Mahlzeiten des Tages dort bereitet werden, obgleich hier das Waschen und Plätten für die Familie verrichtet wird, und obgleich viele Pfunde Butter und Käse ins Dasein gerufen werden.

Auf einer solchen Farm, in einem solchen Hause und in einer solchen Familie hatte Miß Ophelia ein ruhiges Dasein von fast fünfundvierzig Jahren verlebt, als ihr Vetter sie einlud, sein Gut im Süden zu besuchen. Obgleich die Aelteste einer starken Familie, wurde sie doch von ihren Eltern immer noch als ein „Kind" betrachtet. Der greise Vater sah genau nach, unter welcher Länge und Breite der Ort lag, und las Flint's Reisen im Süden und Westen, um sich über die Natur des Landes zu unterrichten.

Die gute Mutter fragte ängstlich, ob New-Orleans nicht ein gottloser Ort sei? Es wurde bei dem Pfarrer und bei dem Doctor und in Miß Prabody's Putzladen bekannt, daß Ophelia St. Clare, „davon spreche", mit ihrem Cousin nach Orleans zu reisen.

Als jedoch die Thatsache, daß sie sich zur Reise entschlossen, öffentlich bekannt war, luden ihre Freunde und Nachbarn sie vierzehn Tage lang zum Thee ein, und erkundigten sich nach allen ihren Aussichten und Plänen. Miß Moselay, die bei der Anfertigung der Kleider Hilfe leistete, hatte glaubwürdig ermittelt, daß Squire Sinclare Miß Ophelia fünfzig Dollars gegeben und ihr gesagt habe, daß sie

dafür Kleider kaufen solle, und daß er zwei seidene und einen Hut für sie in Boston bestellt habe.

Ueber die Angemessenheit dieser Geldausgaben war die Meinung des Publikums geteilt, indem Einige behaupteten, daß es einmal im Leben ausnahmsweise ganz gut sei, während Andere darauf beharrten, daß man lieber das Geld den Missionären hätte senden sollen. Alle stimmten jedoch darin überein, daß man noch nie einen Sonnenschirm gesehen habe, wie der von New-York geschickte, und daß das seidene Kleid einzig in seiner Art sei. Ferner waren Gerüchte von einem Taschentuch im Umlauf, man sprach sogar von einem rund herum mit Spitzen besetzten — ja, es wurde hinzugefügt, daß es in den Ecken gestickt sei; dieser Punkt wurde jedoch nie genügend ermittelt.

Jetzt trägt Miß Ophelia ein elegantes braunleinenes Reisekleid. Ihr Gesicht hat scharf markirte Züge, die Lippen sind geschlossen wie die einer Person, welche gewöhnt ist rasch zu handeln, während die lebhaften dunkeln Augen eine forschende Beweglichkeit haben und überall umherschweifen.

In ihren Gewohnheiten ist sie eine Verkörperung der Ordnung, untrüglich wie eine Uhr; sie betrachtet alles, was einen entgegengesetzten Charakter trägt, mit der entschiedensten Verachtung.

Die in ihren Augen größte Sünde wird durch den Ausdruck „Leichtsinn“ bezeichnet.

Sie hat einen klaren Verstand, ist in der Geschichte und den englischen Classikern belesen, und denkt mit großem Scharfsinn. Ihre religiösen Glaubenssätze waren in bestimmte Formen gegossen und wie die Wäsche in ihrem Leinenschranke geordnet.

Miß Ophelia wäre in einen Brunnen gesprungen oder der Mündung einer geladenen Kanone entgegengegangen, wenn sie die Gewißheit gehabt hätte, daß es ihre Pflicht wäre.

Wie konnte sich aber Miß Ophelia mit Augustin St. Clare vertragen?

Die Wahrheit zu gestehen liebte sie ihn. Es war ihr Geschäft gewesen, ihn seinen Katechismus zu lehren, seine Kleider auszubessern, sein Haar zu kämmen und ihn auf den rechten Weg zu führen. Es wurde ihm daher sehr leicht, sie zu überreden, daß der Pfad der Pflicht sie nach New-Orleans führe, und daß sie ihn begleiten müsse, um Eva in Obacht zu nehmen.

Die Vorstellung von einem Hause ohne Aufsicht ging ihr zu Herzen; dann liebte sie das schöne kleine Mädchen, wie jeder, der sie sah, und wenn sie auch Augustin als einen halben Heiden betrachtete, lachte sie doch über seine Scherze.

„Nun, Eva, hast du dir deine Sachen gemerkt? Du hast die getüpfelte Reisetasche und die kleine blaue Pappschachtel, das sind zwei, dann den Gummikober drei, mein Nähkistchen vier, meine Hutschachtel fünf, meine Kragenschachtel sechs, den kleinen Roßhaarkoffer sieben. Wo hast du deinen Sonnenschirm? So, das wäre gethan."

„Ei Tantchen, wir gehen ja nur nach Hause."

„Ist dein Fingerhut gut aufgehoben, Eva?"

„Wahrhaftig, Tantchen, ich weiß es nicht."

„Nun, ich will dein Kästchen durchsehen: Fingerhut, Wachs, Scheeren, Messer, Stopfnadel, alles richtig. Wie hast du es nur angefangen, Kind, als du mit deinem Vater reistest? Ich sollte meinen, daß du alles verloren haben müßtest."

„Ja, Tantchen, ich habe auch viel verloren; aber wenn wir irgendwo verweilten, kaufte mir Papa etwas anderes dafür!"

„Gott steh uns bei, Kind, welch ein Verfahren!"

„Es war sehr bequem, Tantchen!"

„Entsetzlich leichtsinnig, mußt du sagen!" antwortete die Tante.

„Ei, Tantchen, der Koffer ist viel zu voll, als daß man ihn verschließen könnte."

„Er muß verschlossen werden", sagte die Tante, indem sie auf den Deckel sprang, so daß an der Oeffnung nur noch eine kleine Spalte zu sehen war.

„Steige mit herauf, Eva, was einmal gegangen ist, kann wieder gehen. Der Koffer muß zugemacht und verschlossen werden."

Und der durch diese entschiedenen Worte eingeschüchterte Koffer gab nach. Die Krampe schnappte endlich ein und Miß Ophelia drehte den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche.

„Jetzt sind wir fertig. Wo ist dein Vater? Sieh dich um, Eva, ob du ihn findest."

„Er ist unten in der Herrenkajüte und ißt eine Orange."

Das Boot begann sich jetzt mit tiefem Stöhnen zu wenden, um zwischen dem Heer von Dampfern hindurch in den Hafen einzulaufen.

Eva zeigte ihrer Tante die verschiedenen Thürme und Kuppeln, an denen sie ihre Vaterstadt erkannte.

Und nun entstand der beim Landen gewöhnliche Tumult. Miß Ophelia setzte sich ruhig auf den Koffer, stellte ihre Habseligkeiten in schöner Ordnung auf, entschlossen, sie bis zum letzten Augenblick zu verteidigen.

„Soll ich Ihr Gepäck tragen, Madam?"

„Lassen Sie mich Ihr Gepäck besorgen, Missis."

„Soll ich das nicht heraus tragen, Missis?" Diese Fragen regneten auf sie herab; sie saß mit finsterer Entschlossenheit da, wie eine in ein Bret gesteckte Stopfnadel, hielt ihr Sonnen- und Regenschirmbündel fest und antwortete mit Entschiedenheit, indem sie Eva von Zeit zu Zeit fragte:

„Wo in aller Welt muß nur der Papa stecken? Er wird doch nicht ins Wasser gefallen sein?" Da kam er mit seinem gewöhnlichen Schlendergange herbei, gab Eva ein Viertel von der Orange und sagte: „Nun, Cousine Vermont, du bist wol bereit?"

„Ich warte seit beinahe einer Stunde!" antwortete Miß Ophelia.

„Nun, der Wagen ist da und die Menge hat sich verlaufen. Hier", fügte er zu einem neben ihm stehenden Kutscher gewendet hinzu, „nehmt diese Sachen."

„Nun, jedenfalls werde ich dies hier und das und das tragen!"

„Meine liebe Miß Vermont, du mußt dich ein wenig nach den südlichen Gebräuchen richten und nicht so bepackt ans Land gehen. Man würde dich für eine Kammerjungfer halten. Gieb alles diesem Manne, er wird die Gegenstände so behutsam in den Wagen legen, als ob es Eier wären."

Miß Ophelia ließ es tief betrübt geschehen, daß ihr Vetter ihr alle ihre Schätze abnahm, und war entzückt, als sie dieselben im Wagen in bester Ordnung vorfand.

„Wo ist Tom?" fragte Eva.

„Er sitzt auf dem Bock, Kind; ich werde ihn der Mutter als Friedensgabe darbringen, um den trunksüchtigen Burschen, der den Wagen umgeworfen hat, zu ersetzen."

„O, ich weiß, daß Tom einen ausgezeichneten Kutscher abgeben wird!" rief Eva.

Der Wagen hielt vor einem alten Gebäude von halb spanischem, halb französischem Styl. Es war nach maurischer Art eingerichtet, indem ein viereckiges Gebäude einen Hof umschloß, in welchem der Wagen einfuhr. Breite Galericen liefen um die vier Seiten, mitten im Hofe warf ein Springbrunnen seinen hohen Strahl empor, der in ein mit einem breiten Rande von duftigen Veilchen eingefaßtes Marmorbassin fiel. Das Wasser war von Gold- und Silberfischen belebt, um den Springbrunnen zog sich ein mosaikartig gepflasterter Gang, und diesen umgab wieder ein sammetweicher Rasenstreif, während das Ganze von einem Fahrwege umschlossen wurde. Zwei mit Blüten bedeckte große Orangenbäume gewährten einen köstlichen Schatten, und auf dem Grase waren marmorne Blumentöpfe aufgestellt, welche die herrlichsten blühenden Pflanzen der Tropenwelt enthielten.

Mächtige Granatbäume mit ihren glänzenden Blättern und feurigroten Blüten, dunkelblättriger arabischer Jasmin, Geranien, herrliche Rosenbüsche, goldgelber Jasmin vermischten ihre Farbenpracht und ihren Duft, während hier und da eine Aloe mit ihren wunderlichen Blättern auf die vergängliche Schönheit unter sich herabschaute.

Die den Hof umgebenden Galerieen waren mit Vorhängen versehen, die nach Belieben zugezogen werden konnten. Die ganze Anlage war prächtig und malerisch.

„Ist meine teure Heimat nicht wunderschön?“ sagte Eva zu Miß Ophelia.

„Es ist ein großes, schönes Haus“, entgegnete diese im aussteigen, „wenn es mir auch ein wenig alt und heidnisch vorkommt.“

Tom stieg vom Bock und sah sich mit ruhiger Freude um. St. Clare lächelte, als Miß Ophelia ihre Bemerkung über sein Haus machte, wendete sich dann zu Tom und fragte: „Es scheint dir hier zu gefallen, Tom?“

„Ja, Master, es ist schön hier“, antwortete Tom.

Eine Menge Männer, Frauen und Kinder kamen durch die Galerieen herbei. Einer der ersten war ein schöner junger Mulatte, der modisch gekleidet war und ein parfümirtes Battisttaschentuch schwenkte. Dieser junge Mann hatte sich eifrig angestrengt, die Diener nach dem andern Ende der Veranda zu treiben. „Zurück da! schämt ihr euch nicht?“ rief er in gebieterischem Ton.

Die Neger blieben zusammengedrängt in ehrerbietiger Entfernung stehen, während zwei kräftige Männer näher schritten und das Gepäck hinwegzuschaffen begannen.

Als sich St. Clare umwendete, sah er niemand als Mr. Adolph, der sich mit Anmut verbeugte. „Guten Tag, Adolph", sagte sein Herr, indem er ihm die Hand reichte. „Ich werde sogleich zu den Leuten kommen!" und hierauf führte er Miß Ophelia in ein auf die Veranda gehendes Zimmer.

Während dies geschah, war Eva wie ein Vögelchen in ein kleines, ebenfalls auf die Veranda gehendes Boudoir geflogen.

Eine hochgewachsene, schwarzäugige blasse Dame erhob sich halb von dem Sopha, auf welchem sie ruhte.

„Mama!" rief Eva entzückt, indem sie ihr um den Hals fiel und sie wieder und wieder küßte.

„Schon gut — nimm dich in acht, Kind, du machst mir Kopfschmerzen!" sagte die Mutter.

St. Clare küßte seine Gattin und stellte ihr seine Cousine vor. Marie empfing sie mit kalter Höflichkeit. Jetzt drängte sich die Dienerschaft an die Eingangsthür, allen voran eine Mulattin von mittlerem Alter, vor Erwartung und Freude zitternd.

„O, da ist Mammy!" rief Eva, indem sie sich in ihre Arme warf und sie zu wiederholten Malen küßte.

Diese Frau sagte nicht, daß sie ihr Kopfschmerzen mache, sondern drückte sie im Gegenteil an sich und lachte und weinte. Sobald Eva sich von ihr losgemacht hatte, hüpfte sie zu Anderen, schüttelte allen die Hand und küßte sie, daß Miß Ophelia dabei ganz übel wurde.

„Ihr südlichen Kinder könnt etwas thun, was ich nicht im Stande wäre."

„Was denn, wenn ich fragen darf?"

„Nun, ich bin gern gegen Jeden freundlich. Was aber das Küssen von —"

„Negern betrifft", fiel St. Clare ihr in das Wort, „so würde dir dies unmöglich sein, nicht wahr?"

„Ja, wie kann sie das thun?"

St. Clare lachte, indem er auf den Gang hinaustrat.

„Halloh! Kommt her, Mimmy, Jimmy, Polly, Suky — freut

ihr euch nicht, den Master zu sehen?" sagte er und ging Händeschüttelnd von einer zur andern. „Gebt auf die Kinder acht", fügte er hinzu, als er über eine pechschwarze kleine Range, die auf allen Vieren umherkroch, stolperte; „wenn ich auf Jemand trete, so mag er es sagen."

Der Master wurde mit Segenswünschen überhäuft, während er kleine Geldstücke unter sie verteilte.

„So, nun geht, wie es guten Burschen und Dirnen ziemt", sagte er, und die ganze Versammlung verschwand durch eine Thür in die Veranda, wohin Eva mit einem großen Kober folgte, den sie während ihrer Heimreise mit Aepfeln, Nüssen, Kandiszucker, Bändern, Spitzen und Tändeleien jeder Art angefüllt hatte.

Als sich St. Clare umwendete, fiel sein Auge auf Tom, der wie auf Kohlen stand, während Adolph ihn durch eine Lorgnette betrachtete.

„Pfui, Schlingel!" sagte sein Herr, indem er ihm die Lorgnette herabschlug, „ist das die Art, wie du deine Gäste empfängst? Aber ich dächte, Dolph", setzte er, auf die elegante Atlasweste, welche Adolph trug, zeigend, „dies wäre meine Weste?"

„O Master, die Weste ist ganz mit Weinflecken beschmutzt. Ein Herr von Ihrem Stande kann sie nicht mehr tragen, und ich habe daher gedacht, daß ich sie nehmen könnte. Für einen armen Nigger wie ich, ist sie gut genug." Und Adolph warf den Kopf zurück und strich mit den Fingern durch sein parfümirtes Haar.

„So, so . . . nun das ist ein Grund", sagte St. Clare gleichgiltig. „Jetzt will ich Tom seiner Herrin vorstellen, dann führst du ihn in die Küche, und daß du ihn nicht hochmütig behandelst! er ist mehr wert als zwei solche Schlingel wie du."

„Der Master muß immer Spaß machen", sagte Adolph lachend.

„Komm her, Tom", rief St. Clare.

Tom betrachtete wie geblendet die sammetnen Teppiche und den Glanz der Spiegel, Gemälde, Statuen und Vorhänge.

„Sieh, Marie", sagte St. Clare zu seiner Gattin, „ich habe dir einen Kutscher gekauft, wie du ihn wünschtest. Er ist die Nüchternheit selbst und wird dich fahren wie du es verlangst. Erhebe die Augen und sieh ihn an, und dann sage nicht, daß ich nie an dich denke, wenn ich auf der Reise bin."

Marie erhob den Blick und heftete ihn auf Tom. „Ich bin überzeugt, daß er sich auch betrinken wird."

„Nein, er ist mir als ein frommer und nüchterner Mensch empfohlen."

„Nun, ich will hoffen, daß er gut einschlägt", antwortete die Dame, „obgleich ich nicht viel Hoffnung habe. Du bist vierzehn Tage länger fortgewesen, als du versprochen hattest."

„Du weißt ja, daß ich dir den Grund geschrieben habe."

„Ja, in einem kurzen Briefe."

„Mein Gott, die Post ging eben ab und ich mußte daher entweder so oder gar nicht schreiben."

„Du hast immer einen Grund, um deine Reisen lang und deine Briefe kurz zu machen."

Er nahm ein Sammetetui heraus. „Hier ist ein Geschenk, daß ich dir von New-York mitgebracht habe." Es war ein Bild, fein und zart wie ein Kupferstich, welches Eva und ihren Vater neben einander sitzend darstellte.

Marie betrachte es unzufrieden. „Was hat dich bewogen, eine so unschöne Stellung einzunehmen?"

„Die Stellung ist Geschmackssache; aber was meinst du zu der Aehnlichkeit?"

Sie schloß das Etui.

„Es ist sehr rücksichtslos von dir, St. Clare. Du weißt, daß ich den ganzen Tag Kopfschmerzen gehabt habe, und seit deiner Ankunft herrscht hier ein Lärm, daß ich halb tot bin."

„Sie leiden an Kopfweh, Madam?" fragte Miß Ophelia.

„Ja, sie machen mich zu einer wahren Märtyrerin", antwortete die Dame.

„Wachholderbeerthee ist gut gegen Kopfschmerzen", bemerkte Ophelia.

„Ich werde die ersten Wachholderbeeren, die in unserm Garten am See reif werden, holen lassen", sagte St. Clare, indem er schellte. „Aber Cousine, du wirst dich nach deinem Zimmer sehnen. Dolph, sage Mammy, daß sie herkommen soll."

Die Mulattin trug einen hohen, roten Turban, den ihr Eva eben geschenkt und selbst auf dem Kopfe befestigt hatte.

„Mammy", sagte St. Clare, „ich stelle diese Dame unter deine Obhut. Führe sie in ihr Zimmer und sorge dafür, daß es ihr an nichts fehlt."

Fünfzehntes Kapitel.

Nun, Marie", sagte St. Clare, „jetzt gehen deine goldenen Tage an. Ich habe unsere Cousine aus Neu-England mitgebracht, die dir die Sorgen von den Schultern nehmen und dir Zeit lassen wird, dich zu pflegen und wieder jung und hübsch zu werden."

„Mir ist es ganz recht", sagte Marie, indem sie den Kopf auf die Hand stützte. „Ich glaube, sie wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir Herrinnen die eigentlichen Sklavinnen sind."

„Gewiß wird sie das", erwiderte St. Clare.

Evangeline heftete ihre großen blauen Augen mit Erstaunen auf ihre Mutter. „Wozu hältst du die Leute, Mama?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht; sie sind nur zu meinem Aerger da."

„Marie, du bist heute übler Laune", sagte St. Clare. „Nimm einmal Mammy an; sie ist das beste Geschöpf von der Welt."

„Mammy ist allerdings die beste, die ich je gekannt habe", entgegnete Marie, „und doch ist auch sie selbstsüchtig."

„Die Selbstsucht ist in der That ein großer Fehler", meinte St. Clare.

„Ich halte es für selbstsüchtig von ihr, des Nachts so fest zu schlafen; sie weiß, daß ich fast allstündlich kleiner Dienste bedarf, und doch ist sie so schwer zu wecken."

„Hat sie nicht in der letzten Zeit viele Nächte bei dir gewacht, Mama?" fragte Eva.

„Woher weißt du das?" fragte Marie unsanft.

„Sie hat mir gesagt, daß du schlimme Nächte gehabt hast — und so viele hintereinander."

„Warum läßt du nicht Jane oder Rosa auf ein paar Nächte ihre Stelle einnehmen, damit sie ausruhen kann?" fragte St. Clare.

„Wie kannst du mir nur einen solchen Vorschlag machen! du bist wirklich rücksichtslos! Eine fremde Hand in meiner Nähe würde mich geradezu wahnsinnig machen. Wenn Mammy Teilnahme für mich fühlte, so würde sie leichter erwachen. Sie hat allerdings viel Gutes. Sie ist still und ehrerbietig, aber im Herzen ist sie selbstsüchtig. Die Klagen wegen ihres Mannes hören nie auf. Als ich mich verheiratete und hierher zog, mußte ich sie natürlich mitnehmen, und mein Vater konnte ihren Mann nicht entbehren; ich sagte damals gleich, daß Mammy und er am besten thun würden, einander aufzugeben. Ich riet ihr, sie solle sich einen andern Mann wählen; aber sie wollte nicht. Mammy besitzt in manchen Dingen eine Hartnäckigkeit, welche niemand so zu bemerken Gelegenheit hat wie ich."

„Hat sie Kinder?" fragte Ophelia.

„Ja, zwei."

„Die Trennung von ihnen wird ihr wol schwer geworden sein."

„Ich habe sie natürlich nicht mitbringen können. Es waren kleine schmutzige Dinger und nahmen zu viel von ihrer Zeit in Anspruch. Ich glaube, daß sie, obgleich sie weiß, wie notwendig sie mir ist, morgen zu ihrem Manne zurückkehren würde, wenn sie dürfte."

„Es ist entsetzlich, wenn man daran denkt", sagte St. Clare spöttisch.

Miß Ophelia sah die Röte des Aergers auf seinem Gesicht, als er sprach.

„Mammy ist stets ein Liebling von mir gewesen", sagte Marie, „ich wollte nur, daß Ihre Mädchen im Norden einmal ihren Kleiderschrank sehen könnten — sie hat seidene und Mousselinkleider und sogar eines von ächtem Leinenbattist. Ich habe ganze Nachmittage gearbeitet, um ihre Hauben zu besetzen und sie anzuputzen, wenn sie in eine Gesellschaft ging. Scheltworte kennt sie fast gar nicht. Sie ist in ihrem ganzen Leben nicht mehr als ein- oder zweimal gepeitscht worden; sie hat täglich ihren starken Kaffee oder Thee mit weißem Zucker. Unsere Dienerschaft wird viel zu nachsichtig behandelt."

Evangeline ging leise zu ihr hin und schlang die Arme um ihren Hals.

„Nun, Eva, was giebt es wieder?" fragte Marie.

„Mama, könnte ich nicht eine Nacht bei dir wachen? nur eine einzige? Ich würde dich gewiß nicht wecken und auch nicht schlafen."

„Thorheit, Kind", erwiderte Marie.

„Darf ich, Mama? Ich glaube, Mammy ist nicht wohl. Sie hat mir gesagt, daß sie in der letzten Zeit so arge Kopfschmerzen habe."

„O, daß ist wieder eine von Mammy's Einbildungen! Wenn ihr ein wenig der Kopf oder der kleine Finger weh thut, macht sie gleich ein Aufhebens, als wäre es wunder was. Ich habe in solchen Dingen feste Grundsätze", sagte sie zu Miß Ophelia. „Wenn Sie die Diener darin bestärken, sich über jedes Unwohlsein zu beklagen, so werden Sie nicht fertig. Ich beklage mich nie — kein Mensch weiß, was ich zu leiden habe."

Miß Ophelia's Augen drückten unverhohlene Verwunderung aus, was St. Clare so komisch vorkam, daß er in ein Gelächter ausbrach.

„St. Clare lacht stets, wenn ich die geringste Anspielung auf meine Leiden mache. Ich hoffe nur, daß nicht bald eine Zeit kommen wird, wo er es bereut!" Und sie hielt ihr Taschentuch vor die Augen.

Endlich stand St. Clare auf, sah nach der Uhr und sagte, daß er in der Stadt zu thun habe. Eva entfernte sich nach ihm, Miß Ophelia und Marie blieben allein am Tisch.

„Das sieht St. Clare ganz ähnlich", sagte die letztere, indem sie ihr Taschentuch mit einer heftigen Bewegung vom Gesicht nahm. St. Clare denkt, ich könne alles ertragen."

Marie trocknete ihre Thränen und glättete ihr Gefieder, wie eine Taube nach einem Regenschauer. Dann begann sie mit Miß Ophelia ein wirtschaftliches Gespräch über Geschirrschränke, Wäschschränke, Vorratskammern und andere Dinge, und gab ihr so viele Anweisungen, daß ein weniger geschäftskundiger Kopf von einem Schwindel ergriffen worden wäre.

„Noch eins", sagte sie, „Eva bedarf der Aufsicht."

„Sie scheint ein sehr gutes Kind zu sein", sagte Miß Ophelia.

„Eva ist sehr sonderbar!" versetzte die Mutter; „sie ist mir nicht im mindesten ähnlich!"

Miß Ophelia dachte in ihrem Herzen: „Ich hoffe, daß dem so ist!"

„Eva ist stets geneigt gewesen, es mit der Dienerschaft zu halten. St. Clare bestärkt sie übrigens darin."

Dann fuhr sie fort: „Ich halte dafür, daß man freundlich gegen die Dienstboten sein muß, aber man muß sie ihre Stellung fühlen lassen."

„Nun", sagte Miß Ophelia, „Sie halten doch Ihre Dienstleute auch für menschliche Geschöpfe, die, wenn sie müde sind, ausruhen wollen?"

„Allerdings thue ich das. Ich sehe darauf, daß sie alles erhalten, was ihnen zukommt. Mammy kann ihren Schlaf auf die eine oder andere Art nachholen; aber sie ist die schläfrigste Person, sie schläft überall, wo man sie sieht."

Miß Ophelia zog einen drei Fuß langen Strumpf aus der Tasche und begann eifrig zu stricken.

„Sehen Sie, ich habe mein eignes Vermögen und meine eigne Dienerschaft mitgebracht, als ich St. Clare heiratete, und ich bin gesetzlich berechtigt, sie auf meine Art zu behandeln. St. Clare hat sein Vermögen und seine Diener. Er läßt sich von ihnen alles mögliche gefallen und in manchen Dingen zeigt er sich geradezu unvernünftig. So besteht er darauf, daß in seinem Hause unter keiner Bedingung ein Schlag erteilt werden soll, der nicht von ihm oder mir kommt. Sie sehen selbst ein, wie grausam es sein würde, wenn man diese Anstrengung von mir verlangte."

„Glauben Sie nicht, daß der Herr sie von demselben Fleisch und Blut geschaffen hat wie uns? Und daß sie unsterbliche Seelen haben?" fragte Miß Ophelia mit Entrüstung.

„O, daran zweifelt gewiß niemand", antwortete Marie gähnend; „aber wenn wir mit ihnen verglichen werden sollen, so ist das lächerlich. Als ob Mammy ihre schmutzigen Rangen eben so lieb haben könnte wie ich meine Eva! Ja, St. Clare hat mich einmal im vollen Ernst zu überreden gesucht, daß es meine Pflicht sei, Mammy nach Hause gehen zu lassen."

Miß Ophelia klapperte mit ihren Nadeln auf eine Weise, welche mehr als viele Bände sprach.

„Das alte Lied!" sagte St. Clare, der in diesem Augenblick eintrat. „Siehst du, Cousine", fuhr er fort, indem er sich auf ein

Sopha warf, „es ist bei dem Beispiel, das wir ihnen geben, ganz unverzeihlich, daß sie so träge sind!"

„O, St. Clare!" rief Marie.

„Na, laß es gut sein, Marie, der Tag fängt an heiß zu werden und ich habe eben einen langen Streit mit Dolph gehabt."

„Was hast du mit Dolph gehabt?" fragte Marie. „Die Unverschämtheit dieses Burschen ist bis auf einen unerträglichen Grad gestiegen."

„Er hat so lange meine Vollkommenheiten nachgeahmt, daß er sich jetzt für einen großen Herrn hält, und ich habe ihn über seinen Irrtum aufgeklärt. Ich war genötigt, ihm deutlich zu machen, daß ich einige von meinen Kleidern für meinen persönlichen Gebrauch behalten will, eben so wie meine Batisttaschentücher. Dolph war darüber äußerst ungehalten, und ich mußte ihm väterlich zureden."

„O, St. Clare, wann wirst du deine Diener richtig behandeln lernen?"

„Was ist denn Böses dabei, daß der arme Teufel seinem Herrn ähnlich zu werden wünscht?"

„Und warum hast du ihn nicht besser erzogen?" fragte Miß Ophelia.

„Es hätte zu viel Mühe gekostet. Die Trägheit stürzt mehr Seelen ins Verderben als du glaubst."

„Ich bin der Meinung, daß ihr Sklavenbesitzer eine furchtbare Verantwortlichkeit habt", sagte Miß Ophelia. „Es liegt euch ob, eure Sklaven zu erziehen und sie wie vernünftige, unsterbliche Wesen, mit denen ihr dereinst vor den Richterstuhl Gottes treten müßt, zu behandeln. Das ist meine Ansicht."

„O, was weißt du davon!" rief St. Clare, indem er schnell aufstand und sich ans Clavier setzte. Er besaß ein entschiedenes Talent zur Musik. Er spielte ein Stück nach dem andern, als wollte er sich selbst in gute Laune spielen. Dann stand er auf und sagte in heiterm Tone:

„Cousine, du hast uns eine derbe Predigt gehalten und ich denke deshalb nur um so besser von dir. Ich bin überzeugt, daß du einen ächten Diamanten der Wahrheit nach mir geworfen hast; aber siehst

du, er traf mich so heftig ins Gesicht, daß ich ihn anfangs nicht ganz zu schätzen wußte."

Miß Ophelia schwieg; St. Clare pfiff ein Liedchen.

„Bitte, lieber Mann, pfeife nicht, es macht meine Kopfschmerzen ärger."

Ein heiteres Gelächter ertönte hinter den seidenen Vorhängen der Veranda. St. Clare trat hinaus, schlug die Gardine zurück und lachte ebenfalls.

„Was giebt es?" fragte Miß Ophelia.

Auf einer Rasenbank im Hofe saß Tom; in allen Knopflöchern hatte er Jasminblüten, Eva hing ihm fröhlich lachend einen Rosenkranz um den Hals, und dann setzte sie sich, immer noch lachend, gleich einem Sperling auf seinen Schooß.

„O Tom, wie komisch du aussiehst!"

Tom lächelte und schien eben so viel Spaß an der Sache zu finden wie seine kleine Herrin. Als er St. Clare herankommen sah, blickte er ihn mit einem um Verzeihung bittenden Ausdruck an.

„Wie kannst du sie so etwas thun lassen?" rief Miß Ophelia.

„Du würdest nichts böses daran sehen, wenn ein Kind einen großen Hund liebkoste? Aber vor einem Geschöpf, das denken und fühlen kann und unsterblich ist, schaudert dir! Gestehe es nur, Cousine, Ihr möchtet sie nicht mißhandelt sehen, aber ihr wollt selbst nichts mit ihnen zu thun haben. Ihr möchtet sie nach Afrika schicken, damit ihr sie nicht mehr seht und riecht, und ein paar Missionare nachsenden, welche die Selbstverläugnung hätten, sie oberflächlich zu erziehen. Ist es nicht so."

„Ich glaube, Vetter," sagte Miß Ophelia nachdenklich, „daß du nicht unrecht hast?"

„Was würden die Armen ohne Kinder anfangen?" fuhr St. Clare fort, indem er sich auf das Geländer setzte. „Ein kleines Kind ist der einzig wahre Demokrat. Tom ist für Eva ein Held; seine Geschichten sind in ihren Augen Wunder; für sie ist er der wunderbarste Tom, der je eine schwarze Haut getragen hat. Das ist eine Rose aus Eden, die der Herr ausdrücklich für die Armen herabgesendet hat."

Tom konnte sich über seine äußere Lage nicht beklagen. Eva hatte ihren Vater gebeten, daß er ihn ihr zum Begleiter gab, wenn

sie eines Dieners auf ihren Ausgängen bedurfte. Er wurde gut gekleidet, und sein Stalldienst bestand in der täglichen Beaufsichtigung eines unteren Dieners, denn Marie St. Clare behauptete, daß sie den Pferdegeruch nicht haben möchte. Tom sah in seinem sauberen Tuchanzug, seinem Kastorhut, seinen glänzenden Stiefeln, schneeweißen Manschetten und eben solchem Hemdkragen respectabel genug aus.

Marie St. Clare stand eines Sonntags Morgens prachtvoll gekleidet in der Veranda, ein Diamantarmband um ihr zartes Handgelenk. Sie war im Begriff, in vollem Putz nach einer modischen Kirche zu gehen. Miß Ophelia stand an ihrer Seite.

„Wo ist Eva?" fragte Marie.

„Das Kind ist auf der Treppe stehen geblieben, um Mammy etwas zu sagen."

Was sagte Eva zu Mammy auf der Treppe?

„Gute Mammy, ich weiß, daß dein Kopf dir entsetzlich weh thut."

„Gott segne Sie, Miß Eva; ich habe in der That seit einiger Zeit beständig Kopfschmerz; aber Sie brauchen sich deshalb nicht zu ängstigen."

„Hier", das liebe Kind legte den Arm um den Nacken der Sklavin, „nimm mein Riechfläschchen, Mammy."

„Wie? Ihr schönes goldenes Fläschchen mit den Diamanten? Gott, Miß, das würde nicht für mich passen."

„Warum nicht? Du brauchst es und ich nicht. Die Mama wendet es stets gegen Kopfschmerzen an und es wird dir wohlthun, wenn du daran riechst."

„Sie liebes Herzenskind!" sagte Mammy, worauf Eva ihr einen Kuß gab und dann zu ihrer Mutter eilte.

„Wo warst du denn?"

„Ich bin nur stehen geblieben, um Mammy mein Riechfläschchen zu geben, damit sie es mit in die Kirche nimmt!"

„Eva!" rief Marie unwillig, „wann wirst du lernen, was sich schickt! Geh sogleich und hole es wieder." Eva wendete sich langsam um.

„Marie, quäle das Kind nicht", sagte St. Clare.

„O St. Clare, wie soll sie einmal durch die Welt kommen?" fragte Marie.

„Das weiß Gott", erwiderte St. Clare; „aber sie wird eher in den Himmel kommen als du oder ich."

„O Papa, sprich nicht so!" sagte Eva leise.

„Ich wünschte wirklich, daß St. Clare einmal in die Kirche ginge", sagte Marie; „aber er hat kein Fünkchen Religion."

„Ich weiß es!" sagte St. Clare. „Ihr Damen geht in die Kirche, und eure Frömmigkeit verbreitet Achtbarkeit über uns. Wenn ich überhaupt gehe, so würde ich dorthin gehen, wohin sich Mammy begiebt. Eva, bleibe zu Hause und spiele mit mir."

„Ich danke dir, Papa, aber ich will in die Kirche gehen."

„Ist es nicht entsetzlich langweilig?" fragte St. Clare.

„Es ist etwas langweilig", erwiderte Eva, „aber die Cousine hat mir gesagt, daß Gott es von uns verlange, und da er uns alles giebt, so müssen wir auch ihm etwas zu Liebe thun."

„Du süßes, liebes Herzchen!" sagte St. Clare, sie küssend, „geh mein gutes Kind, und bete für mich."

„O, das thue ich immer!" rief Eva.

St. Clare stand auf den Stufen der Freitreppe und warf ihr Kußhändchen zu. In seinen Augen perlten große Thränen.

„O, Evangeline, du bist recht benannt"; sagte er, „hat dich nicht Gott zu einem Evangelium für mich gemacht?"

Dann rauchte er eine Cigarre, las und vergaß sein kleines Evangelium.

„Evangeline", sagte ihre Mutter, „es ist recht und gut, wenn man gegen die Dienstboten freundlich ist, aber es ist unschicklich, sie gerade so zu behandeln, wie unsere Verwandten. Wenn Mammy krank wäre, so würdest du sie doch nicht in dein eignes Bett nehmen wollen?"

„O ja, sehr gern, Mama", antwortete Eva, „denn es würde dann bequemer sein."

„Was kann ich thun, um sie dahin zu bringen, daß sie mich versteht?" sagte Marie.

„Nichts!" erwiderte Miß Ophelia.

Eva war betrübt, aber Kinder behalten keinen Eindruck lange, und nach wenigen Minuten lachte sie wieder.

„Nun, meine Damen", sagte St. Clare, als die Familie an

der Mittagstafel saß, „was ist Ihnen heute in der Kirche aufgetischt worden?"

„O, Doctor G— hat eine köstliche Predigt gehalten", antwortete Marie; „sie drückte alle meine Ansichten vollkommen aus."

„Dann muß sie sehr erbaulich gewesen sein", versetzte St. Clare.

„Der Prediger führte aus, daß alle Unterschiede in der Gesellschaft von Gott kommen, daß es angemessen sei, daß die Einen hoch und die Andern niedrig, daß die Einen zum herrschen und die Andern zum dienen geboren seien. Er wendete dies sehr richtig auf die Sklaverei an, und verteidigte alle unsere Einrichtungen mit überzeugender Wärme. Ich wollte nur, du hättest ihn gehört!"

St. Clare lächelte.

„Nun", sagte Miß Ophelia, „hältst du die Sklaverei für recht oder unrecht?"

„Ich habe nicht Lust, mich über diesen Gegenstand in ein langes Gerede einzulassen."

„Das ist die Art, wie er immer spricht", sagte Marie. „Ich glaube, daß er die Religion nicht leiden kann."

„Die Religion?" erwiderte St. Clare. „Ist das, was sich biegen und beugen läßt, so daß man es jeder verkehrten Einrichtung der selbstsüchtigen Gesellschaft anpassen kann, Religion? Nein, wenn ich eine Religion gelten lassen soll, so muß sie über mir, nicht unter mir stehen."

„Du glaubst also nicht, daß die Bibel die Sklaverei gutheißt?" fragte Ophelia.

„Die Bibel war das Buch meiner Mutter", sagte St. Clare. „Nach ihr lebte und starb sie, und es würde mir sehr leid thun, wenn ich denken müßte, daß sie die Sklaverei gestattet."

„Sei dem wie ihm wolle", sagte Marie, „ich danke Gott, daß ich da geboren bin, wo die Sklaverei existirt, und ich glaube, daß sie recht ist."

„Was meinst du dazu, Kind?" sagte St. Clare zu Eva, „was ist dir lieber? so zu leben, wie man oben in Vermont bei deinem Onkel lebt, oder ein Haus voll Diener zu haben wie wir?"

„Nun, so wie es bei uns ist, ist es gewiß angenehmer", antwortete Eva. „Warum?" fragte St. Clare.

„Weil man von viel mehr Leuten umgeben ist, die Einen lieben", antwortete Eva ernst.

„Das sieht Eva ähnlich", sagte Marie. „Wieder eine von ihren einfältigen Ideen."

„Ist denn das einfältig, Papa?"

„Den Ansichten der Welt nach allerdings, liebes Kind", erwiderte St. Clare; „aber wo ist mein kleines Evchen gewesen?"

„Oben in Onkel Tom's Zimmer, um ihn singen zu hören, er singt gar schöne Lieder von dem neuen Jerusalem, von lieblichen Engeln und dem Lande Kanaan. Er singt mir vor, ich lese aus meiner Bibel, und er erklärt mir, was es bedeutet."

„Nun, auf mein Wort", sagte Marie, „das ist ein köstlicher Spaß."

„Ich kann dich versichern, daß Tom kein schlechter Bibelerklärer ist", bemerkte St. Clare. „Ich wollte diesen Morgen die Pferde schon früh haben und schlich nach seinem Schlafzimmer über den Stallungen. Dort habe ich gehört, wie er ganz allein eine Betstunde hielt. Ich habe wirklich seit langer Zeit nichts so Erbauliches wie Tom's Gebet vernommen. Er nahm auch mich darin auf."

„Vielleicht erriet er, daß du lauschtest."

„Wenn er das that, so war er nicht sehr schlau, denn er gab dem Herrn seine Ansicht über mich frei genug zu erkennen. Tom schien der Meinung zu sein, daß bei mir ein guter Grund zur Besserung gelegt sei, und sehr ernstlich zu wünschen, daß ich mich bekehren möge."

„Ich hoffe, daß du es dir zu Herzen nehmen wirst", bemerkte Miß Ophelia.

„Du bist wahrscheinlich auch so ziemlich derselben Meinung", entgegnete St. Clare.

Sechzehntes Kapitel.

Die Nachmittagssonne schien in das kleine Schlafzimmer, wo Georg und seine Frau saßen. Er hatte sein Kind auf dem Schooß und die Hände seiner Gattin in den seinen. Beide sahen ernst aus und auf ihrer Wange waren Spuren von Thränen.

„Ja, Eliza", sagte Georg, „ich weiß, daß alles, was du sagst wahr ist. Du bist ein gutes Weib — viel besser als ich — und ich werde mich bemühen, eines freien Mannes würdig zu handeln, meine Bibel lesen und ein guter Mensch zu werden lernen."

„Und wenn wir nach Canada kommen, kann ich dich unterstützen. Ich kann Kleider machen, verstehe das feine waschen und plätten, und wir werden immer Mittel zu unserm Lebensunterhalt finden.

„Ja, Eliza, so lange wir einander besitzen und unsern Sohn haben. Wenn ich auch bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahre schwer gearbeitet habe und weder einen Cent Geld, noch ein Dach, unter dem ich mein Haupt niederlegen kann, besitze, so werde ich doch zufrieden sein und Gott danken. Ich werde arbeiten und das Geld für dich und meinen Sohn deiner Herrschaft ersetzen. Was meinen früheren Herrn betrifft, so ist er für alles reichlich bezahlt. Ich bin ihm nichts schuldig."

„Aber wir sind noch nicht außer Gefahr!" sagte Eliza.

„Sehr wahr", antwortete Georg; „aber es ist mir, als ob ich bereits freie Luft athmete."

In diesem Augenblick hörte man Stimmen in dem äußern Zimmer und darauf wurde an der Thür geklopft. Auf der Schwelle stand Simeon Halliday mit einem anderen Quäker, den er als Phineas Fletcher vorstellte. Phineas war lang und hager, hatte rote Haare und ein Gesicht, aus dem große Klugheit sprach.

„Unser Freund Phineas hat etwas entdeckt, was für dich und deine Begleiter von Wichtigkeit ist, Georg", hob Simeon an.

„Das habe ich in der That", sagte Phineas, „und es zeigt, wie nützlich es ist, wenn man beim schlafen ein Ohr offen behält. Gestern übernachtete ich in einem kleinen, einsamen Wirtshause. Nach dem Abendessen streckte ich mich auf einen Haufen Säcke und zog eine Büffeldecke über mich, um zu warten, bis mein Bett bereit sei, und schlief fest ein."

„Behieltest du das eine Ohr offen, Phineas?" fragte Simeon ruhig.

„Nein, ich schlief mit beiden Ohren etwa zwei Stunden lang, denn ich war ermüdet; als ich aber munter wurde, sah ich, daß einige

Männer im Zimmer waren. Ich beschloß zu hören, was sie im Sinne hatten, besonders da sie von Quäkern sprachen.

„Sie sind ohne Zweifel in der Quäkeransiedelung", sagten sie, schienen von dem Weg, den wir heut Abend einschlagen, genau unterrichtet, und werden uns sechs bis acht Mann stark verfolgen. Was ist also zu thun?"

„Was sollen wir thun, Georg?" fragte Eliza mit schwacher Stimme. „Ich weiß, was ich thue", antwortete Georg, indem er seine Pistolen untersuchte.

„Ja, ja", sagte Phineas zu Simeon, „du siehst, wie es wirkt."

„Ich will keinen mit mir in die Sache verwickeln", sagte Georg. „Wenn Sie mir Ihren Wagen leihen, werde ich allein nach der nächsten Station fahren. Jim ist riesenstark und tapfer wie die Verzweiflung, und ich ebenfalls."

„Schon gut, Freund", bemerkte Phineas, „aber du wirst dessen ungeachtet eines Kutschers bedürfen. Du magst meinetwegen den Kampf allein ausfechten, darauf verstehst du dich; aber ich kenne einige Eigentümlichkeiten der Straße, die du nicht kennst."

„Aber ich will Sie nicht in die Sache verwickeln", versetzte Georg.

„Phineas ist ein erfahrener Mann", sagte Simeon; „du wirst wol thun, seinem Rat zu folgen." Die Hand auf Georg's Schulter legend, fügte er auf die Pistolen deutend hinzu: „Sei nicht vorschnell mit diesen — junges Blut ist heiß."

„Ich werde keinen Menschen angreifen", erwiderte Georg. „Aber meine Schwester ist nach New-Orleans verkauft worden, und ich soll zusehen, wie mir mein Weib genommen und verkauft wird? Nein, so wahr mir Gott helfe, ich werde bis zum letzten Atemzuge kämpfen."

„Fleisch und Blut können nicht anders handeln", sagte Simeon. „Wehe der Welt des Aergernisses wegen, wehe aber auch denen, durch welche das Aergerniß kommt."

„Würden Sie an meiner Stelle nicht das nämliche thun, Sir?"

„Ich bitte Gott, daß ich nicht in diese Lage kommen möge", antwortete Simeon; „das Fleisch ist schwach."

„Ich denke, daß mein Fleisch in einem solchen Falle leidlich stark sein würde," sagte Phineas, „ich weiß nicht, Freund Georg, ob ich

dir nicht einen Burschen festhalten würde, wenn du mit ihm eine Rechnung abzuschließen hast."

„Es ist gut, daß du nicht als „Freund" geboren bist", bemerkte Simeon lächelnd. „Die alte Natur ist in dir noch immer stark vorherrschend."

Phineas war früher ein tüchtiger Hinterwäldler, ein wackerer Jäger und nie fehlender Schütze gewesen, aber dann bewogen worden, sich der Gesellschaft der „Freunde" anzuschließen.

„Freund Phineas hat stets seine eigne Weise", sagte Rachel Halliday lächelnd, „aber wir wissen, daß er das Herz auf dem rechten Fleck trägt."

„Nun", sagte Georg, „ist es nicht am besten, wenn wir unsere Flucht beschleunigen?"

„Ich bin um vier Uhr aufgestanden und in aller Eile volle zwei bis drei Stunden vor ihnen herübergekommen. Es ist keinesfalls sicher, die Reise eher anzutreten, als bis es dunkel wird, denn in den Dörfern vor uns giebt es schlechte Menschen, die geneigt sein könnten, sich in unser Vorhaben zu mischen. In zwei Stunden denke ich, daß wir es wagen können. Ich will zu Michael Cross hinübergehen und ihn auffordern, auf seinem schnellen Pferde hinter uns herzureiten, um scharf auf den Weg zu achten und uns zu warnen, wenn sich ein Trupp Männer zeigen sollte. Ich gehe jetzt, um Jim und der alten Frau zu sagen, daß sie sich bereit halten. Wir haben einen hübschen Vorsprung. Sei also guten Mutes, Freund Georg, es ist nicht die erste Klemme, aus der ich Leute in deiner Lage gerissen habe." Mit diesen Worten verließ Phineas das Zimmer.

„Phineas ist sehr klug" sagte Simeon, „er wird das beste thun, was sich für dich thun läßt, Georg. Und nun, Mutter, beeile deine Zurüstungen, denn wir dürfen sie nicht mit nüchternem Magen fortschicken."

Und während Rachel und ihre Kinder mit der Bereitung des Abendessens beschäftigt waren, saßen Georg und seine Gattin in ihrem kleinen Zimmerchen. „Eliza", sagte Georg, „ich werde eher meinen letzten Blutstropfen hingeben, als dich mir entreißen lassen."

„O Gott, sei barmherzig!" schluchzte Eliza; „laß uns nur zusammen aus diesem Lande gehen, weiter verlange ich nichts!"

Jetzt nahm Rachel Eliza bei der Hand und führte sie an den Tisch. Als sie sich niedersetzten, trat Ruth ein.

„Ich bin noch schnell mit diesen Strümpfchen für den Knaben herübergelaufen", sagte sie, „es sind drei Paar recht warme wollene. Weißt du, es wird in Canada sehr kalt sein. Bist du guten Mutes, Eliza?" Sie drückte warm ihre Hand und ließ einen Kuchen in Harry's Hände gleiten. „Ich habe ein Päckchen davon für ihn mitgebracht", sagte sie.

„O ich danke Ihnen, Sie sind zu gütig!" rief Eliza.

„Nun komm, Ruth, und setze dich mit uns zum Abendessen", sagte Rachel.

„Ich kann mich keinen Augenblick aufhalten, sonst läßt John die Biscuits verbrennen und giebt dem Kleinen allen Zucker, der in der Dose ist. So macht er es immer!" lachte die kleine Quäkerin. „Nun, leb wohl, Eliza, leb wohl, Georg; der Herr gebe euch eine glückliche Reise!" Mit diesen Worten verließ Ruth das Zimmer. Dann hielt ein großer verdeckter Wagen vor der Thür und Phineas sprang rasch von seinem Sitz, um sie einsteigen zu lassen. Georg trat mit seiner Frau und seinem Kinde heraus. Rachel und Simeon kamen ihnen nach.

„Steigt einen Augenblick aus", sagte Phineas, „und laßt mich den Wagen für die Frauen und den Kleinen einrichten."

„Hier sind die beiden Büffeldecken", bemerkte Rachel; „mache die Sitze bequem, es ist anstrengend, die ganze Nacht zu fahren."

Jim stieg zuerst aus und hob sorgfältig seine alte Mutter herab, die sich ängstlich umblickte. „Jim, sind deine Pistolen in Ordnung?" fragte Georg mit leiser Stimme.

„Ja, gewiß", antwortete Jim. „Denkst du, daß ich mir meine Mutter wiedernehmen lassen werde."

Während dieses kurzen Gesprächs hatte Eliza von der guten Rachel Abschied genommen und war in den Wagen gestiegen. Hierauf wurde die alte Negerin hineingehoben, und endlich nahmen Georg und Jim und Phineas auf dem Bock ihre Plätze ein.

„Lebt wohl, Freunde!" rief Simeon.

„Gott segne euch", antworteten Alle und der Wagen rollte auf der hartgefrorenen Straße davon. Das Geräusch der Räder ließ kein Gespräch aufkommen. Der Wagen fuhr durch lange dunkle Waldstrecken,

über öde Ebenen, bergauf und bergab. Das Kind schlief bald ein, die arme Alte vergaß endlich ihre Befürchtungen, und selbst Eliza fand gegen das Ende der Nacht ihre Besorgniß nicht hinreichend, um die Augen offen zu halten. Phineas vertrieb sich die Zeit mit dem Pfeifen höchst unquäkerischer Lieder.

Gegen drei Uhr vernahm Georg jedoch eilige Hufschläge und berührte Phineas mit dem Ellbogen. Phineas hielt sogleich an und horchte. „Das muß Michael sein", sagte er, „ich glaube seinen Galopp zu kennen." Er stand auf und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Straße. Jetzt nahm man die undeutliche Gestalt eines Reiters auf dem Gipfel eines entfernten Hügels wahr. „Ich glaube wirklich, daß er es ist", sagte Phineas. Georg und Jim sprangen aus dem Wagen, Alle standen in tiefem Schweigen, das Gesicht dem Boten zugekehrt. Er kam näher; endlich sahen sie den Reiter in Rufweite.

„Bist du es, Phineas?"

„Ja, kommen sie?"

„Dicht hinter mir, ihrer acht bis zehn, vom Branntwein erhitzt, und wie die Wölfe schäumend." Er sprach noch, als der Wind ihnen den schwachen Schall galoppirender Reiter zuführte.

„Herein mit euch!" rief Phineas. „Wenn ihr euch schlagen müßt, so wartet, bis ich euch ein Stück weiter gebracht habe." Beide sprangen in den Wagen und Phineas trieb die Pferde zum schnelleren Lauf an. Der Wagen flog rasselnd über den gefrorenen Boden dahin, aber deutlicher drang der Lärm der Verfolger herüber. Die Frauen blickten ängstlich hinaus und sahen in weiter Ferne auf dem Gipfel eines Hügels eine Anzahl von Männern, deren Gestalten sich von dem dämmernden Abendhimmel abhoben. Eliza drückte ihr Kind fester an die Brust, die Alte betete und stöhnte, und Georg und Jim hielten ihre Pistolen umfaßt. Die Verfolger näherten sich ihnen schnell, der Wagen machte plötzlich eine Wendung und brachte sie in die Nähe eines steil überhängenden Felsens, welcher sich auf einer großen und kahlen Fläche erhob.

„Jetzt gilt's!" sagte Phineas, indem er zu Boden sprang. „Kommt augenblicklich heraus und mit mir hinauf unter die Felsen. Michael, fahre zu Amaria und bringe ihn mit seinen Söhnen herbei."

Im nächsten Augenblick waren sie sämmtlich ausgestiegen, sprangen

über die Fenz und eilten so schnell sie konnten den Felsen zu, während Michael rasch davon fuhr.

„Hierher!“ rief Phineas. „Das ist eins von unsern alten Jagdverstecken.“

Phineas kletterte mit Harry behend wie eine Ziege hinauf, hinter ihm kam Jim, der seine alte Mutter auf dem Rücken trug, dann Georg und Eliza. Sie gelangten auf den Gipfel des Felsens, wo der Pfad in eine schmale Schlucht einbog, in der nur eine Person gehen konnte, bis sie an einen mehr als drei Fuß breiten Spalt kamen, jenseits dessen eine von dem Uebrigen getrennte Felsmasse lag, die volle dreißig Fuß hoch, mit steil abfallenden Seitenwänden emporragte. Phineas sprang leicht über den Spalt und setzte den Knaben auf einen Stein nieder.

„Kommt herüber!“ rief er, „es gilt euer Leben!“ und die Uebrigen sprangen ihnen nach. Einige lose Steintrümmer bildeten eine Art von Brustwehr, welche ihre Stellung den Blicken verbarg.

Phineas schaute herab, um die Heraufstürmenden zu beobachten. „Wer hierher gelangen will, muß einzeln und im Bereich eurer Pistolen zwischen diesen beiden Felsen hindurch.“

Die jetzt im Morgenlicht deutlich sichtbare Gruppe bestand aus Tom Loker und Marks, nebst zwei Constablern und einer Rotte von Taugenichtsen, die sie mit Branntwein dazu angeworben hatten, bei dem Spaße Beistand zu leisten. „Nun, Tom, die haben sich ein gutes Plätzchen gesucht“, sagte der Eine.

„Ja, ich habe gesehen, daß sie hier hinauf gegangen sind“, erwiderte Tom, „und hier ist ein Pfad; ich stimme dafür, daß wir sie verfolgen. Sie können nicht wieder herunter.“

„Aber, Tom, sie könnten hinter dem Felsen hervor auf uns feuern“, versetzte Marks. „Das wäre ein schlechter Spaß.“

„Pfui“, antwortete Tom mit einem spöttischen Lächeln; „Ihr seid nur immer darauf bedacht, eure Haut zu schonen, Marks. Die Nigger sind viel zu feig.“

„Ich sehe nicht ein, warum ich nicht auf meine Haut bedacht sein sollte“, sagte Marks; „es ist die beste, die ich habe, und die Nigger wehren sich mitunter wie die Teufel.“

In diesem Augenblick erschien Georg auf dem Felsen über ihnen

und sagte mit ruhiger Stimme: „Ihr Herren dort unten, wer seid ihr und was wollt ihr?“

„Wir suchen eine Bande von entlaufenen Niggern“, antwortete Tom Loker, „einen gewissen Georg Harris und Eliza Harris mit ihrem Sohne, Jim Selden und ein altes Weib. Wir haben Gerichtsdiener und einen Verhaftsbefehl bei uns, und wir wollen und müssen sie haben. Hört ihr? Bist du nicht Georg, der dem Mr. Harris in Shelby County gehört?“

„Ich bin Georg Harris! ein Mr. Harris in Kentucky hat mich sein Eigentum genannt; jetzt aber bin ich ein freier Mann und nehme mein Weib und Kind als mein rechtmäßiges Eigentum in Anspruch. Jim und seine Mutter sind auch hier, ihr könnt heraufkommen, wenn ihr wollt. Aber der Erste, der in den Bereich unserer Kugeln kommt, ist des Todes, und die ihm folgenden ebenfalls.“

„O, macht keine Umstände“, sagte ein kurzer, keuchender Mann, welcher jetzt vortrat und sich schnäuzte. „Junger Mann, das sind Reden, die euch gar nicht geziemen. Wir haben das Gesetz auf unserer Seite, und ihr seht, daß ihr am besten thut, euch friedlich zu ergeben.“

„Ihr habt uns noch nicht. Wir erkennen eure Gesetze nicht an! wir stehen hier eben so frei wie ihr, und bei dem Allmächtigen! wir werden für unsere Freiheit kämpfen bis zum letzten Athemzuge!“

Marks war der einzige, der vollkommen unberührt blieb. Er spannte bedächtig sein Pistol und feuerte es auf Georg ab.

„Seht ihr, wir erhalten in Kentucky eben so viel, mögen wir euch tot oder lebend einbringen“, sagte er kaltblütig, indem er sein Pistol am Rockärmel abwischte.

Georg sprang zurück und Eliza stieß einen Schrei aus — die Kugel war dicht an seinem Haar vorüber geflogen.“

„Es ist nichts, Eliza“, sagte Georg.

„Du wirst besser thun, wenn du dich nicht so bloßstellst während du sprichst“, bemerkte Phineas; „es sind erbärmliche Schufte.“

„Nun, Jim“, sagte Georg, „sieh zu, daß deine Pistolen in Ordnung sind. Ich feure auf den Ersten, der sich zeigt, du nimmst den zweiten. Du weißt, daß wir nicht zwei Schüsse an einen verschwenden dürfen.“

„Wie aber, wenn du nicht triffst?" „Ich werde schon treffen", sagte Georg kaltblütig.

„Der Bursche hat Mut!" murmelte Phineas zwischen den Zähnen.

Die unten Befindlichen blieben einen Augenblick unentschlossen stehen.

„Ich meinesteils werde hinaufgehen", sagte Tom, „ich habe mich nie vor Niggern gefürchtet."

Georg hörte die Worte deutlich. Er erhob sein Pistol und nachdem der Anfang gemacht war, begannen Alle den Felsen hinaufzuklettern, wobei die letzten die vorderen schnell vorwärts drängten. Die riesenhafte Gestalt Tom's wurde beinahe am Rande der Felsspalte sichtbar.

Georg feuerte — die Kugel traf Tom in die Seite; trotz seiner Verwundung wollte er nicht zurückweichen, sondern sprang mit einem Gebrüll, gleich dem eines wütenden Stieres über den Spalt.

„Freund", sagte Phineas, indem er ihn mit einem Stoß seiner langen Arme begrüßte, „wir brauchen dich hier nicht."

Tom stürzte prasselnd durch die Büsche und über lockere Steine in den Abgrund, wo er halb zerschmettert liegen blieb. Der Sturz würde ihn getötet haben, wenn nicht die Aeste eines großen Baumes die Gewalt desselben gemäßigt hätten.

„Gott steh uns bei! das sind wahre Teufel", sagte Marks, indem er den Rückzug bereitwilliger antrat, als er sich beim Hinaufsteigen angeschlossen hatte, während alle Uebrigen ihm über Hals und Kopf nacheilten, wobei der dicke Constabler entsetzlich keuchte und schnaufte. „Hört, Kinder", sagte Marks, „geht herum und hebt Tom auf, während ich zu meinem Pferde laufe und davon galoppire, um Hilfe zu holen." Und ohne auf das Hohngeschrei seiner Gefährten zu achten, sah man ihn kurz darauf fortsprengen.

„Hat man je eine so feige Memme gesehen?" rief einer von den Männern. „Erst führt er uns her und dann macht er sich aus dem Staube."

Die Leute kletterten, von dem Stöhnen Tom's geleitet, nach der Stelle, wo er wimmernd und fluchend lag. „Ihr jammert ja entsetzlich, seid Ihr stark verletzt?"

„Ich weiß es nicht. Könnt ihr mich nicht aufheben? Zum Teufel mit dem Quäker!“

Er wurde mit vieler Mühe aufgerichtet und bis zu den Pferden geführt.

„Wenn ihr mich nur zurück nach jener Schenke bringen könntet. Gebt mir ein Taschentuch, damit ich das Blut stille.“

Georg blickte über die Felsen und sah sie mit Versuchen, die mächtige Gestalt Tom's in den Sattel zu heben, beschäftigt, aber er schwankte und fiel wieder herunter.

„Ich will hoffen, daß er nicht tot ist“, sagte Eliza.

„Warum nicht?“ entgegnete Phineas, „es geschieht ihm ganz recht.“

„Weil nach dem Tode das Gericht kommt“, sagte sie.

„Ja“, sagte die Alte, die während dessen gejammert und gebetet hatte; „es steht traurig um die Seele des armen Menschen!“

„Ich glaube wahrhaftig, daß sie ihn verlassen“, sagte Phineas. So war es auch, denn nach kurzer Beratung stieg die ganze Horde zu Pferde und ritt davon. „Jetzt müssen wir hinabsteigen und ein Stück weit gehen“, sagte Phineas, „ich habe Michael den Auftrag gegeben, Hilfe zu holen und mit dem Wagen hierherzukommen. Ueberdies sind wir nicht mehr als zwei Meilen von unserm Anhaltepunkte entfernt. Wäre der Weg nicht so schlecht gewesen, so hätten sie uns gar nicht eingeholt.“

Als sich die Gesellschaft der Fenz näherte, entdeckten sie in der Ferne auf der Landstraße den in Begleitung einiger Reiter zurückkehrenden Wagen. „Da kommt Michael mit Stephan und Amaria!“ rief Phineas freudig. „Jetzt sind wir eben so sicher, als ob wir schon dort wären.“

„Nun, so wollen wir warten und etwas für jenen armen Mann thun“, sagte Eliza, „er stöhnt entsetzlich.“ „Ja, das ist nicht mehr als christlich“, meinte Georg; „wir wollen ihn aufheben und mitnehmen.“

„Und ihn unter den Quäkern wieder zusammen doctern“, sagte Phineas. „Nun, ich habe nichts dagegen.“ Und er kniete bei dem Verwundeten nieder und begann ihn sorgfältig zu untersuchen.

„Marks“, sagte Tom mit schwacher Stimme, „seid ihr es?“

„Ich glaube, daß er es nicht ist, Freund“, versetzte Phineas.

„Marks kümmert sich nicht um dich, wenn er nur seine eigne Haut in Sicherheit bringt, er ist lange fort."

„Ich glaube, mit mir ist's aus!" stöhnte Tom. „Meine arme alte Mutter hat mir immer gesagt, daß es noch so kommen würde." „Du lieber Gott, der arme Mensch! er hat noch eine Mammy!" sagte die alte Negerin.

„Sachte, sachte, Freund!" rief Phineas, als Tom zusammenzuckend seine Hand zurück stieß. „Du hast keine Aussicht am Leben zu bleiben, wenn ich der Blutung nicht Einhalt thue!"

„Ihr habt mich dort hinuntergestürzt!" sagte Tom matt.

„Nun, Freund, wenn ich es nicht gethan hätte, so würdest du uns hinabgestürzt haben", erwiderte Phineas. „Halt still, und laß mich dies befestigen. Wir meinen es gut mit dir, du sollst in ein Haus gebracht werden, wo man dich pflegen wird." Tom stöhnte und schloß die Augen.

Jetzt kam die andere Gesellschaft heran. Die Sitze wurden aus dem Wagen genommen, die Büffeldecken der Länge nach ausgebreitet, und vier Männer hoben mit Mühe Tom's schweren Körper hinein. Ehe er noch hinaufgelangte, wurde er ohnmächtig. Die alte Negerin setzte sich auf den Boden nieder und nahm seinen Kopf in den Schooß. Eliza, Georg und Jim brachten sich in dem noch übrigen Raum unter.

„Was halten Sie von ihm?" fragte Georg.

„Es ist nichts als eine tiefe Fleischwunde, aber das Herabstürzen hat ihm nicht eben gut gethan. Er wird aber davonkommen und vielleicht manches dadurch lernen."

„Das freut mich", sagte Georg, „es würde für mich stets ein drückender Gedanke gewesen sein, wenn ich selbst in einer gerechten Sache seinen Tod verursacht hätte."

„Ja", erwiderte Phineas, „das morden ist häßlich, es mag nun einen Menschen betreffen oder ein Tier. Ich bin zu meiner Zeit ein großer Jäger gewesen und ich sage dir, ich habe Hirsche, die ich niedergeschossen hatte, mich so anschauen sehen, daß es mir gottlos erschien, sie getötet zu haben. Und bei menschlichen Geschöpfen ist es eine noch ernsthaftere Sache, da nach dem Tode das Gericht kommt.

Wir nehmen ihn mit zu Amaria. Die alte Großmutter Dorcas

ist eine vortreffliche Krankenwärterin. Sie befindet sich nie wohler, als wenn sie einen Kranken zu pflegen hat."

Eine Fahrt von einer Stunde brachte die Gesellschaft an ein Farmerhaus, wo die Reisenden mit einem reichlichen Frühstück empfangen wurden. Tom Loker war bald in ein reinliches und weiches Bett gelegt, seine Wunde ward sorgfältig verbunden, und er öffnete und schloß die Augen wie ein müdes Kind.

Siebzehntes Kapitel.

St. Clare war sorglos in Beziehung auf das Geld. Bisher war die Anschaffung der Bedürfnisse des Hauses durch Adolph geschehen, der verschwenderisch war wie sein Herr. Seit langen Jahren daran gewöhnt, seines Herrn Eigentum eben so wahrzunehmen, als wenn es das seinige wäre, bemerkte Tom mit Unwillen den unerhörten Aufwand im Haushalt.

St. Clare benutzte ihn anfangs nur gelegentlich; da ihm aber sein gesundes Urteil und seine Befähigung zu Geschäften auffiel, vertraute er ihm immer mehr, bis ihm endlich die Besorgung aller Einkäufe für die Familie übertragen wurde.

„Nein, nein, Adolph", sagte er, „laß ihn gewähren. Du weißt nur, was du brauchst — Tom versteht sich auf die Kosten; das Geld kann mit der Zeit auch zu Ende gehen, wenn wir niemand dafür sorgen lassen."

Bei dem unbegrenzten Vertrauen seines Herrn, der ihm eine Banknote übergab, ohne sie anzusehen, und das herausbekommende Geld einsteckte, ohne es zu zählen, hatte Tom vielfache Versuchungen zur Unehrlichkeit, aber seine tief eingewurzelte Rechtschaffenheit hielt ihn davon zurück. Bei ihm war das unbegrenzte Vertrauen gerade eine Verpflichtung zu der gewissenhaftesten Treue.

Bei Adolph war die Sache anders. Er war in eine gänzliche Verwirrung des Mein und Dein geraten, welche zuweilen St. Clare beunruhigte. Sein Verstand sagte ihm, daß solch ein Benehmen

unrecht sei, obgleich er nicht Kraft genug besaß, sein Verfahren zu ändern.

Tom betrachtete seinen jungen Herrn mit einem Gemisch von Zuneigung, Ehrfurcht und väterlicher Besorgniß. Daß er nie die Bibel las, nie in die Kirche ging, über alles spöttelte; daß er seine Sonntagabende im Theater zubrachte; daß er öfter in Trinkgesellschaften ging, als sich ziemte, waren Dinge, auf die Tom die Ueberzeugung stützte, daß „Master kein Christ sei".

In einer Nacht wurde St. Clare zwischen ein und zwei Uhr berauscht nach Hause gebracht. Adolph lachte darüber, während Tom die ganze Nacht für ihn betete.

„Nun, Tom, worauf wartest du noch?" fragte St. Clare am nächsten Morgen, als er in seiner Bibliothek saß. „Ist nicht alles richtig?"

„Ich fürchte, nein, Master", antwortete Tom ernsthaft.

St. Clare legte die Zeitung nieder und blickte Tom an. „Nun, was giebt's denn? Du siehst ja so feierlich aus."

„Ich bin sehr betrübt, Master . . . ich habe immer geglaubt, Sie wären gütig gegen jedermann."

„Nun, Tom, bin ich das nicht? Du hast wahrscheinlich irgend was nicht bekommen."

„Sie sind immer gut gegen mich gewesen. Aber gegen Einen sind Sie nicht gut."

„Ei, Tom, was meinst du?"

„Letzte Nacht zwischen eins und zwei dachte ich so: Master ist nicht gut gegen sich selbst." Tom sagte dies, indem er sich wieder umwendete und auf die Kniee fiel. „Ach, mein teurer junger Herr, ich fürchte, daß Sie Ihren Leib und Ihre Seele ins Verderben stürzen! Das gute Buch sagt: Es beißt wie eine Schlange und sticht wie eine Natter!" Er hielt inne, und die Thränen rannen ihm über die Wangen.

„Du armer, einfältiger Thor!" sagte St. Clare mit Thränen in den Augen. „Steh auf, ich bin es nicht wert, daß du über mich weinst." Doch Tom wollte nicht aufstehen und blickte flehend empor.

„Nun gut, ich will zu keinem von diesen Gelagen mehr gehen, Tom", fuhr St. Clare fort. „Auf Ehre, ich will nicht. Also trockne

deine Thränen, und besorge deine Aufträge.“ Und Tom ging mit großer Zufriedenheit.

„Ich werde mein Wort halten“, sagte St. Clare, indem er die Thüre schloß. Und er that es.

Unter den Sklaven im Süden herrscht der größte Unterschied je nach dem Charakter der Herrinnen, durch die sie aufgezogen wurden. Im Süden wie im Norden giebt es Frauen, denen es ohne Mühe leicht wird, die verschiedenen Bewohner ihres kleinen Staates ihrem Willen zu unterwerfen und Ordnung zu erhalten. Eine solche Hausfrau war Mrs. Shelby, aber Marie St. Clare war es so wenig, als vor ihr ihre Mutter. Träge und kindisch, ließ es sich nicht erwarten, daß Diener, die unter solcher Zucht aufgewachsen waren, anders sein würden.

Am ersten Morgen war Miß Ophelia schon um vier Uhr auf, und nachdem sie ihr eigenes Zimmer gereinigt hatte, bereitete sie sich vor, die Speise- und Vorratskammern des Hauses zu ordnen.

Speisekammer, Plättzimmer, Geschirrkammer, Küche und Keller hatten an diesem Tage eine strenge Prüfung auszuhalten. Verborgene Dinge wurden ans Licht gezogen, was das Haus in große Aufregung versetzte.

Die alte Dina, die erste Köchin, wurde von Wut erfüllt über das, was sie als einen Eingriff in ihre Rechte betrachtete. Dina war ein eigentümlicher Charakter, eine vortreffliche Köchin, eben so wie Tante Chloe. Doch Chloe war gebildet, während Dina ein Genie war.

Es war eben jetzt die Zeit der Vorbereitungen zum Mittagsessen. Dina, welche lange Pausen des Nachdenkens und der Ruhe nötig hatte, saß auf dem Fußboden, aus einer kurzen Stummel-Pfeife rauchend, der sie sehr zugethan war und die sie jedesmal anzündete, wenn sie Begeisterung suchte.

Rings um sie her saßen verschiedene Gehülfen, Erbsen aushülsend, Kartoffeln schälend, Federvieh rupfend, während Dina sich in ihren Betrachtungen dann und wann unterbrach, um hier einen Klaps, dort einen Schlag zu versetzen.

Miß Ophelia, welche alle übrigen Teile des Haushaltes besichtigt hatte, trat jetzt auch in die Küche. Dina hatte gehört, was vorging, und war entschlossen, sich ablehnend zu verhalten.

Die Küche war ein mit Ziegelsteinen gepflasterter Raum, mit einem großen, altmodischen Heerde.

Als Miß Ophelia in die Küche trat, stand Dina nicht auf, sondern rauchte mit stolzer Ruhe weiter.

Miß Ophelia begann damit, einige Schubkästen herauszuziehen. „Zu was ist dieser Schrank, Dina?" fragte sie.

„Zu allerhand, Missis", entgegnete Dina. Und so schien es zu sein. Zuerst zog Miß Ophelia ein feines Damast-Tischtuch hervor, das offenbar dazu gedient hatte, rohes Fleisch einzuwickeln. „Was ist das, Dina? Du wirst doch nicht blutiges Fleisch in die besten Tischtücher deiner Gebieterin einschlagen?"

„O nein, Missis, es waren zufällig einmal keine Handtücher mehr da; ich habe es dort hineingelegt, weil es gewaschen werden soll."

„Welche Nachlässigkeit!" dachte Miß Ophelia und fuhr fort, wobei sie ein Reibeisen und Muskatnüsse fand, ein methodistisches Gesangbuch, schmutzige Madras-Taschentücher, Garn, Strickgerät, ein Papier mit Tabak, Haarwickel, goldrandige Tassen mit Pomade, zwei alte Schuhe, ein Stück Flanell, sorgsam zusammengewickelt und weiße Zwiebeln enthaltend, mehrere Damast-Servietten, ein paar zerrissene Handtücher, Zwirn, Nähnadeln, Papiere, aus denen duftende Kräuter herausfielen.

„Wo bewahrst du die Muskatnüsse auf, Dina?" fragte Miß Ophelia.

„Ueberall, Missis; da liegen welche in einer zerbrochenen Theetasse, dort auch, und da in dem Fach auch."

„Hier sind welche in dem Schrank", sagte Miß Ophelia.

„Nun ja, ich legte sie diesen Morgen dahin, weil ich gern von allem etwas zur Hand habe", erwiderte Dina.

„Was ist dies?" fragte Miß Ophelia, die Tasse mit Pomade erhebend.

„Ach, das ist mein Haarfett; ich that es dahin, um es bei der Hand zu haben."

„Brauchst du dazu die besten Tassen deiner Herrin?"

„Das ist in der Eile geschehen."

„Hier sind zwei Damast-Servietten. Hast du keinen Ort, wohin die Sachen kommen, die gewaschen werden sollen?"

„O ja, Master St. Clare hat diesen Schrank dazu gekauft, aber ich knete den Kuchenteig darauf und benutze ihn, um das Geschirr abzusetzen.“

„Weshalb knetest du deinen Teig nicht auf dem Tische dort?“

„Er steht immer so voll Schüsseln.“

„Aber du solltest die Schüsseln abwaschen und fortstellen.“

„Abwaschen, die Schüsseln?“ rief Dina mit kreischender Stimme. „Was verstehen Ladies von der Arbeit? Wie sollte der Herr das Essen zur rechten Zeit bekommen, wenn ich Schüsseln waschen wollte? Miß Marie hat mir nie etwas darüber gesagt!“

„Hier sind Zwiebeln.“

„Ja, es sind besondere Zwiebeln, die ich zu einem Gerichte brauche.“

Miß Ophelia hob die zerrissenen Düten mit den Kräutern in die Höhe.

„Ja, wenn Sie alles um- und umdrehen, Missis, dann muß es freilich herausfallen,“ erwiderte Dina, indem sie ärgerlich an den Kasten trat. „Wenn Sie hinaufgehen, bis ich aufgeräumt habe, wird alles in Ordnung kommen; so lange Missis aber hier sind, kann ich nichts thun.“

„Ich werde die Küche einmal durchgehen und in Ordnung bringen, Dina; dann erwarte ich aber, daß du es in dieser Ordnung hältst.“

„Nein, Miß Phelia, das ist keine Arbeit für Ladies; ich habe nie gesehen, daß Ladies sich darum kümmerten“, sagte Dina, während Miß Ophelia Schüsseln und Teller sonderte, ein Dutzend einzelner Behälter mit Zucker in einen großen leerte, Tischtücher, Servietten und Handtücher zum waschen gab, und das mit einer Gewandtheit, welche Dina in das höchste Erstaunen setzte.

„Na, wenn die nördlichen Ladies es so machen, dann sind sie keine Ladies,“ sagte sie, als sie außer Hörweite war. „Ich habe meine Sachen so in Ordnung, wie irgend Eine, wenn meine Aufräumezeit kommt.“

Wenn alles Zinn geputzt, die Tische schneeweiß gescheuert waren, kleidete Dina sich sauber mit einer weißen Schürze und einem hohen, glänzenden Madrasturban, und sagte zu den „Jungen“, daß sie aus der Küche gehen sollten, denn sie wollte alles nett erhalten wissen.

Miß Ophelia ordnete binnen wenigen Tagen jeden Teil des Haushaltes, aber ihre Arbeit war nutzlos. Eines Tages nahm sie zu St. Clare ihre Zuflucht. „Es ist nicht möglich, irgend etwas der Ordnung Aehnliches in dies Haus zu bringen."

„Da hast du sehr recht", erwiderte St. Clare.

„Eine so nachlässige Wirtschaft, eine solche Verschwendung, eine solche Unordnung ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Ich glaube es dir. Aber es kommt auf eine Stunde früher oder später beim Frühstück oder Mittagessen nicht an, wenn man nichts zu thun hat. Nun liefert Dina uns ein ganz vortreffliches Mittagessen, Suppe, Ragout, gebratenes Geflügel, Dessert, Eiscrème. Ich bewundere es wirklich, wie sie es zu Stande bringt. Aber wenn wir hinuntergehen und die Aufsicht führen wollten, so würden wir nie mehr essen! Meine gute Cousine, laß sie ihren eigenen Weg gehen."

„Aber, Augustin, du weißt nicht, wie ich alles fand."

„Wie? du glaubst, ich weiß nicht, daß das Rollholz unter ihrem Bette liegt, und daß sie das Reibeisen mit ihrem Tabak in der Tasche trägt? daß sie sechsundfünfzig Zuckerdosen hat, daß sie die Teller den einen Tag mit einem Tischtuch und den nächsten mit einem Fetzen von einem alten Unterrock abtrocknet? Aber die Hauptsache ist, daß sie ein vortreffliches Mittagessen und ausgezeichneten Kaffee zuzubereiten versteht."

„Aber die Verschwendung — die Ausgaben!"

„Jawol! Sieh nach allem und nimm die Schlüssel an dich! gieb alles heraus und frage nach allen Resten, es wird auch nicht anders sein."

„Ich kann mir nicht helfen, aber mir kommt es vor, als wären diese Diener nicht ganz ehrlich."

Augustin lachte über das ernste Gesicht, mit welchem Miß Ophelia dies aussprach.

„Ach, Cousine, das ist zu spaßhaft! Ehrlich! Als ob das zu erwarten wäre! Natürlich sind sie es nicht."

„Giebt es gar keine ehrlichen unter ihnen?"

„Nun, dann und wann wol einen, den die Natur so treu und redlich gemacht hat, daß der schlimmste Einfluß ihn nicht verderben kann. Aber bedenke doch: Von der Mutterbrust an fühlt und sieht

das farbige Kind, daß ihm nur krumme Wege offen liegen. Es kann bei seinen Eltern, seinem Herrn, keine andern einschlagen. Der Sklave wird in einem so abhängigen Zustande erhalten, daß es unmöglich ist, ihm Begriffe von dem Recht des Eigentums, oder das Gefühl beizubringen, daß seines Herrn Dinge nicht seine eignen sind. Ein Mensch wie Tom ist ein moralisches Wunder."

„Und was wird aus ihren Seelen?" fragte Miß Ophelia.

„Das geht mich nichts an", antwortete St. Clare. „Thatsache ist, daß man allgemein glaubt, das ganze Geschlecht sei dem Teufel verfallen, zu unserm Nutzen in dieser Welt."

„Das ist entsetzlich!" rief Miß Ophelia. „Ihr solltet euch vor euch selbst schämen."

„Ich weiß nicht", sagte St. Clare. „Sieh auf die Hohen und die Niedrigen, und es ist immer dieselbe Geschichte."

„In Vermont ist es nicht so."

„Ja, in Neu-England und in den freien Staaten habt ihr etwas vor uns voraus, das gestehe ich zu. Doch die Glocke ertönt, Cousine, laß uns unsere Vorurteile für einen Augenblick bei Seite legen und komm zu Tisch."

Achtzehntes Kapitel.

Miß Ophelia trat in großer Aufregung in das Wohnzimmer. Sie hatte gehört, daß die Negerin, welche das Gebäck für das Haus zu bringen pflegte, von ihrem Herrn zu Tode gepeitscht worden war.

„Sie trank", sagte St. Clare, „und um trinken zu können, bestahl sie ihren Herrn. Ich habe mir gedacht, daß es so kommen würde."

„Ich sage dir, Augustin, ich kann dergleichen Dinge nicht so gleichgiltig mit ansehen wie du."

„Wie?" fragte St. Clare.

„Ich sage, es ist abscheulich, so etwas zu verteidigen", sagte Miß Ophelia mit zunehmender Heftigkeit."

„Wer behauptet, daß ich es verteidige?" rief St. Clare.

„Natürlich verteidigst du es — ihr alle thut es — ihr Südländer. Weshalb habt ihr Sklaven, wenn ihr es nicht thut?"

„Thatest du nie etwas, was du selbst nicht für vollkommen recht hieltest?"

„Wenn ich es thue, so bereue ich es gewiß", sagte Miß Ophelia.

„Das thue ich auch", entgegnete St. Clare, eine Orange schälend, „Ich bereue es stets."

„Weshalb bleibst du denn dabei?"

„Hast du einen Fehler, nachdem du ihn bereut hattest, nie wieder begangen?"

„Cousin Augustin", erwiderte Miß Ophelia ernst, indem sie ihr Strickzeug sinken ließ, „ich weiß, daß ich deine Vorwürfe wegen meiner Heftigkeit verdiene, ich weiß, daß alles wahr ist, was du davon sagst."

„Man komme mir nicht mit dem „Mißbrauch" der Sklaverei", sagte St. Clare. „Die Sache selbst ist der ärgste Mißbrauch, und das Gute daran ist, daß sie auf eine ungleich bessere Weise ausgeübt wird, als sie an und für sich ist. Aus Barmherzigkeit und Schamgefühl thun viele von uns nicht, wozu unsere grausamen Gesetze uns die Macht geben. Und der, welcher am weitesten geht und das schlimmste thut, bewegt sich nur innerhalb der Grenzen der Gewalt, welche das Gesetz ihm verleiht."

St. Clare ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Sein schönes Gesicht schien zu glühen, seine großen blauen Augen funkelten.

„Ich erkläre dir", sagte er, indem er plötzlich vor seiner Cousine stehen blieb, „daß Zeiten waren, wo ich gedacht habe, wenn das ganze Land untergehen sollte, um diese Ungerechtigkeiten zu büßen, ich gern mit untersinken würde. Wenn ich bedachte, daß jeder gemeine Schuft dem ich begegnete, durch unsere Gesetze berechtigt ist, der unumschränkte Despot so vieler Männer, Frauen und Kinder zu werden, welche zu kaufen er genug Geld zusammenbetrügen, stehlen oder erspielen könnte, dann habe ich auf dem Punkte gestanden, mein Vaterland — ja das ganze Menschengeschlecht zu verfluchen."

„Augustin!" sagte Miß Ophelia, „du hast genug gesprochen!"

„Meine Diener", fuhr er fort, „waren die meines Vaters; jetzt

sind sie mein, sie und ihr Nachwuchs, der ein ziemlich beträchtlicher ist. Mein Vater kam aus Neu-England und war gerade so ein Mann wie dein Vater — ein ächter alter Römer, hochherzig, mit eisernem Willen. Dein Vater ließ sich in Neu-England nieder, um über Felsen und Steine zu herrschen; meiner ließ sich in Louisiana nieder, um über Männer und Frauen zu herrschen. Meine Mutter," sagte St. Clare und trat zu einem Gemälde am Ende des Zimmers, zu dem er mit inniger Verehrung aufblickte, „war göttlich! Du weißt wol, was ich meine! Sie war allerdings von sterblicher Geburt; doch soweit ich es zu beurteilen vermochte, war sie frei von menschlicher Schwäche. Wer sich ihrer erinnert, Sklave oder Freier, alle sagen dasselbe. Cousine, diese Mutter ist alles gewesen, was jahrelang zwischen mir und dem gänzlichen Unglauben stand. O Mutter, Mutter!" rief St. Clare, die Hände faltend; dann hielt er plötzlich inne, setzte sich und fuhr fort:

„Mein Bruder und ich waren Zwillinge, und Zwillinge sollten einander ähnlich sein; wir aber waren in allen Punkten verschieden. Er hatte schwarze feurige Augen, schwarzes Haar, ein scharfmarkirtes römisches Profil und bräunliche Gesichtsfarbe. Ich hatte blaue Augen, braunes Haar und zarte Haut. Er war thätig und beobachtend, ich träumerisch und unthätig. Er war großmütig gegen seine Freunde und seinesgleichen, doch stolz, herrschsüchtig gegen Niedere und durchaus unbarmherzig gegen alles, was sich ihm widersetzte. Wir liebten einander, wie Knaben sich zu lieben pflegen; er war meines Vaters Liebling, ich der meiner Mutter.

Wenn ich mit Alfred gezankt hatte und mein Vater mich streng ansah, pflegte ich nach meiner Mutter Zimmer zu gehen und mich zu ihr zu setzen. Ich erinnere mich noch jetzt ihrer bleichen Wangen, ihrer tiefen, milden, ernsten Augen, ihres weißen Kleides, und ich dachte an sie, so oft ich in der Offenbarung von den Heiligen las. Sie besaß viel Talent, besonders für die Musik und spielte auf dem Clavier schöne alte Kirchenmelodieen, wozu sie mit einer Stimme sang, die der eines Engels glich. Ich legte meinen Kopf in ihren Schooß und fühlte Dinge, zu deren Beschreibung ich keine Sprache habe!

In jenen Tagen wurde die Sklaverei nie besprochen, kein Mensch dachte daran, daß sie unrecht sein könnte.

Mein Vater war ein geborner Aristokrat, mein Bruder ganz sein Ebenbild.

Nun haben Aristokraten über eine gewisse Linie in der Gesellschaft hinaus kein menschliches Gefühl. In England liegt diese Grenzlinie hier, in Birma dort, und in Amerika wo anders.

Meines Vaters Grenzlinie war die der Farbe. Er betrachtete die Neger als ein Zwischenglied zwischen Mensch und Tier. Wenn jemand ihn gerade heraus gefragt hätte, ob sie unsterbliche Seelen hätten, so würde er nach einigem Besinnen vielleicht ja gesagt haben. Er besaß etwa fünfhundert Neger. Wenn du nun erwägst, daß alles durch eine Menge träger, sorgloser Arbeiter geschehen mußte, die aufgewachsen waren ohne irgend einen Antrieb, etwas zu lernen oder zu thun, so wirst du einsehen, daß natürlicherweise auf seiner Pflanzung eine Menge Dinge geschahen, die einem gefühlvollen Kinde, wie ich war, abscheulich erschienen.

Außerdem hatte er einen Aufseher, einen langen dürren Kerl aus Vermont. Meine Mutter konnte ihn nie ausstehen und ich auch nicht; aber über meinen Vater gewann er ein vollkommenes Uebergewicht.

Oft war ich in den Hütten und unter den Feldarbeitern zu finden und deshalb ein großer Günstling der Sklaven; alle Klager wurden mir vorgetragen, ich erzählte sie meiner Mutter. Wir verhinderten einen großen Teil der Grausamkeiten, und freuten uns, daß wir so viel Gutes thun konnten, bis mein Eifer zu weit ging. Stubbs beschwerte sich gegen meinen Vater, daß er die Leute nicht bezwingen könne. Vater war ein nachsichtiger Ehemann, aber ein Mann, der nie von dem abging, was er für notwendig hielt. Er sagte meiner Mutter in sehr milder, aber entschiedener Sprache, daß sie über die Hausssklaven freie Gebieterin sein solle, daß er aber bei den Feldarbeitern durchaus keine Einmischung zugeben könne.

Ich hörte meine Mutter zuweilen über einzelne Fälle mit ihm sprechen. Er hörte sie mit entmutigender Artigkeit an. „Es kommt alles darauf hinaus", pflegte er zu sagen, „muß ich Stubbs weggeben oder ihn behalten? Stubbs ist die Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und Thätigkeit selber, ein vollkommener Geschäftsmann. Allgemeine Regeln sind in einzelnen Fällen allerdings hart." Nachdem er dies gesagt hatte, zog

er seine Füße auf das Sopha, wie ein Mensch, der ein Geschäft erledigt hat, und hielt entweder ein Schläfchen oder las die Zeitungen.

Ich habe mit feierlicher Scheu in meiner Mutter Gesicht geblickt, wenn sie Abends zu den Sternen hinauf deutete und sagte: „Sieh, Augustin, die ärmsten, niedrigsten Seelen unserer Erde werden leben, wenn alle jene Sterne längst verschwunden sind — werden leben, so lange Gott selbst lebt."

Sie hatte einige schöne alte Gemälde, eins von Jesu, wie er einen Blinden heilt. Sie waren sehr schön und machten einen tiefen Eindruck auf mich. „Sieh, Augustin", pflegte sie zu sagen, „der blinde Mann war ein Bettler, arm und niedergebeugt; deshalb rief er ihn zu sich und legte seine Hände auf ihn! vergiß das nie, mein Sohn." Ach, ich wurde von ihr getrennt, als ich erst dreizehn Jahre alt war, und sah sie nie wieder!"

St. Clare schwieg einige Minuten. Endlich fuhr er fort:

„Was für ein erbärmliches Ding ist es doch um die menschliche Tugend! Der größere Teil ist nichts als ein Zufall. Dein Vater, zum Beispiel, läßt sich in Vermont nieder, einer Stadt, in welcher in der That Alle frei und gleich sind; er wird Mitglied einer geordneten Kirche, Decan, und hält uns Alle für wenig besser als Heiden. Dennoch ist er dasselbe wie mein Vater, nämlich ein Aristokrat."

Miß Ophelia legte ihr Strickzeug nieder, doch St. Clare hielt sie zurück.

„Ich weiß was du sagen willst. Der Eine kam in eine Lage, in welcher alles gegen diese natürliche Neigung wirkte, und der Andere in eine solche, wo sie durch alles unterstützt wurde; so wurde der Eine ein Demokrat, und der Andere ein Despot. Hätten beide Pflanzungen in Louisiana besessen, würden sie einander so gleich gewesen sein, wie zwei in einer Form gegossene Kugeln.

Als Vater starb, hinterließ er sein ganzes Vermögen uns Zwillingen, um es unter uns zu teilen wie wir wollten. Es giebt keinen edleren, großmütigeren Menschen wie Alfred, und wir brachten die Teilung zu Stande ohne ein einziges unbrüderliches Wort. Wir bewirtschafteten die Pflanzung gemeinschaftlich, und Alfred wurde ein außerordentlich glücklicher Pflanzer.

Aber ich überzeugte mich, daß ich sein Gesellschafter nicht bleiben

könnte. Einen Haufen von siebenhundert Sklaven zu haben, die ich nicht persönlich kennen, für die ich kein Interesse hegen konnte, die gekauft, getrieben, unter Obdach gebracht, gefüttert werden mußten, wie eben so viel Stück Vieh — behagte mir nicht. Die Notwendigkeit, Sklavenvögte haben zu müssen, die unvermeidliche Peitsche, war mir unerträglich, und wenn ich dachte, wie meine Mutter die ärmste menschliche Seele achtete, wurde es mir wahrhaft fürchterlich!

Es ist Unsinn, wenn man von den Freuden der Sklaven spricht! Sage mir Keiner, daß es einem lebenden Geschöpf Freude macht, vom Morgen bis zum Abend unter der beständigen Aufsicht eines Herrn zu arbeiten, ohne die Macht, nach eigenem Willen auch nur einen Schritt zu thun, und das alles für zwei Paar Beinkleider und ein Paar Schuhe des Jahres, mit Nahrung und Obdach. Wer da glaubt, daß menschlichen Geschöpfen das angenehm werden kann, der möge es versuchen. Ich würde den Patron kaufen und ihn mit ruhigem Gewissen arbeiten lassen!"

„Ich habe immer geglaubt", sagte Miß Ophelia, „ihr billigtet diese Dinge, hieltet sie für recht und der heiligen Schrift entsprechend."

„Nein, so weit ist es noch nicht mit uns gekommen. Selbst Alfred macht keinen Anspruch auf diese Verteidigung; nein, er stützt sich offen auf den alten Grund: Das Recht des Stärkern! Er sagt nicht ganz mit unrecht, der amerikanische Pflanzer thue das nämliche, was der englische Aristokrat gegen die niedern Klassen thut; das heißt, er eignet sich dieselben an. Er sagt, es müsse eine niedere Klasse geben, der körperlichen Anstrengung und der geringsten Nahrung überantwortet; dadurch gewönne die höhere Klasse Zeit und Geld zur Verbreitung der Civilisation, und würde die leitende Seele der niedern. So urteilt er, weil er ein geborener Aristokrat ist; und ich glaube dies nicht, weil ich ein geborener Demokrat bin."

„Wie können diese beiden Dinge mit einander verglichen werden?" fragte Miß Ophelia. „Der englische Arbeiter wird nicht verkauft, von seiner Familie getrennt, ausgepeitscht."

„Er ist eben so sehr von dem Willen dessen, der ihn benutzt, abhängig. Der Sklavenhändler kann seinen widerspenstigen Sklaven zu Tode peitschen lassen, — der Capitalist läßt ihn zu Tode hungern.

Was die Familienbande betrifft, so läßt sich schwer entscheiden, was härter ist: seine Kinder verkaufen oder sie verhungern zu sehen."

„Aber das ist noch keine Verteidigung der Sklaverei, wenn man beweist, daß sie nicht schlechter ist als irgend eine andere schlechte Sache."

„Ich gab es auch nicht dafür aus; ich sage sogar, daß sie die frechste Beeinträchtigung der Menschenrechte ist. In der That, einen Menschen zu kaufen wie ein Pferd, indem man ihm den Mund öffnet, um nach seinen Zähnen zu sehen, seine Glieder bewegt, ihn laufen läßt, und dann das Geld für ihn auszahlt, bringt die Sache vor den Augen der Welt in eine handgreiflichere Form, obgleich die Sache im Grunde dieselbe bleibt: das heißt, eine Gattung von menschlichen Wesen wird ohne alle Rücksicht zu dem Eigentum einer andern gemacht."

„Ich habe die Sache noch nie in diesem Sinne betrachtet", sagte Miß Ophelia.

„Nun, ich habe einige Reisen in England gemacht und viel von dem Zustande seiner niederen Klassen gesehen, und ich glaube, man darf Alfred nicht widersprechen, wenn er behauptet, daß seine Sklaven besser daran sind, wie ein großer Teil der Bevölkerung Englands.

Als ich mit ihm zusammen war, bestand ich darauf, etwas zu ihrem Unterricht zu thun, und um mir gefällig zu sein, nahm er einen Kaplan an, der ihnen des Sonntags Religionsunterricht gab. Doch auf Menschen, die von Geburt an verdummt und zum Tier herabgewürdigt wurden, kann in wenigen Stunden nicht viel gewirkt werden.

Alfred riet mir, die Renten und das Familienhaus in New-Orleans zu nehmen, Gedichte zu machen und ihm die Pflanzung allein zu überlassen. So trennten wir uns und ich kam hierher."

„Aber warum setztest du deine Sklaven nicht in Freiheit?"

„Dazu konnte ich mich nicht erheben. Sie als Werkzeug zum Gelderwerb zu benutzen, vermochte ich nicht; sie aber zum Geldausgeben verwenden, kam mir nicht halb so häßlich vor. Einige von ihnen waren alte Hausſklaven, an denen ich hing, und die jüngern die Kinder der ältern. Alle waren zufrieden, wenn es mit ihnen so blieb wie bisher."

„Aber, lieber Vetter, kannst du damit zufrieden sein, auf solche Weise deine Prüfungszeit hinzubringen?"

„Zufrieden? Ich glaube nicht, daß meine Gesinnungen über die Sklaverei besonders gut sind. Viele denken in ihren Herzen gerade so wie ich. Das Land seufzt unter derselben, und so schlimm sie auch für den Sklaven sein mag, ist sie jedenfalls noch schlimmer für den Herrn. Es bedarf keiner Brille, um zu sehen, daß eine zahlreiche Klasse von rohen, entarteten Menschen unter uns ein Uebel ist. Sie sind in unsern Häusern, sind die Gesellschafter unserer Kinder und bilden deren Gemüt, denn sie sind ein Geschlecht, an welchem die Kinder stets hängen werden, und wäre Eva nicht ein Engel, so würde auch sie verdorben werden. Wir könnten eben so gut die Blattern unter ihnen herrschen lassen und uns einbilden, unsere Kinder würden nicht davon angesteckt. Dennoch verbieten unsere Gesetze ausdrücklich jede allgemeine Erziehung, und sie thun weise daran, denn würden sie gründlich unterrichtet, so würde die ganze Geschichte in die Luft fliegen. Gäben wir ihnen die Freiheit nicht, so würden sie sie nehmen."

„Und was glaubst du, was das Ende von alle dem sein wird?" fragte Miß Ophelia.

„Ich weiß es nicht. Dieselbe Sache gährt in Europa, in England und in unserm Lande. Meine Mutter erzählte mir von einem Reich, wo Christus herrsche und alle Menschen frei und glücklich werden würden. Als ich noch ein Knabe war, lehrte sie mich beten: Dein Reich komme. Zuweilen denke ich seufzend daran; aber wer wird den Tag Seines Kommens erleben?"

„Zuweilen glaube ich, Augustin, daß du nicht weit von dem Reiche entfernt bist", sagte Miß Ophelia.

„Danke für deine gute Meinung. Doch die Theeglocke ertönt — wir wollen gehen. Nun sage nicht mehr, daß ich nicht wenigstens einmal in meinem Leben ernst gesprochen habe."

Neunzehntes Kapitel.

Bei Tische sagte Marie: „Ich erinnere mich, daß mein Vater einen Sklaven hatte, der davon lief, um der Arbeit zu entgehen, und sich umhertrieb, allerhand Ruchlosigkeiten verübend. Der Mensch wurde wieder ergriffen und ausgepeitscht, aber es half nichts, und das letzte Mal kroch er fort, weil er nicht gehen konnte, und kam in den Sümpfen um."

„Ich brachte einmal einen Burschen zur Ordnung", sagte St. Clare," mit dem alle Aufseher sich umsonst Mühe gegeben hatten."

„Du?" rief Marie.

„Er war ein kräftiger, riesenhafter Bursche — ein geborener Afrikaner und hieß Scipio. Niemand konnte etwas mit ihm anfangen und er wurde von einem Besitzer zum andern verkauft, bis endlich Alfred ihn kaufte, weil er glaubte, er würde ihn bändigen können. Eines Tages schlug er den Aufseher nieder und entsprang in die Sümpfe. Ich war zum Besuch auf Alfred's Pflanzung. Alfred war außer sich, doch ich sagte ihm, es wäre seine eigne Schuld. Wir kamen überein, daß er mir zum Versuch überlassen bleiben sollte. Sie wählten einen Haufen Sklaven aus mit Gewehren und Hunden, um ihn zu hetzen.

Die Hunde heulten und spürten den Neger endlich auf. Er rannte und ließ uns weit zurück; zuletzt aber wurde er in ein undurchdringliches Rohrdickicht getrieben. Da setzte er sich zur Wehr, und ich sage euch, er focht tapfer gegen die Hunde. Er schlug sie rechts und links nieder und tötete drei von ihnen mit der bloßen Faust, bis ein Schuß ihn niederstreckte. Der arme Bursche sah stolz und zugleich verzweifelnd zu mir auf. Ich hielt die Hunde und die Leute zurück, und nahm ihn als meinen Gefangenen in Anspruch. Alfred verkaufte ihn mir. Ich nahm ihn mit, und nach vierzehn Tagen hatte ich ihn so zahm und unterwürfig gemacht, wie ich es nur wünschen konnte."

„Was in aller Welt thatest du denn mit ihm?" fragte Marie.

„Mein Verfahren war ganz einfach. Ich nahm ihn mit in mein eignes Zimmer, ließ ihm ein gutes Bett geben, verband seine Wunden

und pflegte ihn selbst, bis er wieder auf den Beinen war. Inzwischen hatte ich einen Freibrief für ihn ausschreiben lassen, und sagte ihm, er möchte gehen, wohin er wolle."

„Und ging er?" fragte Miß Ophelia.

„Nein. Der thörichte Mensch riß das Papier entzwei und weigerte sich entschieden, mich zu verlassen. Ich hatte nie einen braveren Burschen Später wurde er Christ und so sanft wie ein Kind. Er führte die Aufsicht über meine Besitzung am See und ganz vortrefflich. Ich verlor ihn in der ersten Cholerazeit. In der That opferte er sein Leben für mich, denn ich war krank auf den Tod, und als in dem panischen Schrecken Alle entflohen, rettete Scipio mir durch seine aufopfernde Pflege das Leben. Aber der arme Mensch wurde gleich danach krank und starb. Nie habe ich den Verlust eines Menschen schmerzlicher empfunden."

Eva war ihrem Vater allmälig näher gerückt, die Augen weit geöffnet und voll der innigsten Teilnahme.

Als er geendigt hatte, schlang sie plötzlich die Arme um seinen Hals, brach in Thränen aus und schluchzte krampfhaft.

„Eva, teures Kind! was ist dir?" fragte St. Clare, „du solltest nichts der Art hören — du bist zu reizbar."

„Nein, Papa, ich bin nicht reizbar", erwiderte Eva, sich mit Entschlossenheit beherrschend. „Ich bin nicht reizbar, aber die Dinge gehen mir nahe."

„Was meinst du damit, Eva?"

„Ich kann es dir nicht sagen, Papa. Ich denke eine Menge Dinge. Vielleicht kann ich es dir später einmal erklären."

„Nun gut, mein Kind, nur weine und betrübe deinen Vater nicht," sagte St. Clare. „Sieh hier — sieh, was für einen herrlichen Pfirsich ich für dich habe!"

Eva lächelte, obgleich noch immer ein nervöses Zucken ihre Mundwinkel bewegte.

„Komm, besieh dir die Goldfische", sagte St. Clare, indem er sie bei der Hand nahm und mit ihr auf die Veranda ging. Einige Augenblicke darauf ertönte heiteres Gelächter, während Eva und St. Clare einander durch die Gänge und Alleen des Hofes jagten. —

Tom hatte eine Kammer über dem Stall. Sie enthielt ein

Bett, einen Stuhl und einen kleinen Tisch, auf welchem Tom's Bibel und Gesangbuch lagen. Da saß er jetzt, beschäftigt mit einer Arbeit, die ihm viel Sorge zu machen schien.

Tom's Heimweh war so stark geworden, daß er Miß Eva um ein Blatt Papier gebeten hatte; seine geringen Kenntnisse zusammennehmend, war er auf den kühnen Gedanken gekommen, einen Brief zu schreiben. Er war beschäftigt auf seiner Schiefertafel den ersten Entwurf zu machen. Tom befand sich in großer Verlegenheit, denn er hatte viele Buchstaben vergessen. Während er schwer athmete, trat Eva hinter seinen Stuhl und sah ihm über die Schulter.

„Ach, Onkel Tom", sagte sie, „was für spaßhafte Dinger malst du da?"

„Ich versuche an meine arme alte Frau und an meine Kinder zu schreiben, Miß Eva", antwortete Tom. „Aber ich fürchte, daß ich nicht damit zu Stande komme!"

„Ich wünschte, ich könnte dir helfen, Tom! Ich habe ein wenig schreiben gelernt. Voriges Jahr kannte ich alle Buchstaben, aber ich habe sie wieder vergessen."

Damit legte Eva ihren goldlockigen Kopf dicht an seinen, und beide begannen eine ängstliche Beratung, beide gleich ernst und gleich unwissend; und in Folge dieser Beratung schien die Arbeit Geschriebenem ähnlich zu sehen.

„Wie werden deine Frau und die armen kleinen Kinder sich freuen! Ach, es ist eine Schande, daß du sie verlassen mußtest! Ich werde Papa bitten, daß er dich bald einmal zu ihnen gehen läßt."

„Missis hat mir versprochen, daß sie mich wieder kaufen will, sobald sie das Geld zusammenbringt", erwiderte Tom, „und ich glaube gewiß, daß sie es thut. Der junge Master George will mich holen, er hat mir diesen Dollar zum Andenken mitgegeben."

„O, dann kommt er gewiß!" rief Eva. „Wie werde ich mich freuen!"

„Nun wollte ich ihnen gern schreiben, wo ich bin, und der armen Chloe sagen, daß es mir wohl geht, denn sie grämte sich entsetzlich, die gute Seele!"

„Tom!" rief St. Clare, der in diesem Augenblick in die Thür trat.

Tom und Eva fuhren erschrocken auf.

„Was giebt's da?“ fragte St. Clare, indem er näher trat und auf die Schiefertafel sah.

„O, es ist Tom's Brief“, sagte Eva. „Ich helfe ihm dabei. Sieht es nicht hübsch aus?“

„Ich will euch gerade nicht entmutigen“, versetzte St. Clare, „aber du thätest besser, mich den Brief schreiben zu lassen.“

„Es ist sehr wichtig für ihn, daß er schreibt“, fuhr Eva fort, „denn seine Herrin will Geld herunterschicken, um ihn zurückzukaufen.“

St. Clare befahl Tom, die Pferde zu einem Spazierritt zu holen. Tom's Brief wurde noch an demselben Abend in gehöriger Form geschrieben und sicher auf die Post gegeben.

Miß Ophelia beharrte in ihren Arbeiten und alle Diener, von Dina bis zum kleinsten Bengel hinab sagten, daß Miß Ophelia sehr „currjos“ sei.

Adolph, Jane und Rosa stimmten darin überein, daß sie keine Lady sei; denn Ladys arbeiten nie, überhaupt habe sie gar kein „Air“, und sie wunderten sich, daß sie eine Verwandte der St. Clare's sein sollte. Selbst Marie erklärte, es sei förmlich ermüdend, Miß Ophelia so thätig zu sehen, sie nähte und stickte von Tagesanbruch bis zum Abend mit dem Eifer eines Menschen, der durch die dringendste Notwendigkeit dazu gezwungen wird. Und wenn das Licht schwand, kam sogleich das Strickzeug zum Vorschein. Es war wirklich eine Arbeit, ihr zuzusehen.

Eines Morgens vernahm Ophelia St. Clare's Stimme, der sie unten an der Treppe rief.

„Was ist?“ fragte sie, mit ihrer Näherei in der Hand.

„Sieh her“, sagte St. Clare, indem er ein kleines Negermädchen herbeizog. Sie war eine von den schwärzesten ihrer Race und ihre glänzenden Augen musterten mit rastlosen Blicken alles im Zimmer befindliche. Ihr vor Erstaunen halb offener Mund zeigte zwei Reihen weißer Zähne, ihr Wollhaar war in verschiedene kleine Zöpfe geflochten. Der Ausdruck des Gesichts zeigte ein sonderbares Gemisch von Schlauheit und kläglicher Ernsthaftigkeit. Sie trug ein schmutziges zerrissenes Kleid und stand mit gefalteten Händen da.

Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Koboldartiges — etwas

„so heidnisches“, daß es der guten Dame Schrecken einflößte, und sie fragte daher St. Clare: „Augustin, was in aller Welt hat dich bewogen, das Ding hierherzubringen?“

„Damit du es erziehen sollst. Hier, Topsy, singe uns ein Lied und zeige uns wie du tanzen kannst.“

Die schwarzen glasartigen Augen glitzerten seltsam komisch, und das Mädchen stimmte mit kreischender Stimme eine eigentümliche Negermelodie an, zu welcher sie den Takt mit Händen und Füßen schlug, während sie sich wie ein Kreisel herumdrehte, in die Hände klatschte, die Kniee an einander schlug, und alle die Kehllaute hervorbrachte, welche die Musik der Neger auszeichnen. Endlich schlug sie ein paar Purzelbäume, stieß einen lang ausgehaltenen Ton aus, der wie das Pfeifen einer Dampfmaschine klang, kam dann plötzlich wieder auf den Teppich zu stehen und blieb hier unbeweglich, mit gefalteten Händen und dem Ausdruck des feierlichsten Ernstes.

Miß Ophelia war wie gelähmt vor Verwunderung. St. Clare schien sich über ihr Erstaunen zu freuen und sagte abermals zu dem Kinde: „Topsy, das ist deine neue Herrin; ich trete dich ihr ab. Sieh also zu, daß du dich ordentlich benimmst.“

„Ja, Master“, erwiderte Topsy feierlich, aber mit tückisch zwinkernden Augen.

„Du mußt gut sein, Topsy, verstehst du?“ fuhr St. Clare fort.

„Jawol, Master“, antwortete Topsy mit einem abermaligen Augenzwinkern.

„Aber sag' mir nur, Augustin, wie kommst du auf einen solchen Einfall?“ fragte Miß Ophelia. „Dein Haus ist ohnehin schon so voll von diesen kleinen Plagegeistern, daß man keinen Fuß vor den andern setzen kann, ohne auf sie zu treten. Wenn ich Morgens aufstehe, sehe ich einen hinter der Thür schlafen, einen unter dem Tisch hervorspähen, während ein anderer auf der Thürmatte liegt, sie grinsen und fletschen die Zähne zwischen allen Geländern und wälzen sich in der Küche umher. Weshalb hast du noch diesen Zuwachs mitgebracht?“

„Du sollst sie erziehen; habe ich es dir nicht gesagt? Du predigst beständig von der Erziehung, und ich dachte, ich wollte dir ein Geschenk mit einem frisch eingefangenen Exemplar machen, damit du dein Talent an ihr versuchen sollst.“

„Ich verlange wahrhaftig nicht danach; ich habe so schon mehr mit ihnen zu thun als ich wünsche."

„So seid ihr Christen. Ihr bildet Gesellschaften und werbt Missionäre an, daß sie ihr ganzes Leben unter solchen Heiden zubringen, aber zeige mir Einen von euch, der einen Heiden zu sich ins Haus nähme und sich selbst die Mühe gäbe, ihn zu bekehren."

„Augustin, du weißt, daß ich es nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachte", sagte Miß Ophelia. „Es würde vielleicht ein ächtes Missionswerk sein", setzte sie mit einem Blick auf das Kind hinzu.

St. Clare hatte die rechte Saite berührt. Miß Ophelia's Gewissenhaftigkeit war stets rege. „Aber", fügte sie hinzu, „ich sehe wirklich nicht ein, daß es notwendig gewesen wäre, diese noch zu kaufen. Du hast ihrer genug im Hause, um alle meine Zeit und Geschicklichkeit in Anspruch zu nehmen."

„Nun, Cousine", versetzte St. Clare, „ich sollte dich wirklich wegen meiner leichtfertigen Reden um Verzeihung bitten. Dieses Mädchen gehört einem trunksüchtigen Ehepaare, das eine gemeine Speisewirtschaft hält, an der ich jeden Tag vorübergehen muß, und ich war es müde, das Kind schreien und die Leute es schlagen zu hören. Dazu kam noch, daß sie lebhaft und komisch aussah, als ob sich etwas aus ihr machen ließe, und ich habe sie daher gekauft. Versuche es, ihr eine neuenglische Erziehung zu geben. Du weißt, daß ich die Gabe dazu nicht besitze."

„Nun, ich will thun was ich kann", entgegnete Miß Ophelia und näherte sich, ungefähr wie eine Person sich einer schwarzen Spinne nähern würde.

„Sie ist entsetzlich schmutzig und halb nackt."

„Führe sie hinunter und laß sie von Jemand reinigen und ankleiden."

Miß Ophelia brachte sie in die Küche. „Ich sehe nicht ein, wozu Mr. St. Clare noch einen Nigger braucht", sagte Dina. „Ich werde sie nicht vor meinen Füßen umherlaufen lassen, das weiß ich."

„Pah!" riefen Rosa und Jane mit dem größten Ekel; „sie soll uns ja aus dem Wege gehen. Ich kann nicht begreifen, wozu der Master noch einen von diesen gemeinen Niggern angeschafft hat."

„Haltet die Mäuler!“ rief Dina, welche in dieser Bemerkung eine Anzüglichkeit erblickte; „sie ist nicht schlechter als ihr. Ihr scheint euch für weiße Leute zu halten, aber ihr seid weder schwarz noch weiß.“

Miß Ophelia sah, daß Niemand die Reinigung des Ankömmlings übernehmen wollte, und sie war daher genötigt, es unter dem widerstrebenden Beistande Jane's selbst zu thun.

Miß Ophelia besaß ein gutes Teil practischer Entschlossenheit, und sie machte alle die widerwärtigen Einzelnheiten mit Eifer durch. Als sie auf dem Rücken und den Schultern des Kindes große Striemen und verhärtete Stellen erblickte, wurde ihr Herz von Mitleid erfüllt.

Als das Kind endlich anständig gekleidet und ihr Haar kurz abgeschoren war, sagte Miß Ophelia mit einiger Zufriedenheit, daß sie christlicher aussähe.

Sie setzte sich vor ihr nieder und begann sie auszufragen.

„Wie alt bist du, Topsy?“

„Weiß nicht, Missis.“

„Du weißt nicht wie alt du bist? Wer ist deine Mutter gewesen?“

„Habe nie eine gehabt.“

„Nie eine Mutter gehabt? wie meinst du das? Wo bist du geboren?“

„Ich bin nicht geboren“, erwiderte Topsy mit einem Grinsen, welches so dämonisch aussah, daß Miß Ophelia fast erschrak. Sie sagte mit einiger Strenge:

„Du mußt mir nicht auf solche Art antworten, Kind; ich scherze nicht mit dir. Sage mir, wo du geboren bist und wer deine Eltern waren.“

„Ich bin gar nicht geboren“, wiederholte das Mädchen nachdrücklich, „ich habe nie Eltern gehabt. Ich bin mit einer Menge Anderer aufgezogen worden; die alte Tante Sue hatte die Aufsicht über uns.“

Das Kind war offenbar aufrichtig. Jane brach in ein Gelächter aus und rief: „Gott, Missis, es giebt eine Unmasse von der Art; sie werden wolfeil aufgekauft, wenn sie klein sind und zum Verkauf aufgefüttert.“

„Wie lange bist du bei deiner Herrschaft gewesen?“

„Weiß nicht, Missis."

„Hast du schon etwas von Gott gehört, Topsy?"

Das Kind machte eine verblüffte Miene.

„Weißt du, wer dich geschaffen hat?"

„Niemand so viel ich weiß", antwortete das Mädchen mit einem kurzen Lachen. Der Gedanke schien sie höchlich zu ergötzen, denn ihre Augen zwinkerten und sie fügte hinzu: „Ich werde wol gewachsen sein. Ich glaube nicht, daß mich Jemand geschaffen hat."

„Kannst du nähen?"

„Nein, Missis."

„Was hast du bei deiner Herrschaft gethan?"

„Wasser geholt, Teller gewaschen, Messer geputzt und den Leuten aufgewartet."

„Waren sie gut gegen dich?"

„Ich glaube", antwortete das Kind mit einem listig spähenden Blick.

Zwanzigstes Kapitel.

Miß Ophelia's Vorstellungen über Erziehung waren sehr unbestimmte. Die Kinder mußten, wenn sie angeredet wurden, bescheiden antworten, ihren Katechismus lesen und nähen lernen, und Schläge erhalten, wenn sie logen.

Das Kind wurde in der Familie als Miß Ophelia's Mädchen betrachtet, und diese beschloß, den Wirkungskreis ihrer Belehrungen auf ihr eignes Zimmer zu beschränken; anstatt selbst ihr Bett zu machen und ihr Zimmer aufzuräumen, nahm sie sich vor, Topsy in diesen Beschäftigungen zu unterrichten. Das war ein schlimmer Tag.

Topsy stand am nächsten Morgen in einem reinlichen Kleide und sauberer Schürze ehrerbietig vor Miß Ophelia.

„Nun, Topsy, jetzt will ich dir zeigen, wie mein Bett gemacht werden muß."

„Ja, Madam", sagte Topsy mit einem tiefen Seufzer.

„Sieh her. Dies ist die Naht des Betttuches — dies ist die rechte Seite und dies die linke. Wirst du es dir merken?“

„Ja, Madam“, antwortete Topsy mit einem zweiten Seufzer.

„Siehst du, du mußt das untere Betttuch über den Pfühl breiten — so, und es hübsch glatt unter die Matratze stecken — so, verstehst du mich?“

„Ja, Madam“, sagte Topsy mit Aufmerksamkeit.

„Aber das obere Betttuch“, fuhr Miß Ophelia fort, „muß auf diese Weise aufgelegt und fest und glatt am Fußende untergestopft werden, siehst du, den schmalen Saum am Fußende.“

„Ja, Madam“, sagte Topsy, aber während die gute Dame ihr den Rücken zukehrte, stahl sie Handschuhe und ein Band, welche Gegenstände sie geschickt in ihre Aermel gleiten ließ.

„Nun, Topsy, laß sehen, wie du es machen würdest“, sagte Miß Ophelia, indem sie die Betttücher wegzog.

Topsy machte alles mit der größten Geschicklichkeit, strich die Betttücher glatt und zeigte einen Ernst, über den ihre Lehrerin höchlichst erbaut war. In Folge eines unglücklichen Versehens hing jedoch ein flatterndes Ende des Bandes aus ihrem Aermel und erregte Miß Ophelia's Aufmerksamkeit. Sie schoß augenblicklich darauf zu.

„Was ist das? Du böses Kind! Du hast das gestohlen!“

Das Band wurde aus Topsy's Aermel gezogen, was diese aber nicht außer Fassung brachte, vielmehr blickte sie es mit dem Erstaunen der reinsten Unschuld an.

„Ei, ist das nicht Miß Feely's Band? Wie mag es in meinen Aermel gekommen sein?“

„Du ungezogenes Mädchen, mache mir keine Flausen! Du hast das Band gestohlen?“

„O Missis, wahrhaftig nicht! ich habe es nicht eher als diese Minute gesehen.“

„Topsy“, rief Miß Ophelia, „weißt du nicht, daß es gottlos ist zu lügen?“

„Ich lüge nie, Miß Feely!“ versetzte Topsy mit Würde; „ich habe die Wahrheit gesagt.“

„Ich werde dich schlagen müssen, wenn du so lügst!“

„Gott, Missis, ich könnte nicht anders sprechen, wenn Sie mich

auch den ganzen Tag schlügen!" schluchzte Topsy, „ich habe das Band noch nie gesehen. Miß Feely muß es auf dem Bette gelassen haben, und gewiß hat es sich in den Kleidern verwickelt und ist so in meinen Aermel gekommen."

Miß Ophelia war über die unverschämte Lüge so entrüstet, daß sie das Mädchen ecgriff und schüttelte. „Sage das nicht noch einmal!"

Durch das schütteln wurden die Handschuhe aus dem andern Aermel auf den Boden geschleudert.

„Da! Willst du mir jetzt noch sagen, daß du das Band nicht gestohlen hast?"

Topsy gestand die Entwendung der Handschuhe ein, beharrte aber darauf, daß sie das Band nicht genommen habe.

„Nun, Topsy", sagte Miß Ophelia, „wenn du mir alles gestehen willst, werde ich dich diesmal nicht schlagen."

Auf dieses Versprechen hin gestand Topsy den Diebstahl ein.

„Sage mir alles! ich weiß, daß du noch andere Dinge genommen haben mußt, seit du im Hause bist, denn ich habe dich gestern den ganzen Tag im Hause umherlaufen lassen. Hast du noch etwas entwendet?"

„Gott, Missis, ich habe das rote Ding genommen, was Miß Eva am Halse trägt!"

„Du gottloses Kind! was weiter?"

„Rosa's Ohrringe, die roten —"

„Geh und bringe mir beides augenblicklich her."

„Gott, Missis, ich kann nicht, die Sachen sind verbrannt."

„Verbrannt? Hole die Dinge, sonst schlage ich dich."

Topsy erklärte mit Thränen und Seufzern, daß sie es nicht könne. „Sie sind wirklich und wahrhaftig verbrannt."

„Weshalb hast du sie verbrannt?" fragte Miß Ophelia.

„Weil ich gottlos bin. Ich kann nicht anders."

In diesem Augenblick kam Eva mit dem Korallenhalsbande am Halse in das Zimmer.

„O Eva, woher hast du dein Halsband wieder?" fragte Miß Ophelia.

„Woher ich es wieder habe? ich habe es ja den ganzen Tag umgehabt."

„Hast du es gestern getragen?"

„Ja, Tantchen, ich habe es die ganze Nacht umbehalten."

Miß Ophelia war ganz erstaunt und wurde es noch mehr, als Rosa in diesem Augenblick mit den Korallengehängen in den Ohren eintrat.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich mit einem solchen Kinde anfangen soll!" rief sie in Verzweiflung. „Wie in aller Welt kommst du darauf, Topsy, mir zu sagen, du habest diese Dinge genommen?"

„Missis hat gesagt, daß ich gestehen müsse, und ich wußte nichts Anderes", sagte Topsy.

„Aber ich habe nicht verlangt, daß du Dinge gestehen sollst, die du nicht gethan hast", erwiderte Miß Ophelia. „Das ist eben so gut eine Lüge."

Eva sah bekümmert aus. „Arme Topsy, warum stiehlst du? Ich würde dir wahrhaftig lieber alles geben als dich stehlen sehen."

Es war das erste gütige Wort, welches das Kind je vernommen hatte; die Milde in Eva's Ton und Wesen erschütterte das verwilderte Herz mächtig und ein Schimmer wie von einer Thräne glänzte in den runden, blitzenden Augen. Hierauf folgte jedoch ein kurzes Lachen und ein Grinsen.

„Ich weiß nicht, wie ich mit dem Kinde auskommen soll, ohne es zu schlagen", sagte Ophelia zu St. Clare.

„Nun, so schlage sie."

„Kinder müssen Schläge bekommen", fuhr Miß Ophelia fort; „ich habe nie gehört, daß sie anders aufgezogen werden können."

„Deine Schläge werden ziemlich derb sein müssen, wenn sie Eindruck machen sollen."

„Was kann man sonst mit ihr anfangen?" fragte Ophelia.

„Du hast eine ernste Frage aufgeworfen", erwiderte St. Clare. „Was ist mit einem menschlichen Wesen, das nur durch Schläge regiert werden kann, zu thun, wenn diese nichts fruchten?"

„Nun, da es eine Pflicht zu sein scheint, so werde ich ausharren und mein Möglichstes thun", versetzte Miß Ophelia. Und sie fuhr von jetzt an fort, an ihrer neuen Aufgabe mit großem Ernst zu ar-

beiten. Sie gab dem Kinde regelmäßige Beschäftigungen und begann es lesen und nähen zu lehren.

Im lesen erwies sich die Kleine äußerst gelehrig, und war sehr bald im Stande, einfach Geschriebenes zu lesen. Aber mit dem nähen ging es schwieriger. Stillsitzen war ihr ein Greuel, sie zerbrach ihre Nadeln, sie verwirrte den Faden oder versteckte das Garn.

Topsy's Talent zum tanzen, radschlagen, klettern, singen, pfeifen schien unerschöpflich zu sein. In ihren Spielstunden war sie stets von sämmtlichen Kindern des Hauses umringt — Miß Eva nicht ausgenommen, die von ihren wilden Teufeleien bezaubert zu werden schien. Miß Ophelia war unwillig, daß Eva Gefallen an Topsy's Gesellschaft fand, und bat St. Clare flehentlich, es zu verbieten.

„Pah! laß das Kind gehen!" sagte St. Clare. „Topsy wird sie aufheitern."

„Aber ein so entartetes Mädchen!"

„Von Eva gleitet das Böse ab wie der Thau von einem Kohlblatt."

Topsy wurde anfangs von der oberen Dienerschaft gering geschätzt; aber man entdeckte sehr bald, daß jedem, der Topsy eine Beleidigung zufügte, kurz darauf ein unangenehmer Vorfall begegnete.

Topsy wurde zu wiederholten Malen ins Verhör genommen, bewahrte dabei aber stets die treuherzigste Unschuld.

Sie war in allen Handarbeiten geschickt und begriff mit überraschender Schnelligkeit, wenn sie wollte — aber sie wollte nicht oft. Wenn Miß Ophelia nach drei Tagen geduldiger Aufsicht glaubte, daß Topsy sich ihre Weise angeeignet habe, und sich entfernte, so pflegte jene anstatt das Bett zu machen, die Kissenüberzüge aufzutrennen und mit ihrem Wollkopfe hinein zu fahren, sie erkletterte die Bettpfosten und hing sich kopfabwärts an den Betthimmel, putzte das Kopfkissen mit Miß Ophelia's Nachtkleidern an, sang und pfiff und grimassierte.

„Topsy! wie kannst du nur so tolle Streiche machen!"

„Weiß nicht, Missis — wahrscheinlich, weil ich so gottlos bin!"

„Ich weiß nicht mehr, was ich mit dir anfangen soll."

„Gott, Missis, Sie müssen mich schlagen. Ich bin nicht gewohnt zu arbeiten, wenn ich nicht geschlagen werde."

Miß Ophelia versuchte das Mittel und Topsy schrie. Wenn sie

eine halbe Stunde nachher von einer Herde Kinder umgeben, auf einem Vorsprung des Balkons hockte, sprach sie ihre tiefste Verachtung der ganzen Geschichte aus. „Gott, das nennt Miß Feely schlagen! mit ihren Schlägen würde sie keinen Floh tot machen! sie hätte sehen sollen, wie der alte Master zuschlug, daß das Fleisch in Fetzen herumflog — der verstand es!“

„Gott, ihr Nigger“, pflegte sie zu ihrer Zuhörerschaft zu sagen, „wißt ihr, daß ihr alle Sünder seid? Auch die weißen Leute sind Sünder — Miß Feely sagt es, aber die Nigger werden wol die größten sein. Mir kommt jedoch keiner von euch gleich. Ich bin so entsetzlich sündhaft, daß kein Mensch etwas mit mir anfangen kann.“ Dann schlug sie einen Purzelbaum und kletterte behend auf einen höheren Punkt.

St. Clare ergötzte sich an dem Kinde wie an den Kunststücken eines Papageis oder eines Hundes. Wenn Topsy in Ungnade fiel, so flüchtete sie sich stets hinter seinen Stuhl. Sie erhielt von ihm häufig ein kleines Stück Geld, für das sie Nüsse oder Kandis kaufte, welche Näschereien sie stets mit sorgloser Freigebigkeit unter alle Kinder des Hauses verteilte, weil sie gutmütig und freigebig war. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

An einem Sommernachmittag waren Thüren und Fenster des großen Wohnzimmers geöffnet und Mr. Shelby saß in einem großen Saal, der die ganze Länge des Hauses einnahm, Mrs. Shelby mit einer feinen Näherei in der Thür. „Weißt du, daß Chloe einen Brief von Tom erhalten hat?“

„Ah, wirklich? Wie geht es dem alten Jungen?“

„Er ist, wie es scheint, von einer trefflichen Familie gekauft worden, wird gut behandelt und hat nicht viel zu thun“, antwortete Mrs. Shelby.

„Nun, das freut mich herzlich“, sagte Mr. Shelby. „Tom wird sich hoffentlich an den Aufenthalt im Süden gewöhnen und gar nicht wieder hierher kommen wollen.“

„Im Gegenteil, er erkundigt sich sehr angelegentlich, wann das Geld für seine Auslösung aufgebracht sein wird.“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht“, erwiderte Mr. Shelby. „Es ist, als ob man aus einem Sumpf in den andern spränge, man ist beständig wie ein gehetzter Hund.“

„Ich sollte aber doch meinen, daß sich etwas thun ließe, lieber

Mann. Wie wäre es, wenn wir die Pferde und eins von deinen Gütern verkauften und alles bezahlten?"

„Wo denkst du hin, Emilie! Du bist das trefflichste Weib in Kentucky, aber du verstehst nichts von Geschäften."

„Kannst du mir nicht Einsicht in die deinen verschaffen?" fragte Mrs. Shelby. „Eine Liste von deinen Schulden und Außenständen wenigstens; vielleicht könnte ich dir doch im sparen helfen."

„Dummes Zeug! plage mich nicht; ich weiß ungefähr wie es sein mag, aber ich kann unmöglich meine Angelegenheiten genau berechnen!"

Mrs. Shelby seufzte und schwieg. Obgleich sie nur eine Frau war, besaß sie doch einen klaren, practischen Verstand „Meinst du nicht, daß wir auf irgend eine Art das Geld aufbringen könnten?"

„Es war übereilt von mir, daß ich es versprach! Ich weiß wirklich nicht, ob es nicht besser wäre, wenn wir es Chloe sagten. Tom wird in ein paar Jahren eine andere Frau nehmen, und sie würde am besten thun, wenn sie auch einen Andern heiratete."

„Shelby! ich habe meine Leute gelehrt, daß ihre Ehen eben so heilig sind wie die unsern."

„Nun, ich will mich nicht in deine religiösen Ansichten mischen, aber sie scheinen mir hier unpassend zu sein."

„Das sind sie in der That", erwiderte Mrs. Shelby, „und eben deshalb hasse ich die ganze Sklaverei aus tiefster Seele. Wenn ich das Geld auf keine andere Weise zusammenbringen kann, so werde ich Musikunterricht geben, und die Summe selbst verdienen."

„Du würdest dich doch nie so erniedrigen, Emilie?"

„Erniedrigen? Würde es mich eben so tief erniedrigen, als wenn ich mein Versprechen gegen hilflose Geschöpfe bräche?"

„Nun, du bist stets überschwenglich", sagte Mr. Shelby, „aber du solltest dich doch besinnen, ehe du so etwas thust."

Hier wurde das Gespräch durch Chloe unterbrochen.

„Nun, Chloe, was giebt es?"

„Wenn Missis nur herkommen und dieses Federvieh ansehen wollte." Mrs. Shelby lächelte, als sie Hühner und Enten am Boden liegen sah, welche Chloe mit überlegendem Gesicht betrachtete. „Ich möchte wissen, ob Missis eine Hühnerpastete davon zu haben wünscht."

„Wahrhaftig, mir ist das gleich, bringe sie auf den Tisch wie du willst."

Tante Chloe befühlte das Geflügel. Endlich sagte sie mit einem kurzen Lachen: „Du lieber Gott, Missis, warum wollen sich Master und Missis wegen des Geldes die Köpfe zerbrechen, und nicht das gebrauchen, was sie in ihrer Hand haben?"

„Ich verstehe dich nicht", erwiderte Mrs. Shelby.

„Du mein Himmel, Missis, andere Leute vermieten ihre Neger und verdienen Geld mit ihnen."

„Nun, Chloe, wen schlägst du vor zu vermieten?"

„Ich schlage nichts vor, aber Sam hat gesagt, daß Einer in Louisville eine gute Kuchen- und Pastetenbäckerin braucht, und daß er vier Dollars die Woche geben wolle."

„Nun, Chloe?"

„Ich denke, Missis, es ist Zeit, daß Sally angehalten wird, etwas zu thun. Sally kann es beinahe so gut wie ich, und wenn Missis mich gehen ließe, so würde ich das Geld aufbringen helfen."

„Aber Chloe, willst du deine Kinder verlassen?"

„Ach, Missis, die Jungen sind groß genug, um Tagearbeit zu thun; sie werden ganz gut auskommen, und Sally wird das Kleine übernehmen — es ist ein so kluges Kind, daß es keine Aufsicht weiter nötig hat."

„Louisville ist sehr weit entfernt."

„Ich weiß, es liegt flußabwärts, vielleicht gar in der Nähe meines Alten?" sagte Chloe.

„Nein, es ist noch viele hundert Meilen weiter", erwiderte Mrs. Shelby. Chloe's Gesicht verlängerte sich. „Aber das thut nichts; wenn du dorthin gehst, wird es dich doch ihm näher bringen, Chloe; ja du magst gehen, und dein Lohn soll bis auf den letzten Cent für die Erlösung deines Mannes zurückgelegt werden."

Chloe's Gesicht schimmerte ordentlich. „Gott, die Missis ist wahrhaftig zu gut! Ich würde keine Kleider und Schuhe brauchen. Ich könnte jeden Cent zurücklegen. Wieviel Wochen giebt es im Jahr, Missis?"

„Zwei und fünfzig", antwortete Mrs. Shelby.

„Wirklich! und vier Dollars für jede! wieviel mag das sein?"

„Zweihundert und acht Dollars", erwiderte Mrs. Shelby.

„Ei, so viel!" rief Chloe überrascht und entzückt. „Und wie lange würde ich brauchen, um es abzuarbeiten, Missis?"

„Vier bis fünf Jahre; aber es soll nicht so lange dauern, denn ich werde auch etwas dazu legen."

„Ich würde es nicht zugeben, daß Missis Unterricht giebt, so lange ich noch Hände habe."

„Fürchte nichts, Chloe, ich werde die Ehre der Familie zu wahren wissen", sagte Mrs. Shelby lächelnd.

„Sam sagte, daß er mit einigen Fohlen nach dem Flusse hinabgehe, und daß ich ihn begleiten könnte; ich will daher sogleich meine Sachen zusammenpacken. Wenn mir die Missis nur einen Paß und eine Empfehlung schreiben wollte."

„Ich werde dafür sorgen, wenn Mr. Shelby nichts dagegen hat."

„Wissen Sie, Mr. George, daß ich morgen nach Louisville gehe?" sagte Chloe zu George. „Ich will nur noch Sis' Sachen in Ordnung bringen; ich werde wöchentlich vier Dollars bekommen, und die Missis wird das Geld sparen, um meinen Alten wieder zu kaufen."

„Wirklich?" rief George. „Du willst gehen?"

„Morgen mit Sam! Und nun, Master George, weiß ich, daß Sie so gut sein werden, sich hin zu setzen und an meinen Alten zu schreiben, um ihm die ganze Sache zu erzählen — nicht wahr?"

„Gewiß", erwiderte George: „Onkel Tom wird sich freuen, von uns zu hören."

„Master George, gehen Sie, ich werde Ihnen unterdessen ein Hühnchen zurecht machen. Sie werden nicht oft mehr bei Ihrer alten Tante zu Abend essen."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Tom's Brief wurde beantwortet. Das Schreiben enthielt verschiedene erquickliche Nachrichten aus der Heimat. Moses und Peter befanden sich wohl und das Kleinste trabte unter der Obhut

Sally's und der Familie im ganzen Hause umher. Der Brief enthielt ein Verzeichniß von George's Schulstudien und die Namen von vier neuen Fohlen. Der Stil war kurz und gedrängt, aber Tom hielt ihn für das vollkommenste in der Welt. Er wurde nicht müde ihn zu betrachten, und hielt sogar mit Eva eine Beratung, ob es nicht möglich sei, ihn einzurahmen und in seinem Zimmer aufzuhängen. Die Freundschaft zwischen Tom und Eva hatte zugenommen; auf dem Markte waren seine Augen stets auf die Blumenstände gerichtet, um köstliche Sträuße für sie zu suchen, und die schönsten Pfirsiche und Orangen wanderten in seine Tasche, um sie ihr zu geben, wenn er zurückkam.

Eva war in ihren kleinen Freundesdiensten nicht weniger eifrig. Ein angeborener Sinn für alles Große und Edle machte sie zu einer Bibelvorleserin, wie sie Tom noch nie gehört hatte.

Die Offenbarung und die Propheten machten in ihrem Bilderreichtum einen großen Eindruck auf sie.

Das ganze Haus war auf einige Zeit nach der Villa am See Pontchartrain gezogen. Die Sommerhitze hatte Alle, welche die schwüle Stadt verlassen konnten, an die Ufer des Sees getrieben.

St. Clare's Villa war von leichten Bambus-Veranden umgeben, auf allen Seiten von Gärten und Anlagen eingeschlossen. Das gemeinschaftliche Wohnzimmer ging auf einen großen Garten, in welchem herrliche Blumen dufteten, und geschlängelte Pfade bis an das Ufer des Sees hinab liefen.

Es war ein Sonnenuntergang, welcher den ganzen Horizont zu einer Flammenglorie entzündete. Tom und Eva saßen auf einer kleinen Moosbank am Fuße des Gartens. Es war Sonntag Abend und die Bibel lag aufgeschlagen.

„Wo meinst du, daß das neue Jerusalem ist, Onkel Tom?" fragte Eva.

„O, droben in den Wolken, Miß Eva."

„Dann ist es mir, als ob ich es sähe", sagte Eva; „schau jene Wolken an, sie sehen aus wie große Perlmutterthore und du kannst hindurchsehen — weit, weit hinten ist alles Gold. Ich habe es gesehen, Onkel Tom, ich gehe dorthin."

„Wohin, Miß Eva."

Das Kind stand auf und deutete mit seiner kleinen Hand nach dem Himmel. Die Glut der Abendröte übergoß ihr goldenes Haar und ihre rosigen Wangen mit einem Strahlenglanz. „Ich gehe dorthin, Tom — ich gehe bald!“

Diese Worte gaben dem treuen Tom einen Stich ins Herz und er dachte daran, wie oft er in den letzten Monaten bemerkt hatte, daß Eva's Händchen magerer, ihre Haut durchsichtiger und ihr Atem kürzer geworden waren, und wie sie bald müde wurde.

Miß Ophelia rief: „Eva, du darfst nicht so lange draußen bleiben.“

Miß Ophelia war in der Krankenpflege wol erfahren. Sie kannte nur zu gut die ersten schlimmen Anzeichen der hinterlistigen Krankheit, welche so viele von den Schönsten und Lieblichsten hinwegrafft. Sie hatte den leisen trockenen Husten, die hohler werdende Wange bemerkt, der Glanz des Auges und die fieberhafte Röte vermochten sie nicht zu täuschen.

Sie wollte St. Clare ihre Befürchtungen mitteilen, aber er wies sie mit Heftigkeit zurück. „Lamentiere nicht, Cousine. Siehst du nicht, daß das Kind im Wachsen begriffen ist?“

„Aber der Husten . . .“

„Der Husten ist nichts, sie hat sich vielleicht ein wenig erkältet.“

Aber St. Clare wurde ängstlich und unruhig: er beobachtete Eva, hielt sie häufiger bei sich als vorher, ließ sich auf seinen Spazierritten öfter von ihr begleiten und brachte ihr fast alle Tage irgend ein Stärkungsmittel mit.

Des Kindes ganze Seele schien von Werken der Liebe und Güte überzuströmen.

„Mama“, sagte sie eines Tages zu ihrer Mutter, warum lernen unsere Leute nicht lesen?“

„O, sie können sich vorlesen lassen.“

„Mir scheint, Mama, daß die Bibel für Jeden zum selbstlesen ist. Miß Ophelia hat Topsy lesen gelehrt.“

„Ja, und siehst du, was es nützt; Topsy ist die schlechteste Creatur, die ich je gesehen habe.“

„Die arme Mammy!“ versetzte Eva; „wie sehr sie die Bibel liebt,

und lesen zu können wünscht! Was wird sie anfangen, wenn ich ihr nicht mehr vorlesen kann?“

„Nun, natürlich, du wirst bald an andere Dinge zu denken haben, Eva, als der Dienerschaft aus der Bibel vorzulesen. Wenn du in Gesellschaften gehen wirst, hast du keine Zeit mehr. Sieh her, diese Juwelen werde ich dir geben, wenn du zum ersten Mal auf den Ball gehst. Ich habe sie ebenfalls auf meinem ersten Ball getragen.“

„Sind diese Dinge eine große Geldsumme wert?“

„Gewiß; mein Vater hat sie aus Frankreich kommen lassen; sie sind ein kleines Vermögen wert.“

„Ich wollte, sie wären mein, und ich könnte damit anfangen, was ich wollte“, sagte Eva.

„Was würdest du thun?“

„Ich würde dafür eine Besitzung in den freien Staaten kaufen, alle unsere Leute dorthin bringen, und Lehrer annehmen, um sie lesen und schreiben zu lehren.“

Eva wurde durch das Gelächter ihrer Mutter unterbrochen.

„Ich würde sie die Bibel lesen, ihre Briefe schreiben und die Briefe, welche sie bekommen, lesen lehren“, sagte Eva.

„Nun, Eva, du bist noch ein Kind“, sagte Marie, „du machst mir mit deinen Reden Kopfschmerzen.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Um diese Zeit kam St. Clare's Bruder Alfred mit seinem Sohne auf einige Tage zum Besuch.

Henrique, Alfred's ältester Sohn, war ein schöner, schwarzäugiger Knabe voll Leben und Geist und schien durch die zarte Anmut seiner Cousine Evangeline bezaubert zu sein.

Eva besaß einen Pony von schneeweißer Farbe, der jetzt von Tom vor die hintere Veranda gebracht wurde, während ein etwa dreizehnjähriger Mulattenknabe einen kleinen arabischen Rappen für Henrique herbeiführte.

„Was ist das, Dodo, du fauler Schlingel? Du hast ja mein Pferd diesen Morgen nicht gestriegelt?" sagte Henrique.

„O ja, Master", sagte Dodo unterwürfig, „es hat sich —"

„Halt's Maul, Schurke!" rief Henrique, indem er seine Reitpeitsche erhob.

„Mr. Henrique —"

Henrique schlug ihn mit der Reitpeitsche über's Gesicht. „Du unverschämter Hund: wirst du endlich lernen, dich nicht zu verantworten, wenn ich dir etwas sage? Führe das Pferd zurück und reinige es gehörig."

„Junger Master", sagte Tom, „er hat sagen wollen, daß sich das Pferd gewälzt hat, als er es aus dem Stall brachte; ich habe gesehen, wie er es putzte."

„Du hältst deinen Mund, bis du gefragt wirst!" rief Henrique, indem er die Freitreppe hinaufging.

„Liebe Cousine, es thut mir leid, daß dieser einfältige Bursche dich warten läßt", sagte er. „Was fehlt dir, du siehst betrübt aus."

„Wie hast du nur so grausam gegen den armen Dodo sein können?" fragte Eva.

„Grausam?" wiederholte der Knabe mit Erstaunen, „wie meinst du das, liebe Eva?"

„Ich will nicht, daß du mich „liebe Eva" nennst, wenn du das thust", sagte sie.

„Liebe Cousine, du kennst Dodo nicht. Er muß so behandelt werden."

„Aber Onkel Tom hat dir gesagt, daß Dodo nicht dafür konnte, und er sagt nie eine Unwahrheit."

„Dann ist er ein ungewöhnlicher Nigger", versetzte Henrique. „Dodo lügt so oft er den Mund aufthut."

„Du zwingst ihn dazu, wenn du ihn so behandelst."

„Ein paar Hiebe sind bei Dodo nie schlecht angewendet, aber ich werde ihn in deiner Gegenwart nicht wieder schlagen."

Eva war nicht zufrieden gestellt, schwieg aber.

Bald darauf erschien Dodo mit den Pferden. „Nun, diesmal hast du es ziemlich gut gemacht", sagte sein junger Master mit gnädiger Miene. „Halte Miß Eva's Pferd, während ich sie in den Sattel hebe."

Aber sie beugte sich auf die andere Seite des Pferdes, wo Dodo stand, und sagte zu ihm: „Du bist ein guter Junge, Dodo, ich danke dir."

Dodo blickte erstaunt in das holde Antlitz, das Blut trat ihm in die Wangen und die Thränen in die Augen.

„Komm her, Dodo", rief sein Herr gebieterisch. „Da hast du Geld, kaufe dir Zuckerkand dafür."

Henrique sprengte hinter Eva die Allee hinab. Dodo blickte den beiden Kindern nach. Das eine hatte ihm Geld gegeben, das andere aber ein gutes Wort — und dies war ihm viel lieber.

Die beiden Brüder St. Clare hatten in einiger Entfernung die Prügelscene mit angesehen. Augustin's Wange erglühte: „Dies ist wol das, was wir republikanische Erziehung nennen, Alfred?"

„Henrique ist ein Teufelsjunge, wenn er gereizt wird", erwiderte Alfred.

„Seine Mutter und ich haben ihn schon längst aufgegeben. Aber Dodo ist auch ein unverbesserlicher Taugenichts, man mag ihn schlagen so viel man will."

„Was sagst du zu einer Partie Puff?" Die beiden Brüder gingen die Verandastufen hinauf. „Du hast den ersten Wurf", sagte Alfred und beide waren bald in das Spiel versenkt, bis man das Scharren der Pferde unter der Veranda vernahm.

„Da kommen die Kinder!" rief Augustin, „Alfred, hast du je etwas Schöneres gesehen?" Henrique mit seiner kühnen Stirn, den dunkeln glänzenden Locken und seinen glühenden Wangen, beugte sich zu seiner Cousine herüber, als sie unter heiterem Lachen herankamen. Sie trug ein blaues Reitkleid und eine Mütze von derselben Farbe. Die Bewegung hatte ihren Wangen eine frischere Farbe verliehen, und die Lieblichkeit ihrer durchsichtigen Haut und ihres goldenen Haares erhöht.

„Welche blendende Schönheit!" rief Alfred.

„Liebste Eva, du bist doch nicht zu sehr ermüdet?" fragte ihr Vater, indem er sie in seine Arme schloß.

„Nein, Papa", antwortete das Kind, aber ihr kurzer, beklommener Atem erschreckte ihn.

„Wie hast du nur so schnell reiten können, Kind?"

Eva befand sich bald wieder wohler, ihr Vater und ihr Onkel begannen wieder zu spielen, und Henrique sagte:

„Weißt du, Eva, daß es mir sehr leid thut, daß der Papa nur zwei Tage hier bleibt, und daß ich dich dann lange nicht wieder sehe? Wenn ich bei dir bliebe, würde ich versuchen, gut zu sein. Ich habe nicht die Absicht, Dodo schlecht zu behandeln, aber siehst du, ich habe einen sehr heftigen Charakter. Ich bin auch nicht eigentlich schlecht gegen ihn; ich gebe ihm dann und wann Geld und du siehst, daß er gut gekleidet ist. Ich glaube, daß es Dodo im Ganzen gut geht."

„Würdest du sagen, daß es dir gut ginge, wenn du keinen Menschen auf Erden hättest, der dich liebt? Und du hast Dodo von allen seinen Freunden hinweggenommen, und jetzt hat er keine Menschenseele die ihn liebt; auf diese Weise kann niemand sich wohl fühlen."

„Nun, ich wüßte nicht wie ich es ändern könnte. Seine Mutter kann ich ihm nicht verschaffen, ich selbst kann ihn nicht lieben."

„Warum kannst du es nicht?"

„Dodo lieben? ei, Eva! Ich kann ihn zwar ziemlich gut leiden, aber seine Diener liebt man nicht."

„Sagt nicht die Bibel, daß wir jeden Menschen lieben sollen?"

„O, die Bibel! die sagt eine Menge solcher Dinge, aber kein Mensch denkt daran, sie zu thun."

Eva schwieg. Ihre Augen blickten einige Momente starr in die Ferne hinaus. „Jedenfalls", hob sie wieder an, „liebe den armen Dodo um meinetwillen und sei gut gegen ihn, lieber Cousin."

Die Tischglocke machte dem Gespräch ein Ende.

Zwei Tage darauf schieden Alfred und Augustin St. Clare von einander, und Eva begann mit größerer Schnelligkeit schwächer zu werden. St. Clare verstand sich endlich dazu, ärztlichen Rat herbeizurufen.

Marie wies jede Andeutung, daß irgend jemand in ihrer Umgebung krank sei, mit der größten Entrüstung zurück. Miß Ophelia hatte versucht, mütterliche Besorgnisse wegen Eva in ihr zu erwecken aber umsonst.

„Ich sehe nicht, daß dem Kinde etwas fehlt, sie läuft ja umher und spielt."

„Aber sie hat einen bösen Husten."

„Einen Husten! Als ich in Eva's Alter war, glaubte man, daß ich die Schwindsucht habe. Mammy hat alle Nächte bei mir gewacht. Eva's Husten hat gar nichts zu bedeuten."

„Aber sie wird schwach und hat kurzen Atem."

„Gott, das ist nichts als Nervenschwäche."

Miß Ophelia schwieg für einige Zeit. Jetzt aber, wo Eva das Bett hüten mußte, nahm Marie plötzlich eine andre Sprache an. Sie wisse es, daß sie dazu bestimmt sei, die unglücklichste aller Mütter zu werden. Hier sei sie mit ihrer schwankenden Gesundheit ans Zimmer gefesselt, während ihr einziger Liebling vor ihren Augen dem Grabe zueile! Und deshalb ließ Marie Mammy alle Nächte wachen und schalt den ganzen Tag um so heftiger.

„Eva ist sehr zart", sagte St. Clare, „ich habe das immer gewußt; sie ist so schnell gewachsen, daß sich ihre Kräfte erschöpft haben, der Arzt sagt, daß noch Hoffnung sei."

„Nun, meinetwegen; es ist ein Glück für die Menschen, welche kein Gefühl haben. Ich wollte ich könnte eben so ruhig sein wie du."

Nach ein paar Wochen trat eine Art von Besserung ein. Eva's Stimme war wieder im Garten und auf den Balkonen zu hören; sie spielte und lachte, und ihr Vater behauptete, daß sie bald wieder gesund sein würde. Nur Miß Ophelia und der Arzt wurden nicht getäuscht. Auch noch ein Herz fühlte die gleiche Gewißheit, und dies war das kleine Herz Eva's.

Das Kind empfand trotzdem, daß es so zärtlich geliebt wurde, keinen Kummer bei der Aussicht auf den Tod. In dem Buche, welches sie und ihr einfacher Freund so oft zusammen lasen, hatte sie das Bild dessen, der die Kindlein liebt, in ihr junges Herz geschlossen. Seine Liebe umfing ihr kindliches Herz mit mehr als irdischer Zärtlichkeit und sie sagte, daß sie zu ihm in seine Heimat gehe.

Aber sie wendete sich mit schmerzlicher Liebe Allen zu, die sie auf Erden zurücklassen sollte — am meisten ihrem Vater; denn Eva hatte eine Ahnung davon, daß sie seinem Herzen alles war.

Dann fühlte sie auch für die liebevollen treuen Diener. Sie hatte ein unbestimmtes Sehnen, etwas für sie zu thun, sie zu erlösen und zu retten.

„Onkel Tom", sagte sie eines Tages, als sie ihrem Freunde

vorlas, „ich kann es begreifen, warum Jesus das Verlangen gefühlt hat, für uns zu sterben. Wenn mein Tod allem Elend ein Ende machen könnte, wollte ich gern *sterben*, Tom."

Tom blickte ihr nach, als sie hinwegeilte, und trocknete seine Augen.

„Es wird nichts nützen, daß wir es versuchen, Miß Eva hier zu behalten", sagte er zu Mammy, „sie hat das Zeichen des Herrn auf der Stirn."

„Ja, ja", antwortete Mammy, „ich habe es immer gesagt; in ihren Augen hat stets etwas Himmlisches gelegen. Das liebe, kleine holde Lämmchen!"

Eva trippelte die Verandastufen zu ihrem Vater hinauf. Die Strahlen der Sonne umgaben sie wie mit einer Glorie, als sie herbeikam.

St. Clare hatte sie gerufen, um ihr eine Statuette, die er für sie gekauft, zu zeigen. Er schloß sie plötzlich in seine Arme und vergaß, was er ihr sagen wollte. „Liebe Eva, du bist jetzt wohler, nicht wahr?"

„Papa", erwiderte sie, „ich habe dir Dinge zu sagen, die ich dir schon vor langer Zeit habe mitteilen wollen; ich möchte sie dir jetzt sagen."

St. Clare zitterte, als Eva sich auf seinen Schooß setzte und den Kopf an seine Brust legte. „Es nützt nichts, Papa, wenn ich es noch länger für mich behalte", fuhr sie schluchzend fort, „die Zeit kommt, wo ich dich verlassen muß."

„O meine liebe kleine Eva", sagte St. Clare, den ein Schauer durchrieselte, „du darfst dich nicht so düsteren Gedanken hingeben. Sieh her, ich habe dir eine Statuette gekauft."

„Nein, Papa," versetzte Eva, „täusche dich nicht. Ich bin *nicht* wohler, ich weiß es, und ich werde in nicht langer Zeit von hinnen gehen. Wenn es mir nicht um dich, Papa, und um meine Freunde wäre, würde ich vollkommen glücklich sein. Ich sehne mich fort von hier!"

„Ei, liebes Kind, was hat dein armes Herzchen so betrübt gemacht du hast alles, was man dir geben kann."

„Ich möchte aber doch lieber im Himmel sein. Es giebt hier

Dinge, die mich traurig machen, aber daß ich dich verlassen soll, bricht mir beinahe das Herz."

„Was macht dich traurig, Eva?"

„Ich bin um unsere armen Leute betrübt, sie lieben mich innig und sind Alle gut. Ich wollte, sie wären frei, Papa."

„Denkst du nicht, daß es ihnen jetzt gut genug geht?"

„Aber was würde aus ihnen, wenn dir ein Unglück zustoßen sollte? Es giebt nur wenige Menschen wie du, Papa. Onkel Alfred ist nicht wie du und die Mama auch nicht! Papa, giebt es keinen Weg, um alle Sklaven frei zu machen?"

„Das ist eine schwierige Frage, Kind; ich wünschte von Herzen, daß es im ganzen Lande keinen Sklaven gäbe."

„Papa, jene armen Geschöpfe lieben ihre Kinder eben so sehr wie du mich. O thue etwas für sie! Die arme Mammy liebt ihre Kinder, ich habe sie weinen sehen, wenn sie von ihnen sprach. Tom liebt seine Kinder."

„Mein Herzenskind", sagte St. Clare beschwichtigend, „bekümmere dich nicht so, ich werde alles thun, was du wünschest."

„Versprich mir, lieber Vater, daß Tom seine Freiheit haben soll, sobald ich — gestorben bin."

„Ja, Kind, ich werde alles thun."

„Lieber Papa", sagte Eva, „wie sehr wünschte ich, daß wir zusammengehen könnten!"

„Wohin denn?" fragte St. Clare.

„Zu unserm Heiland; es ist dort so schön und so friedlich — so voll Liebe!"

St. Clare zog sie näher an sich. „Du wirst zu mir kommen!" sprach Eva.

„Ich werde dir nachkommen; ich werde dich nicht vergessen."

Die dunklen Abendschatten senkten sich tiefer auf sie herab, als St. Clare die kleine zarte Gestalt schweigend an seine Brust drückte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

St. Clare lag auf einem Bambussopha in der Veranda, Marie auf einem Divan unter einer Decke von Gaze, welche sie gegen die Moskitos schützte, und hielt ein elegant gebundenes Gebetbuch in der Hand. Sie bildete sich ein, daß sie darin gelesen habe — obgleich sie in der That nur eine Reihe von kurzen Schläfchen gehalten hatte.

Ein Wagen fuhr vor die Veranda, Ophelia und Eva stiegen heraus. Miß Ophelia begab sich in ihr Zimmer, um Hut und Shawl abzulegen, während Eva auf St. Clare's Ruf herbeikam und sich auf seinen Schooß setzte. Bald hörten sie laute Rufe in Miß Ophelia's Zimmer.

„Welches neue Unheil mag Topsy angestiftet haben?" fragte St. Clare.

Miß Ophelia schleppte die Schuldige herbei. „Fleisch und Blut können es nicht aushalten! Ich hatte sie eingeschlossen und ihr ein Lied zum auswendiglernen gegeben, und was thut sie? Sie spioniert, wo ich meine Schlüssel habe, geht in meine Kommode, nimmt das Zeug zu einem Hut heraus und schneidet es in Stücke, um Puppenjacken daraus zu machen."

„Ich habe es Ihnen vorher gesagt, Cousine", sagte Marie, „daß diese Geschöpfe nicht ohne Strenge erzogen werden können."

„Ich möchte das Kind um alles in der Welt nicht so behandeln lassen", antwortete Ophelia.

„Komm her, Topsy, kleiner Affe", rief St. Clare.

Topsy kam herbei; ihre runden Augen blinzelten mit einem Gemisch von Besorgnis und ihrem gewöhnlichen Mutwillen. „Weshalb benimmst du dich so?" fragte St. Clare, den der Ausdruck des Kindes belustigte.

„Wahrscheinlich ist mein sündhaftes Herz daran schuld", antwortete Topsy unterwürfig; „Miß Feely sagt so."

„Siehst du nicht ein, wieviel Miß Ophelia für dich gethan hat?"

„Ich werde sie wol aufgeben müssen", sagte Miß Ophelia, „ich kann mich nicht länger mit ihr plagen."

„Wenn dein Christentum nicht stark genug ist, um ein einziges Heidenkind zu retten, so möchte ich wissen, was es nützt, ein paar Missionare unter tausende von solchen zu schicken?"

Miß Ophelia antwortete nicht und Eva gab Topsy ein Zeichen ihr zu folgen. An der Ecke der Veranda befand sich ein kleines Glaszimmer, und in diesem verschwanden beide Kinder.

„Ich möchte wissen, was Eva vor hat", sagte St. Clare.

Er schritt auf den Zehen an die Glasthür und lüftete den Vorhang. Dann legte er den Finger auf den Mund und winkte Miß Ophelia.

Die beiden Kinder saßen auf dem Fußboden. Topsy mit ihrer gewöhnlichen Gleichgiltigkeit, ihr gegenüber Eva mit Thränen in den großen Augen. „Was macht dich nur so böse, Topsy? warum willst du nicht versuchen gut zu sein? Liebst du denn gar keinen Menschen?"

„Ich liebe den Zuckerkand und dergleichen, sonst nichts", sagte Topsy.

„Aber, Topsy, wenn du nur versuchen wolltest, gut zu sein."

„Ich könnte nie etwas anderes als ein Nigger sein, wenn ich auch noch so gut wäre!" unterbrach sie Topsy; „wenn ich mir die Haut abziehen lassen und weiß werden könnte, dann würde ich es versuchen."

„Aber die Menschen können dich lieben, wenn du auch schwarz bist; Miß Ophelia würde dich gewiß lieben, wenn du gut wärest."

„Sie kann mich nicht ausstehen, weil ich ein Nigger bin. Sie würde eher eine Kröte angreifen als mich. Mir ist es egal", setzte sie hinzu, indem sie anfing zu pfeifen.

„O Topsy, du armes Kind — ich liebe dich!" rief Eva und legte ihre kleine Hand auf Topsy's Schulter; „ich liebe dich, weil du weder Eltern noch Freunde hast. Ich möchte, daß du gut wärest. Ich glaube, daß ich nicht mehr lange leben werde, und es bekümmert mich, daß du immer so unartig bist. Ich wollte, du versuchtest um meinetwillen gut zu sein, — ich werde ja nur noch eine kurze Weile bei euch bleiben."

Die runden blitzenden Augen des schwarzen Kindes füllten sich mit Thränen, große, helle Tropfen rollten langsam über ihre Wangen und fielen auf die kleine weiße Hand. In diesem Augenblick

war ein Strahl himmlischer Liebe in das Dunkel ihrer heidnischen Seele gedrungen. Sie legte den Kopf zwischen ihre Knie und schluchzte, während Eva sich tröstend zu ihr herabbeugte.

„Arme Topsy, weißt du nicht, daß Jesus uns liebt? Er ist eben so bereit dich zu lieben wie mich; er wird dir helfen gut zu werden, und du kannst in den Himmel kommen und ein Engel werden ganz so als ob du weiß wärest."

„O liebe Miß Eva!" rief das Mädchen, „ich will es versuchen! ich habe bis jetzt noch nie daran gedacht."

St. Clare ließ den Vorhang fallen.

„Es erinnert mich an meine Mutter", sagte er. „Es ist wahr, was sie mir immer sagte: Wenn wir die Blinden sehend machen wollen, müssen wir bereit sein zu thun wie Christus gethan hat — ihnen die Hand auflegen."

„Ich habe stets ein Vorurteil gegen Neger gehabt", sagte Miß Ophelia, „und ich gestehe, daß ich es nie habe über mich gewinnen können, mich von dem Kinde anrühren zu lassen: aber ich dachte nicht, daß sie es wisse."

„O Kinder bemerken so etwas nur zu wol, ihnen entgeht nichts!" erwiderte St. Clare.

„Ich weiß nicht, wie ich es ändern soll. Eva kann es, sie handelt im Grunde doch nur christlich", versetzte Miß Ophelia. „Ich wollte, ich wäre ihr gleich."

Eva's Schlafzimmer war ein geräumiges Gemach, und stand auf der einen Seite mit dem ihrer Eltern, auf der andern mit dem der Miß Ophelia in Verbindung. Die Vorhänge waren von rosa und weißem Mousselin, der Boden mit einem Teppich belegt. Bettstelle, Stühle und Sophas waren von Bambus, und in anmutigen Formen. Ueber dem Kopfende des Bettes befand sich eine schöne Engelsgestalt. Die Bambussophas waren mit Kissen von rosenrotem Damast versehen, während aus den Händen geschnitzter Figuren ähnliche Gazevorhänge wie die des Bettes herabfielen. In der Mitte des Zimmers stand ein Bambustisch, und auf ihm eine stets mit Blumen gefüllte Marmorvase. Daneben lagen Evas Bücher und Schmucksachen. Auf dem Marmorsims des Kamins stand eine schöne Statuette: Jesus, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt, und auf

beiden Seiten derselben Marmorvasen, welche Tom jeden Morgen mit Blumen versah. Einige herrliche Gemälde schmückten die Wände.

Die trügerische Kraft, welche Eva eine Zeitlang aufrecht erhalten hatte, verschwand schnell; selten vernahm man ihren leichten Schritt in der Veranda und immer öfter sah man sie auf einem kleinen Sopha am offenen Fenster, den Blick auf den glänzenden Wasserspiegel des Sees gerichtet. Sie hatte die aufgeschlagene Bibel im Schooß und die zarten Finger zwischen den Blättern, als sie plötzlich die schneidende Stimme ihrer Mutter hörte.

„Was hast du da wieder gethan? Du hast Blumen abgepflückt, nicht wahr?" und Eva hörte den Schall eines heftigen Schlages.

„Gott, Missis, sie sind für Miß Eva", hörte sie eine Stimme antworten, die Topsy angehörte.

„Eine schöne Entschuldigung! Denkst du, daß sie nach deinen Blumen verlangen wird, du nichtsnutziges Niggerding?"

Eva erhob sich augenblicklich und eilte hinaus.

„O Mama, ich will die Blumen haben; bitte, gieb sie mir."

„Aber Eva, dein Zimmer ist ja schon voll davon."

„Ich kann ihrer nicht zu viele haben", erwiderte Eva. „Bitte, Topsy, bringe sie her."

Topsy, welche mit gesenktem Kopfe dagestanden hatte, kam jetzt herbei und reichte ihr die Blumen mit zaudernder, verschämter Miene.

„Ein schöner Strauß", sagte Eva, indem sie ihn betrachtete. Er war eigentümlich und bestand nur aus scharlachroten Geranien und einer einzigen weißen Japonika.

Topsy sah erfreut aus, als Eva sagte: „Topsy, du ordnest deine Blumen sehr hübsch. Hier ist eine Vase, ich habe noch keine Blumen darin und möchte täglich frische für sie haben. Mama, Topsy bemüht sich, ein gutes Mädchen zu werden."

„Sehr wahrscheinlich", sagte Marie gähnend. „O Himmel, wie heiß es ist!"

„Mama", sagte Eva, „ich möchte mir einen Teil meines Haares abschneiden lassen."

„Wozu?" fragte Marie.

„Ich möchte meinen Freunden etwas davon geben und es selbst austeilen. Willst du nicht die Tante rufen, damit sie es mir abschneidet?"

Marie rief Miß Ophelia. Das Kind richtete sich halb von seinem Kissen empor. „Komm, Tantchen, scheere das Lamm."

„Was ist das?" fragte St. Clare, der eben jetzt mit einigen Früchten eintrat.

„Papa, ich möchte mir von der Tante einen Teil meines Haares abschneiden lassen; es erhitzt mir den Kopf; außerdem möchte ich einige Locken davon verschenken." Miß Ophelia kam mit ihrer Scheere.

„Sieh dich vor", sagte St. Clare. „Schneide unten weg, Eva's Locken sind mein Stolz und ich möchte, daß sie recht schön wären, wenn ich sie nach der Pflanzung des Onkels bringe, um den Cousin Henrique zu besuchen."

„Papa, ich gehe in ein besseres Land, o bitte, glaube mir! siehst du nicht, daß ich mit jedem Tage schwächer werde?"

St. Clare schwieg und betrachtete wehmütig die langen schönen Locken, welche dem Kinde in den Schooß gelegt wurden.

„Es ist ganz wie ich es geahnt habe", sagte Marie. „Ich habe das schon längst kommen sehen. St. Clare, du wirst in kurzem erkennen, daß ich recht hatte."

„Was dir ohne Zweifel großen Trost gewähren wird", erwiderte St. Clare.

Eva blickte aufmerksam bald auf sie, bald auf ihren Vater.

Er kam und setzte sich neben sie. „Papa, meine Kräfte schwinden mit jedem Tage; und ich weiß, daß ich scheiden muß. Gestatte mir, daß ich jetzt spreche."

„Sprich, mein Kind", sagte St. Clare, indem er seine Augen mit einer Hand bedeckte und Eva's Händchen mit der andern hielt. „Nun, dann möchte ich alle unsere Leute sehen. Ich muß ihnen noch einiges sagen", fuhr Eva fort.

Die ganze Dienerschaft versammelte sich im Zimmer. Eva lag auf ihrem Ruhebett; ihr Haar hing lose um das Gesicht, ihre großen seelenvollen Augen waren liebevoll auf Alle gerichtet.

Die Leute wurden von einer plötzlichen Bewegung ergriffen. Eva richtete sich auf und sah sich unter ihnen um. Mehrere von den Weibern verbargen das Gesicht in ihren Schürzen.

„Ich habe euch rufen lassen, weil ich euch lieb habe. Ich möchte euch etwas sagen, dessen ihr euch stets erinnern sollt — ich werde

euch verlassen; in wenigen Wochen werdet ihr mich nicht mehr sehen."

Hier wurde das Kind durch schluchzen und wehklagen aller Anwesenden unterbrochen. Sie wartete einen Augenblick und sprach darauf in einem Tone, welcher die Ausbrüche des Schmerzes um sie her unterdrückte: „Wenn ihr mich lieb habt, so dürft ihr mich nicht unterbrechen. Ich möchte wegen eurer Seelen mit euch sprechen. Viele von euch sind, wie ich fürchte, sehr gleichgiltig. Ihr denkt nur an diese Welt; ich wünsche, daß ihr euch daran erinnert, daß es eine schönere Welt giebt, wo Jesus ist. Ich gehe dorthin und ihr könnt dorthin kommen; sie ist für euch eben so gut vorhanden wie für mich. Wenn ihr aber dorthin kommen wollt, so dürft ihr kein träges, leichtsinniges Leben führen, ihr müßt Christen sein, ihr müßt bedenken, daß ihr Alle einst Engel werden könnt. Wenn ihr Christen sein wollt, so wird euch Jesus dazu helfen! Ihr müßt zu ihm beten.

Betet täglich; bittet ihn, daß er euch erlösen möge, laßt euch die Bibel vorlesen, wenn ihr könnt, und ich denke, daß ich euch Alle im Himmel sehen werde."

„Amen!" antworteten Tom und Mammy und einige der älteren Diener, die der methodistischen Kirche angehörten. Die Jüngeren waren für den Augenblick völlig übermannt und schluchzten.

„Ich weiß, daß ihr Alle mich lieb habt", sagte Eva.

„Ja gewiß und wahrhaftig! Gott segne Sie!" antworteten sie.

„Es ist unter euch niemand, der nicht stets gut gegen mich gewesen wäre, und ich möchte euch etwas geben, das euch an mich erinnern soll. Ich werde Allen eine Locke von meinem Haar geben, und wenn ihr sie ansieht, so denkt, daß ich euch geliebt habe und daß ich euch im Himmel wieder zu sehen wünsche."

Es ist unmöglich, die Scene zu beschreiben, als die Leute sich weinend um das kleine Wesen drängten. Sie fielen auf die Kniee, schluchzten und küßten den Saum ihres Kleides.

Als Jeder seine Gabe erhalten hatte, winkte ihnen Miß Ophelia, daß sie das Zimmer verlassen möchten.

Bis auf Tom und Mammy hatten sich Alle entfernt. „Hier, Onkel Tom, ist eine schöne für dich", fuhr Eva fort, „es macht mich so glücklich, daß ich dich im Himmel wiedersehen werde; und Mammy,

liebe, gute Mammy!" sagte sie, die Arme liebevoll um ihre alte Wärterin schlingend; „ich weiß, daß du auch hinkommen wirst."

„O, Miß Eva, ich kann nicht ohne Sie leben!" rief das treue Geschöpf und brach in einen Thränenstrom aus.

Miß Ophelia schob sie und Tom sanft aus dem Zimmer; als sie sich umwendete, stand Topsy noch da.

„O, Miß Eva, ich bin ein böses Mädchen gewesen, aber wollen Sie mir nicht auch eine geben?"

„Ja, arme Topsy, gewiß will ich das. Jedesmal, wenn du sie ansiehst, denke daran, daß ich dich lieb gehabt und gewünscht habe, daß du ein gutes Mädchen werdest."

„O, Miß Eva, ich bemühe mich, es zu werden", sagte Topsy ernstlich; „aber ach Gott, es ist so schwer, gut zu sein."

„Jesus weiß es, Topsy, er ist um dich betrübt und er wird dir helfen."

Topsy verbarg die kostbare Locke in ihrem Busen, als sie hinausging.

„Papa!" sagte Eva sanft. Er zuckte zusammen, antwortete aber nicht. „Lieber Papa!" wiederholte Eva.

„Ich kann nicht", sagte St. Clare, indem er sich erhob, „ich kann es nicht ertragen. Der Allmächtige hat es sehr hart mit mir gefügt!"

„Papa, du brichst mir das Herz!" rief Eva, sich in seine Arme werfend. „Du mußt nicht so sprechen."

„Sei still, Eva, sei still, Kind! ich hatte unrecht, es war böse von mir. Ich werde alles thun, was du willst — nur bekümmere dich nicht, schluchze nicht so. Es war gottlos, so zu sprechen, wie ich gethan habe." Eva lag wie eine müde Taube in den Armen ihres Vaters und er beugte sich über sie und beschwichtigte sie mit zärtlichen Worten.

Marie stand auf und begab sich aus dem Zimmer in das ihre. „Du hast mir keine Locke gegeben, Eva", sagte ihr Vater.

„Sie sind alle dein, Papa", antwortete sie mit heiterem Gesicht — „dein und der Mama, und du mußt der lieben Tante geben so viel sie verlangt. Ich habe sie unsern Leuten nur deshalb selbst gegeben, weil sie vergessen werden könnten, und weil ich hoffte, daß es ihnen

helfen könnte, sich zu erinnern — du bist doch ein Christ, nicht wahr, Papa?" fragte Eva.

„Was heißt ein Christ sein, Eva?"

„Christum vor allem lieben", antwortete sie.

„Thust du das?"

„Gewiß."

„Du hast ihn doch nie gesehen", sagte St. Clare.

„Das macht keinen Unterschied", antwortete Eva; „ich glaube an ihn und werde ihn in wenigen Tagen schauen." Und das jugendliche Antlitz strahlte vor Freude.

Miß Ophelia erfüllte Tag und Nacht die Pflichten einer Krankenwärterin und nie hatten ihre Freunde ihren Wert in reicherem Maße erkannt als in dieser Eigenschaft.

Onkel Tom war häufig in Eva's Zimmer. Das Kind litt sehr an nervöser Ruhelosigkeit und es war Tom's größte Freude, ihre kleine zarte Gestalt auf einem Kissen bald im Zimmer auf und ab, bald in die Veranda zu tragen, und wenn die frische Seeluft herüber wehte, ging er zuweilen mit ihr unter den Orangenbäumen im Garten umher.

Das Herz der armen Mammy sehnte sich nach ihrem Liebling, aber sie fand Tag und Nacht keine Gelegenheit, zu ihr zu kommen.

Die letzte Reise der holden Seele war heiter und ruhig — die kleine Barke wurde von lieblichen Lüftchen nach den Gestaden des Himmels getragen.

Das Kind fühlte keinen Schmerz — nur eine sanfte Schwäche, welche täglich zunahm.

Von Eva's Ahnungen wußte ihr treuer Tom am meisten. Ihm teilte sie die geheimnißvollen Empfindungen mit, welche die Seele fühlt, wenn sich die Bande zu lockern beginnen und sie die irdische Hülle für immer abstreift.

Tom brachte die Nächte in der äußern Veranda zu, wo er bereit war, sich auf jeden Ruf zu erheben.

Eva war diesen Nachmittag ungewöhnlich heiter gewesen, hatte in ihrem Bett aufrecht gesessen, ihre Schmucksachen durchgesehen und die bezeichnet, denen sie sie hinterlassen wollte. Als ihr Vater sie küßte, um sich für die Nacht von ihr zu trennen, sagte er zu Miß

Ophelia: „Cousine, wir werden sie vielleicht doch noch behalten; sie ist jedenfalls wohler."

Aber um Mitternacht kam der Bote.

Miß Ophelia, die sich vorgenommen, die ganze Nacht bei ihrem kleinen Pflegling zu wachen, entdeckte, was erfahrene Krankenwärterinnen eine „Veränderung" nennen. Die äußere Thür wurde schnell geöffnet und Tom war augenblicklich zur Stelle.

„Hole den Doctor, Tom", sagte Miß Ophelia, schritt durch das Zimmer und klopfte an St. Clare's Thür.

„Vetter", sagte sie, „komm herein."

Diese Worte fielen auf sein Herz wie Erdschollen auf einen Sarg. Er stand augenblicklich auf, eilte in das Zimmer und beugte sich über Eva, welche noch schlief.

Was sah er hier, daß sein Herz so plötzlich stillstand? Nur der kann es sagen, der denselben Ausdruck auf dem teuersten Antlitz gesehen hat, den unverkennbaren Ausdruck, welcher ihm sagt, daß das geliebte Wesen nicht mehr ihm gehört.

Auf dem Gesicht war ein erhabener Ausdruck, das aufdämmern des unsterblichen Lebens.

Nach wenig Minuten kehrte Tom mit dem Doctor zurück; er trat ein und warf einen Blick auf die Kranke. „Wann ist diese Veränderung eingetreten?" fragte er leise.

„Um die Zeit der Nachtwende."

Marie kam hastig aus dem anstoßenden Zimmer. „Augustin! Cousine!" begann sie hastig.

„Still!" sagte St. Clare mit gedämpfter Stimme „sie stirbt!"

Mammy hörte die Worte und eilte die Dienerschaft zu wecken. Das ganze Haus war bald in Bewegung — man sah Licht und hörte Schritte; in der Veranda drängten sich ängstliche Gesichter und blickten thränenfeucht durch die Glasthür; aber St. Clare sah nur jenen Ausdruck auf dem Antlitz der kleinen Schläferin.

„O, wenn sie nur noch einmal erwachen und sprechen wollte!" rief er aus, und beugte sich über sie und flüsterte ihr ins Ohr: „Liebe Eva!"

Die großen blauen Augen öffneten sich und ein Lächeln zog über ihr Gesicht; sie versuchte den Kopf zu erheben und zu sprechen.

„Kennst du mich, Eva?“

„Lieber Papa!“ sagte das Kind mit einer letzten Anstrengung, indem es die Arme um seinen Hals legte. Im nächsten Augenblick sanken sie wieder herab, und als St. Clare sich aufrichtete, sah er den Krampf des Todesschmerzes über das Gesicht ziehen; sie rang nach Atem und zuckte mit ihren kleinen Händen.

„O Gott, das ist entsetzlich!“ sagte er, sich schmerzerfüllt abwendend, und fast ohne zu wissen was er that, drückte er Tom die Hand. „O Tom, es bringt mich um!“

Tom hatte die Hand seines Herrn zwischen den seinen und blickte, das dunkle Gesicht von heißen Thränen überströmt, um Hilfe dort hinauf, wo er sie stets zu suchen gewöhnt war.

Das Kind lag keuchend und erschöpft auf dem Kissen, die großen Augen waren starr nach oben gerichtet. O, was sagten diese Augen, die so oft von dem Himmel sprachen? So feierlich, so geheimnißvoll war der strahlende Ausdruck dieser verklärten Züge, daß er selbst das Schluchzen des Schmerzes unterdrückte. Sie drängten sich in atemloser Stille um sie. „Eva!“ sagte St. Clare sanft. Sie hörte nicht. „O, Eva, sage uns, was du siehst“, fragte ihr Vater.

Ein hehres Lächeln zog über ihr Gesicht und sie sagte gebrochen: „O — Liebe! — Freude! — Friede!“ seufzte noch einmal und ging vom Leben zum Tode über.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Statuetten und Gemälde in Eva's Zimmer waren mit weißen Tüchern verhängt und das Licht stahl sich feierlich durch die geschlossenen Läden der Fenster herein.

Das Bett war weiß gedeckt und unter der Engelsfigur lag eine kleine, schlafende Gestalt in einem von den einfachen weißen Kleidern, die sie im Leben zu tragen pflegte. Die langen Wimpern lagen weich auf den reinen Wangen, der Kopf war ein wenig seitwärts gewendet, aber über alle Züge des Gesichts war der erhabene Ausdruck, das

Gemisch von Seligkeit und Ruhe verbreitet, welches bewies, daß es kein Schlaf, sondern die lange heilige Ruhe sei, welche „Er seinen Geliebten giebt".

So dachte St. Clare, als er mit verschränkten Armen vor ihr stand und auf sie herabblickte. O, wer kann sagen, was er dachte?

Auf den Simsen standen immer noch Blumen — sammetweiße, zart und duftend. Eva's Tischchen trug ihre Lieblingsvase mit einer weißen Moosrosenknospe. Während St. Clare in Gedanken versunken dastand, trippelte Rosa mit einem Korbe voll weißer Blumen ins Zimmer, dann öffnete die Thür sich abermals, und Topsy erschien mit von Thränen geschwollenen Augen, aber Rosa machte eine abweisende Geberde.

„O bitte, laß mich! ich habe eine Blume gebracht — eine so schöne!" sagte Topsy, indem sie eine halbaufgeblühte Theerosenknospe emporhielt; „bitte, laß mich nur die eine hinlegen."

„Laß sie!" rief St. Clare, mit dem Fuße stampfend; „sie soll kommen." Rosa zog sich rasch zurück und Topsy legte ihr Opfer zu den Füßen der Leiche nieder. Dann warf sie sich plötzlich mit einem wilden Schmerzensschrei neben dem Lager auf den Boden und schluchzte laut.

Miß Ophelia eilte in das Zimmer und versuchte sie aufzuheben.

„O, Miß Eva, Miß Eva! ich wollte, ich wäre auch tot! ja, das wollte ich!"

In dem Schrei lag eine herzerschütternde Verzweiflung, das Blut drängte sich in St. Clare's marmorbleiches Gesicht, die ersten Thränen standen in seinen Augen.

„Steh auf, Kind", sagte Miß Ophelia mit milderer Stimme, „Miß Eva ist in den Himmel gegangen."

„Aber ich kann sie nicht sehen!" rief Topsy, „ich werde sie nie wiedersehen! Sie hat gesagt, daß sie mich lieb habe, o Gott, sie hat es gesagt! Jetzt hat mich niemand mehr lieb!"

„Das ist leider wahr", sagte St. Clare.

Miß Ophelia erhob sie sanft und führte sie aus dem Zimmer; aber während sie es that, fielen auch aus ihren Augen Thränen. „Topsy, du armes Kind!" sagte sie, „gieb nicht alles verloren; ich kann dich lieb haben, wenn ich auch nicht wie jener liebe kleine Engel

bin. Ich hoffe, daß ich durch sie etwas von der Liebe Christi gelernt habe. Ich kann dich lieben, und ich werde versuchen, ob ich dir nicht behilflich sein kann, zu einem guten christlichen Mädchen aufzuwachsen."

Miß Ophelia's Stimme war eindrucksvoller als ihre Worte, und mehr als beide waren es die aufrichtigen Thränen, die ihr über die Wangen rollten. Von jener Stunde an erlangte sie einen Einfluß auf das Gemüt des verwaisten Kindes, den sie nie wieder verlor.

O, meine liebe Eva, deren kurzes Walten auf Erden so viel Gutes gethan hat, dachte St. Clare; welche Rechenschaft habe ich für meine langen Jahre abzulegen?

Eine Zeitlang vernahm man in dem Gemach leises Flüstern, als die Dienerschaft sich hereinstahl, um die Tote zu betrachten, und dann kam der kleine Sarg — und dann war ein Begräbniß, Wagen fuhren vor, Fremde kamen und setzten sich ein. St. Clare bewegte sich wie ein Mensch, der alle seine Thränen vergossen hat. Bis zum letzten Augenblick sah er nur ein einziges Ding — jenes goldene Köpfchen im Sarge; dann aber sah er das Tuch darüber breiten, den Deckel des Sarges schließen, und schritt nach einem Plätzchen am Fuße des Gartens hinab, und dort an der Rasenbank, wo sie und Tom so oft mit einander gesprochen hatten, war das kleine Grab.

Marie lag in unbezähmbarem Schmerz schluchzend und stöhnend, und jeden Augenblick die Dienstleistungen ihrer Leute verlangend auf dem Bett.

Tom folgte seinem Herrn, wohin er auch ging. Als er ihn so blaß und still in Eva's Zimmer sitzen und ihre kleine Bibel vor seine Augen halten sah, lag in jenem starren, thränenlosen Blick ein größerer Schmerz, als in allen Seufzern und Wehklagen Marien's.

Nach wenigen Tagen war die Familie St. Clare's wieder in der Stadt. St. Clare ging in den Straßen umher und bemühte sich, die Leere in seinem Herzen auszufüllen; niemand ahnte, daß die lächelnde Außenseite nur eine Schale über einem Herzen bildete, das ein dunkles, stummes Grab war.

„St. Clare ist ein sonderbarer Mann", sagte Marie zu Miß Ophelia; „ich habe geglaubt, daß, wenn er irgend ein Wesen auf

Erden liebe, es unsere gute, kleine Eva gewesen sei, aber er scheint sie sehr leicht zu vergessen."

„Stille Wasser sind tief, pflegt man zu sagen", antwortete Miß Ophelia.

„O, Missis, Mr. St. Clare ist wie ein Schatten geworden, die Leute sagen, daß er nie etwas ißt!" sagte Mammy; „ich weiß, daß er Miß Eva nicht vergessen hat; das liebe, kleine, selige Kind!"

„Nun, auf alle Fälle hat er keine Rücksicht für mich!" entgegnete Marie; „er hat kein teilnehmendes Wort gesprochen."

Tom hatte ihn in seine Bibliothek gehen sehen und trat leise ein. St. Clare lag am andern Ende des Zimmers auf dem Sopha, Eva's Bibel offen vor ihm.

Während er dastand, richtete sich St. Clare plötzlich auf — das treue, schmerzerfüllte Antlitz voll Liebe und Teilnahme schaute ihn an. Er legte seine Hände auf die des braven Tom und neigte seine Stirn darüber. „O mein Alter, die ganze Welt ist leer."

„Ich weiß es. Aber wenn der Master nur aufblicken könnte — hinauf, wo unsere teure Miß Eva ist! hinauf zu dem lieben Herrn Jesus."

„Ach Tom, ich blicke hinauf, aber das traurige dabei ist, daß ich nichts sehe. Es scheint nur Kindern und armen braven Menschen wie dir gegeben zu sein, zu sehen, was wir nicht erblicken können."

„Lieber Master, beten Sie zu dem guten Herrn: Herr, ich glaube! hilf meinem Unglauben!"

„Woher weißt du, daß es einen Christus giebt, Tom?"

„Ich habe ihn in meiner Seele gefühlt; o Master, als ich von meiner Frau und den Kindern hinweggverkauft wurde, war mir das Herz beinahe gebrochen; da stand der gute Herr mir bei und sagte: Sei ohne Furcht, Tom! Er brachte Licht und Freude in die Seele eines Armen — und ich bin so glücklich und liebe Alle, und fühle mich willig, den Willen des Herrn geschehen zu lassen. Ich weiß, daß es nicht von mir kommen konnte, denn ich bin ein armes, elendes Geschöpf."

Tom sprach mit strömenden Thränen und erstickter Stimme. St. Clare lehnte den Kopf auf seine Schulter und drückte die rauhe, treue, schwarze Hand.

„Tom, du liebst mich!“ sagte er.

„Ich bin bereit, mein Leben noch heute zu lassen, wenn der Master dadurch ein Christ werden könnte.“

„Armer thörichter Mensch!“ sagte St. Clare, indem er sich aufrichtete; „ich bin der Liebe eines guten, redlichen Herzens nicht wert.“

„O Master, es giebt noch Andere, die Sie lieben! Der Herr Jesus liebt Sie.“

„Wie kannst du das wissen?“ fragte St. Clare.

„Ich fühle es in meiner Seele. O Master, die Liebe zum Herrn ist besser als alles Wissen!“

„Seltsam!“ sprach St. Clare, „daß die Geschichte eines Mannes, der vor achtzehnhundert Jahren gestorben ist, auf die Menschen noch immer solchen Einfluß haben kann; aber er war kein Mensch“, fügte er plötzlich hinzu. „Kein Mensch hat je eine so lange lebensvolle Macht besessen. O, könnte ich nur glauben und beten.“

„O Master“, sagte Tom, „Miß Eva hat mir das vorgelesen. Ich wollte, der Master wäre so gut es zu lesen.“ Das Kapitel war das elfte im Evangelium Johannes — die rührende Erzählung von der Auferweckung des Lazarus. St. Clare las es laut.

„Tom“, fragte sein Herr, „dies alles ist für dich Wirklichkeit?“

„Ich kann es geradezu sehen, Master“, erwiderte Tom.

„Aber Tom, du weißt, daß ich weit mehr Kenntnisse besitze als du, wenn ich dir nun sage, daß ich nicht an diese Bibel glaube? würde es nicht deinen Glauben erschüttern?“

„Um kein Stäubchen.“

„Tom, ich bin kein Ungläubiger, ich denke, daß Grund vorhanden ist, um zu glauben, und dennoch thue ich es nicht.“

„Wenn der Master nur beten wollte.“.

„Ich würde es thun, wenn bei meinem Gebet jemand zugegen wäre; komm, bete du und zeige, wie man es machen muß.“

Tom's Herz war voll, er schüttete es im Gebet aus; es war, als ob es ihn Eva näher bringe.

„Ich danke dir, mein Alter“, sagte St. Clare, „ich höre dich gern, aber jetzt geh und laß mich allein; ein anderes Mal werde ich mehr mit dir sprechen.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Alle Hoffnungen im Leben St. Clare's hatten sich seiner unbewußt auf Eva gerichtet, für sie hatte er sein Vermögen verwaltet, Pläne zur Einteilung seiner Zeit gemacht, und dies war so lange seine Gewohnheit gewesen, daß jetzt für ihn nichts mehr zu denken und zu thun zu sein schien.

St. Clare las die Bibel seiner kleinen Eva mit Aufmerksamkeit, er dachte practischer über sein Verhältniß zu seiner Dienerschaft nach, und bald nach seiner Rückkehr nach New-Orleans begann er die gesetzlichen Schritte zur Freigebung Tom's. Mittlerweile gewann er Tom mit jedem Tage lieber. In der ganzen weiten Welt gab es nichts, was ihn mehr an Eva erinnerte, und er bestand darauf, ihn fortwährend um sich zu haben. Man konnte sagen, daß er gegen Tom beinahe laut dachte.

„Nun, Tom", sagte St. Clare, „ich will dich zu einem freien Manne machen; mache dich zum Aufbruch nach Kentucky bereit."

Der Strahl von Freude, welcher in Tom's Gesicht aufblitzte, und sein inniges „Gott sei gelobt!" brachten St. Clare einigermaßen aus der Fassung.

„Ei Tom, meinst du nicht, daß du es besser hast, als wenn du frei wärest?"

„Nein, gewiß nicht, Mr. St. Clare", erwiderte Tom.

„Du hättest mit deiner Arbeit doch nicht solche Kleider und ein solches Leben verdienen können."

„Das weiß ich, Master. Der Master ist nur zu gut gewesen; aber ich will lieber alles geringer haben, wenn es mein ist. Ich denke, das ist ganz natürlich."

„Das glaube ich und in ein paar Monaten wirst du fortgehen und mich verlassen."

„Ich thue es nicht, so lange der Master in Not ist", sagte Tom.

„Nicht, so lange ich in Not bin, Tom?" fragte St. Clare. „Und wann wird meine Not vorüber sein?"

„Wenn Mr. St. Clare ein Christ sein wird", antwortete Tom.

„Und du willst wirklich bei mir bleiben, bis dieser Tag kommt?"

fragte St. Clare und legte seine Hand auf Tom's Schulter. „Du gute treue Seele, ich will dich nicht bis zu dem Tage festhalten. Geh heim zu Frau und Kindern und grüße sie von mir."

„Ich habe den Glauben, daß der Tag kommen wird", sagte Tom mit Thränen in den Augen; „der Herr hat Arbeit für den Master."

„Arbeit? Nun, Tom, laß hören."

„Selbst ein armer Bursche wie ich hat Arbeit vom Herrn, und Mr. St. Clare, der Gelehrsamkeit und Reichtum und Freunde besitzt — wie viel könnte er für den Herrn thun!"

Marie St. Clare fühlte Eva's Verlust so tief, wie sie zu fühlen vermochte, und da sie eine Frau war, welche ein großes Talent dazu besaß, jedermann unglücklich zu machen, so hatte ihre Umgebung noch stärkeren Grund, den Verlust ihrer jungen Herrin zu beklagen, besonders die arme Mammy war ganz zu Boden gedrückt und wurde stets gescholten.

Miß Ophelia fühlte den Verlust, aber in ihrem rechtschaffenen Herzen trug er Früchte für das ewige Leben. Sie war milder, fleißiger in den Belehrungen, welche sie Topsy erteilte und scheute sich nicht mehr vor ihrer Berührung.

Eines Tages, als Miß Ophelia Topsy rufen ließ, verbarg sie beim eintreten etwas im Busen.

„Was thust du da, du Teufelsbrut? ich bin überzeugt, daß du wieder etwas gestohlen hast!" rief Rosa, indem sie sie unsanft am Arm erfaßte.

„Laß mich zufrieden", sagte Topsy, sich losreißend, „was ich thue, geht dich nichts an."

Das Geschrei zog Miß Ophelia und St. Clare herbei.

„Sie hat gestohlen", sagte Rosa.

„Nein, das habe ich nicht!" rief Topsy schluchzend.

„Gieb es mir, was es auch sein mag!" befahl Miß Ophelia.

Topsy zog ein in einen alten Strumpf gewickeltes Päckchen aus ihrem Busen. Miß Ophelia öffnete es. Es bestand aus einem kleinen Buche, welches Topsy von Eva zum Geschenk erhalten hatte und das für jeden Tag des Jahres einen Vers der heiligen Schrift enthielt, und in einem Papierchen die ihr gegebene Haarlocke.

St. Clare wurde von dem Anblick tief ergriffen; das kleine Buch war in einen schwarzen Kreppstreifen eingewickelt.

St. Clare lächelte, aber in seinen Augen standen Thränen: „Weine nicht, du sollst die Sachen behalten"; und er wickelte dieselben zusammen, warf sie ihr in den Schooß und zog Miß Ophelia mit sich in das Wohnzimmer.

„Wem soll dieses Kind gehören? dir oder mir?" fragte Miß Ophelia.

„Ich habe sie dir ja gegeben!" sagte Augustin.

„Aber nicht gesetzlich! Ich verlange sie deshalb, damit ich das Recht habe, sie in die freien Staaten mitzunehmen und ihr die Freiheit zu geben."

„Schon gut", erwiderte St. Clare, „es soll geschehen", setzte sich nieder und entfaltete eine Zeitung.

„Komm, hier ist Schreibzeug — stelle mir ein solches Document aus."

„Was soll das heißen?" rief er; „kannst du dich nicht mit meinem Wort begnügen?"

„Du kannst sterben oder bankerott machen, und dann wird Topsy in die Auction geschickt."

„Du bist wirklich sehr vorsichtig. Nun, es wird wol nicht anders gehen, als daß ich nachgebe!" Und St. Clare schrieb schnell eine Schenkungsurkunde, und unterzeichnete seinen Namen in mächtigen Buchstaben. „Da hast du es schwarz auf weiß, Miß Vermont", sagte er.

„So ist's recht", versetzte Miß Ophelia lächelnd, „muß es aber nicht eine Zeugenunterschrift haben?"

„O, welche Plage!" Er öffnete die Thür und rief: „Komm einmal her, Marie — setze deinen Namen hierhin."

„Was soll das?" fragte Marie, indem sie das Papier durchlief; „lächerlich! ich hätte die Cousine wirklich für zu fromm gehalten, um dergleichen entsetzliche Dinge zu thun", fügte sie hinzu, indem sie flüchtig ihren Namen darunter schrieb.

„Da, jetzt ist sie mit Leib und Seele dein!" sagte St. Clare, ihr das Papier reichend.

Miß Ophelia, die sich selten lange in Marien's Gesellschaft aufhielt, folgte St. Clare in das andere Zimmer.

„Augustin, hast du schon für den Fall deines Todes Vorkehrungen wegen deiner Dienerschaft getroffen?"

„Nein", antwortete St. Clare.

„Dann wird sich vielleicht alle deine Nachsicht gegen sie dereinst als eine sehr große Grausamkeit erweisen."

St. Clare hatte schon oft das nämliche gedacht. „Nun, ich werde nächstens Vorkehrungen für sie treffen."

„Wann?" fragte Miß Ophelia.

„In diesen Tagen."

„Wie aber, wenn du vorher sterben solltest?"

„Was hast du nur, Cousine?" fragte St. Clare. „Meinst du, daß sich Symptome vom gelben Fieber oder von der Cholera an mir zeigen, daß du mit solchem Eifer Verfügungen für den Fall meines Todes treffen möchtest."

„Mitten im Leben sind wir im Tode", erwiderte Miß Ophelia.

St. Clare stand auf, legte die Zeitung weg und schritt zu der Thür, um dem Gespräch ein Ende zu machen. Er wiederholte das Wort: „Tod" und als er am Geländer stehend, das glitzernde Wasser des Springbrunnens steigen und fallen sah, wiederholte er abermals das geheimnißvolle Wort, welches eine so furchtbare Gewalt besitzt.

„Seltsam, daß es ein solches Wort giebt!" sagte er, „und daß wir es stets vergessen, daß wir heut lebend, voll Hoffnungen, Wünsche und Bedürfnisse, und morgen auf ewig und gänzlich verschwunden sein können!"

Es war ein warmer Abend und als er nach dem andern Ende der Veranda ging, sah er Tom eifrig mit seiner Bibel beschäftigt.

„Soll ich dir vorlesen, Tom?" fragte St. Clare, indem er sich neben ihn setzte.

„Wenn der Master so gut sein will."

St. Clare nahm das Buch und begann einen von den Versen zu lesen, welche Tom mit seinen Nägelstrichen bezeichnet hatte: „Wenn aber des Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit. Und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet."

„Tom", sagte er, „die Leute, die hier so hart mitgenommen werden, scheinen ganz dasselbe gethan zu haben wie ich — sie scheinen ein behagliches Leben geführt zu haben." Er war zerstreut und nachdenklich; nach dem Thee kehrte er mit Marien und Miß Ophelia stumm in das Wohnzimmer zurück.

Marie legte sich auf ein Ruhebett unter einem seidenen Moskitovorhange und sank bald in tiefen Schlaf. Miß Ophelia beschäftigte sich mit ihrem Strickstrumpf, St. Clare setzte sich an den Flügel und begann eine sanfte, wehmütige Melodie. Nach einiger Zeit nahm er ein altes Notenbuch heraus und begann es durchzusehen.

„Hier, dies war eines von den Büchern meiner Mutter, und das ist ihre Handschrift; dies hat sie nach Mozart's Requiem gemacht. Es waren Worte, die sie oft zu singen pflegte, es ist mir, als ob ich sie hörte."

Er schlug einige majestätische Accorde an und begann lateinisch das alte erhabene „Dies irae" zu singen.

Tom wurde von den Tönen an die Thür gelockt, wo er aufmerksam lauschend stehen blieb. Natürlich verstand er die Worte nicht, aber die Musik und die Art des Gesanges schienen einen starken Eindruck auf ihn zu machen.

Dann saß St. Clare, den Kopf auf die Hand gestützt, einige Augenblicke da und begann darauf im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ich weiß nicht, was mich heut Abend so sehr auf den Gedanken an meine Mutter bringt", sagte er, „ich habe ein Gefühl, als ob sie mir nahe wäre. Ich werde noch einige Augenblicke auf die Straße hinuntergehen und hören, was es neues giebt." Er nahm seinen Hut und verließ das Haus.

Tom fragte, ob er ihn begleiten solle.

„Nein, mein Alter", sagte St. Clare, „ich werde in einer Stunde wieder zurück sein."

Tom setzte sich unter der Veranda nieder. Es war ein mondheller Abend, er dachte an seine Heimat und daß er bald ein freier Mann sein werde und wenn er wolle, dorthin zurückkehren könne. Er freute sich darauf, wie er arbeiten wollte, um seine Frau und Kinder loszukaufen. Er dachte an seinen edeln jungen Herrn und betete für ihn, dann gingen seine Gedanken auf Eva über, die er sich jetzt unter

Engeln dachte. Und unter diesen Träumereien schlief er ein, und es war ihm, als ob sie mit einem Jasminzweige im Haar, mit gerröteten Wangen und strahlenden Augen auf ihn zuspringe; während er aber noch hinsah, schien sie sich vom Boden zu erheben, eine goldene Glorie schien ihr Haupt zu umgeben, sie entschwand seinen Blicken und Tom wurde durch ein lautes klopfen an der Thür geweckt.

Er eilte zu öffnen, und mit schwerem Schritt traten mehrere Männer ein, die einen in einen Mantel gehüllten und auf einem Fensterladen liegenden Körper trugen. Das Licht der Lampe fiel auf das Gesicht und Tom stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der durch das ganze Haus widerhallte, als die Männer mit ihrer Last nach der offenen Thür des Wohnzimmers schritten, in welchem Miß Ophelia noch mit stricken beschäftigt saß.

St. Clare war in ein Kaffeehaus gegangen, um eine Abendzeitung zu lesen. Ein Streit zwischen zwei halb betrunkenen Männern erhob sich, St. Clare und einige Andere machten den Versuch, sie zu trennen und St. Clare erhielt dabei einen tötlichen Stich in die Seite.

Das Haus war voll Geschrei und Wehklagen, die Dienerschaft riß sich das Haar aus, warf sich auf den Boden oder lief verzweiflungsvoll jammernd umher. Nur Tom und Miß Ophelia schienen einige Geistesgegenwart zu bewahren, denn Marie lag in Krämpfen. St. Clare war vor Schmerz und Blutverlust in Ohnmacht gesunken; als aber Miß Ophelia Belebungsversuche anwendete, kam er wieder zu sich, schlug die Augen auf und ließ den Blick im Zimmer umher schweifen, bis er endlich auf dem Portrait seiner Mutter ruhte.

Jetzt kam der Arzt; der Ausdruck seines Gesichts verkündete augenscheinlich, daß keine Hoffnung vorhanden sei, aber er verband die Wunde, und verrichtete diese Arbeit unter dem Schluchzen und Jammern der Dienerschaft, die sich um die Thüren und Fenster der Veranda drängte.

„Nun müssen wir diese Leute fortschicken", sagte der Arzt, „es hängt alles davon ab, daß der Verwundete ruhig gehalten wird." St. Clare öffnete die Augen und blickte starr auf die bekümmerten Leute. „Die armen Geschöpfe!" sagte er, und ein Ausdruck bitteren Selbstvorwurfs zog über sein Gesicht. Adolph weigerte sich entschieden zu gehen. Aller Geistesgegenwart beraubt, warf er sich auf den

Boden nieder. Die Uebrigen gaben Miß Ophelia's dringenden Vorstellungen nach.

St. Clare konnte nur wenig sprechen. Nach einiger Zeit legte er seine Hand auf die des neben ihm knieenden Tom und sagte: „Tom! armer Alter!"

„Weshalb, Master?" fragte Tom ernst.

„Ich sterbe", sagte St. Clare ihm die Hand drückend, „bete!"

Und Tom betete für die Seele, welche die Erde verlassen sollte, die Seele, die so wehmütig aus den großen, blauen Augen blickte. Als Tom zu sprechen aufhörte, streckte St. Clare die Hand aus und ergriff die seine, denn an den Pforten der Ewigkeit halten die schwarze und die weiße Hand einander mit gleicher Innigkeit.

Seine Lippen bewegten sich in Zwischenräumen, als Teile der Hymne ihm einfielen.

„Er phantasiert!" sagte der Arzt.

„Nein! er geht endlich heim!" sagte St. Clare vernehmlich.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Als St. Clare seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, bemächtigte sich seines ganzen Hauses Schrecken und Bestürzung; er war in der Blüte und Kraft seiner Jugend hingerafft worden. Alle Zimmer des Hauses hallten von Schluchzen und Jammergeschrei wider.

Miß Ophelia war bis zum letzten Augenblick bei ihrem Vetter geblieben; sie war ganz Aufmerksamkeit gewesen, hatte das wenige, was sich thun ließ, gethan und sich von ganzer Seele den innigen Gebeten, welche Tom für die Seele seines sterbenden Herrn sprach, angeschlossen.

Tom war von Gedanken an die Ewigkeit erfüllt, und während er mit Dienstleistungen um den leblosen Staub beschäftigt war, bedachte er nicht, daß der plötzliche Schlag ihn in hoffnungsloser Sklaverei zurückgelassen habe.

Das Begräbniß ging vorüber und dann kam die ewige Frage: „Was jetzt?"

Sie stieg in Marien's Geist auf, sie trat vor Ophelia, sie drängte sich mit Schrecken der Dienerschaft auf, die den gefühllosen Charakter der Herrin nur zu gut kannte.

Wenige Tage darauf stand Tom nachdenklich an einem Balkon, wo Adolph zu ihm trat.

„Weißt du, Tom, daß wir alle verkauft werden?" fragte er.

„Wo hast du das gehört?"

„Ich habe mich hinter den Fenstervorhängen versteckt, als die Missis mit dem Advocaten sprach."

„Gottes Wille geschehe!" sagte Tom mit einem tiefen Seufzer. Er wendete sich ab, sein Herz war übervoll. Die Hoffnung auf die Freiheit, der Gedanke an seine ferne Frau und Kinder erhoben sich vor seiner geduldigen Seele. Er unterdrückte die bitteren Thränen und versuchte zu beten. Dann suchte er Miß Ophelia auf, die ihn seit St. Clare's Tode mit achtungsvoller Güte behandelt hatte. „Miß Feely", sagte er, „Master St. Clare hat mir meine Freiheit versprochen, wenn Miß Feely jetzt vielleicht so gut sein wollte, mit der Missis darüber zu sprechen."

„Ich will mein möglichstes thun", erwiderte Miß Ophelia, „wenn es aber von Mrs. St. Clare abhängt, so kann ich nicht viel für dich hoffen."

Die gute Dame nahm ihr Strickzeug und beschloß, sich mit aller Geschicklichkeit, deren sie fähig war, für Tom zu verwenden.

Marie lag auf einem Ruhebett, während Jane Proben von dünnen, schwarzen Stoffen vor ihr ausbreitete. „Das geht an", sagte Marie, „ich weiß nur nicht, ob es passende Trauer ist."

„Gott, Missis", erwiderte Jane, „die Generalin Derbennon hat nach dem Tode des Generals ganz das nämliche getragen."

„Was sagen Sie dazu?" fragte Marie Miß Ophelia.

„Das ist wol Geschmackssache", antwortete diese; „Sie können das besser beurteilen als ich."

„Nun", sagte Marie, „ich habe kein einziges Kleid, und da ich künftige Woche fortgehe, muß ich mich für etwas entscheiden."

„Gehen Sie schon so bald?"

„Ja, St. Clare's Bruder hat geschrieben, daß es am besten sein wird, die Dienerschaft und Möbel zur Auction auszusetzen."

„Ich möchte mit Ihnen über etwas reden", sagte Miß Ophelia. „Augustin hat Tom die Freiheit versprochen und die gesetzlichen Förmlichkeiten eingeleitet; ich hoffe, daß Sie Ihren Einfluß anwenden werden, um sie vervollständigen zu lassen."

„Das werde ich keineswegs thun", entgegnete Marie kurz. „Tom ist einer der wertvollsten Diener. Wozu braucht er die Freiheit."

„Aber sein Herr hat sie ihm versprochen und er ist so fleißig und fromm!"

„O Sie brauchen mir das nicht zu sagen; ich habe hunderte gesehen, die eben so gut sind wie er."

„Aber bedenken Sie die Möglichkeit, daß er einen harten Herrn erhält", sagte Miß Ophelia.

„Es kommt unter hundert Fällen kaum einmal vor, daß ein guter Sklave einen schlechten Herrn bekommt. Ich bin hier geboren und aufgewachsen, und habe nie einen Herrn gekannt, der nicht seine Leute so gut behandelt hätte als es zweckmäßig war."

„Nun," sagte Miß Ophelia, „ich weiß, daß es einer der letzten Wünsche Ihres Mannes war, daß Tom seine Freiheit haben solle — es war ein Versprechen, welches er der lieben kleinen Eva auf ihrem Sterbebett gegeben hat, und ich hätte nicht geglaubt, daß Sie es unbeachtet lassen würden."

Marie begann zu schluchzen und mit großer Heftigkeit ihr Riechfläschchen anzuwenden.

„Gegen mich sind Alle! Die Menschen sind so rücksichtslos; ich hätte nicht erwartet, daß Sie mir diese Erinnerungen an mein Unglück zurückrufen würden. Ich hatte nur eine einzige Tochter, und sie wurde mir genommen! ich hatte einen Gatten, der gerade zu mir paßte — auch ihn mußte ich verlieren! Ich glaube wol, daß Sie es gut meinen, aber es ist sehr rücksichtslos!"

Und Marie rang nach Atem und rief Mammy, und in der allgemeinen Verwirrung stahl sich Miß Ophelia in ihr Zimmer.

Sie sah ein, daß es nichts nützen würde, weiter etwas zu sagen. Sie that daher das beste, sie schrieb einen Brief an Mrs. Shelby, worin sie über Toms Not berichtete und sie bat, ihm zu Hilfe zu kommen.

Am folgenden Tage wurden Tom, Adolph und noch ein halbes Dutzend andere Diener nach dem Sklavenmagazin gebracht, um dort verkauft zu werden.

Ein Sklavenmagazin in New-Orleans ist ein hübsches Haus, wo man täglich unter einer Art von Wetterdach Reihen von Männern und Frauen sehen kann, die als Aushängeschilder der im Innern zu verkaufenden Waare dastehen.

Die von dem Sohne Gottes erlösten, unsterblichen Seelen können verkauft, verpfändet, vermietet, vertauscht werden, wie es gerade kommt.

Die Neuangekommenen wurden für die Nacht in ein langes Zimmer gewiesen, wo eine Menge Männer jeden Alters, jeder Größe und Hautfarbe versammelt waren, und aus welchem ihnen Gelächter entgegenschallte.

„Aha, so ist's recht! nur zu, Jungens!" rief der Aufseher, Mr. Skeggs. „Meine Leute sind immer lustig. Sambo, wie ich sehe!" sagte er belobend zu einem kräftigen Neger, der gemeinkomische Streiche ausführte.

Tom war nicht in der Gemütsverfassung, um in die Heiterkeit einzustimmen.

„Was thust du hier?" fragte Sambo, indem er zu Tom trat und ihn spaßhaft in die Seite stieß.

„Ich soll morgen in der Auction verkauft werden", entgegnete Tom.

„In der Auction verkauft werden?" haha! ist das nicht ein Spaß? ich wollte, ich könnte auch mit fortgehen, ich sage euch, ich würde sie zum lachen bringen. Geht die ganze Masse morgen fort?" fragte Sambo, seine Hand auf Adolph's Schulter legend.

„Sei so gut, mich loszulassen", erwiderte Adolph heftig.

„Aha, Jungens, das ist einer von den weißen Niggern und auch parfümiert!" sagte er schnüffelnd. „Der würde für einen Tabaksladen passen."

„Ich habe dir gesagt, daß du mich zufrieden lassen sollst!" Adolph wütend.

Sambo ahmte Adolph's Benehmen komisch nach. „Wir sind wol in einer guten Familie gewesen?"

„Ja", erwiderte Adolph, „ich habe der St. Clare'schen Familie angehört."

„Wirklich? ich will mich hängen lassen, wenn sie nicht froh sind, daß sie dich los werden.“

Adolph fuhr auf seinen Gegner los und der Lärm lockte den Aufseher an die Thür.

„Was ist, Jungens? Ordnung!“ rief er, indem er eine große Peitsche schwang.

Die Sklaven stoben auseinander; nur Sambo blieb. „Gott, Master, wir sind ganz ruhig gewesen — es sind die Neuen hier, sie haben die ganze Zeit auf uns gespöttelt.“ Der Aufseher teilte unter sie Fußtritte und Püffe aus, worauf er den Befehl hinterließ, gute Jungen zu sein und sich schlafen zu legen.

In dem Gemach, welches den Frauen angewiesen war, lagen sie auf dem Boden ausgestreckt.

Eine von ihnen ist eine gut gekleidete Mulattin mit milden Augen und einem sanften, einnehmenden Gesicht. Dicht an sie geschmiegt ist ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren — ihre Tochter. Sie ist eine Quadronin, wie man an ihrer helleren Hautfarbe sieht, hat dasselbe milde, dunkle Auge, aber mit längeren Wimpern und lockiges Haar von glänzendem Braun. Auch ist sie sauber gekleidet und hat zarte, weiße Hände.

Diese beiden sollen morgen mit den Dienern St. Clare's verkauft werden.

Susanne und Emmeline waren die Dienerinnen einer liebenswürdigen, frommen Dame in New-Orleans gewesen, welche sie sorgfältig unterrichtet hatte. Sie konnten lesen und schreiben, waren mit den Wahrheiten der Religion bekannt und hatten ein glückliches Loos gehabt; aber der Sohn ihrer Beschützerin hatte die Verwaltung ihres Eigentums, verschwendete es durch unordentlichen Lebenswandel und machte endlich Bankerott.

„Mutter, lege deinen Kopf auf meine Schulter und sieh, ob du nicht ein wenig schlafen kannst“, sagte das Mädchen.

„Ich kann nicht schlafen, Emmeline. Es ist vielleicht die letzte Nacht, die wir beisammen sind.“

„Vielleicht werden wir zusammen verkauft, Mutter.“

„Ich möchte, daß du morgen dein Haar gerade zurück kämmtest“, sagte Susanne.

„Wozu, Mutter? ich sehe auf diese Weise lange nicht so gut aus."

„Es würde dich eher eine respectable Familie kaufen, wenn sie sähe, daß du einfach und anständig bist."

„Dann werde ich es thun."

„Und, Emmeline, wenn wir einander nach dem morgenden Tage nicht wiedersehen sollten — so vergiß nie, wie du erzogen worden bist, und was dir die Missis gesagt hat. Nimm deine Bibel und dein Gebetbuch mit, und wenn du dem Herrn treu bleibst, so wird er auch treu gegen dich sein."

Er erscheint ihr als eine Verschlimmerung ihres Looses, wenn sie bedenkt, wie fromm sie erzogen worden sind. Aber sie erblickt kein anderes Hilfsmittel als das Gebet.

Die Mondstrahlen schauen herein und zeichnen die Eisenstäbe der Gitterfenster ab. Mutter und Tochter singen zusammen eine sanfte Melodie, welche unter den Sklaven üblich ist.

Aber nun wird es Morgen und der wackere Mr. Skeggs ist geschäftig, denn es soll Waare zur Auction vorbereitet werden.

„Was ist das?" fragte er, vor Susanne und Emmeline tretend; „wo sind deine Locken, Mädchen?"

Das Mädchen blickte schüchtern auf und ihre Mutter antwortete: „Ich habe ihr gestern Abend gesagt, daß sie ihr Haar glatt und nett aufstecken soll. Es sieht anständiger aus."

„Dummes Zeug!" entgegnete der Mann in gebieterischem Ton; „du machst dir ordentliche Locken!" Er schwippte mit seinem spanischen Rohr durch die Luft und fügte hinzu: „Daß du schnell wieder da bist! Und du hilfst ihr."

Unter einer prächtigen Kuppel bewegten sich Männer aller Nationen über das Marmorpflaster hin und her. Auf allen Seiten des runden Raumes befanden sich Erhöhungen für die Redner und den Auctionator. Hier war die Dienerschaft St. Clare's, und hier warten auch Susanne und Emmeline.

Eine Anzahl von Zuschauern und Kauflustigen hatte sich um die Gruppe versammelt und untersuchte sie.

„Alf, was führt dich hierher?" sagte ein junger Stutzer zu einem modisch gekleideten jungen Manne, welcher Adolph durch die Lorgnette besichtigte.

„Ich brauche einen Kammerdiener und habe gehört, daß St. Clare's Leute versteigert werden."

„St. Clare's Leute sind verzogene Nigger, unverschämt wie der Teufel", erwiderte der Andere.

„Das hat nichts zu sagen", entgegnete der Erstere, „wenn ich sie erhalte, werde ich ihnen bald die vornehmen Grillen vertreiben. Ich werde den Burschen kaufen, seine Gestalt gefällt mir."

Tom hatte aufmerksam die Menge betrachtet, und nach einem gesucht, von dem er gewünscht hätte, daß er sein Herr werden möge.

Kurz vor dem Beginn der Versteigerung drängte sich ein Mann in einem auf der Brust weit offenen Hemd und beschmutzten Beinkleidern durch die Menge, kam zu der Gruppe heran und begann sie zu untersuchen.

Von dem Augenblick an, wo ihn Tom sah, fühlte er ein Grausen vor ihm. Er war augenscheinlich von riesenhafter Stärke. Seine Hände waren ungeheuer groß, schmutzig, mit langen, unsauberen Nägeln. Dieser Mann untersuchte Tom, riß ihm den Mund auf, ließ ihn den Aermel aufstreifen, wendete ihn um und ließ ihn Sprünge machen.

„Wo bist du aufgezogen?" fragte er in barschem Ton.

„In Kentuck, Master", antwortete Tom.

„Was hast du gethan?"

„Das Gut des Herrn verwaltet."

„Eine wahrscheinliche Geschichte", sagte Jener kurz.

Er blieb vor Dolph stehen, spie auf dessen blankgeputzte Stiefel, und ging weiter. Vor Susanne und Emmeline blieb er abermals stehen.

Die Versteigerung begann. Adolph wurde für eine bedeutende Summe an den jungen Mann verkauft, und die übrigen Leute St. Clare's fielen Anderen zu.

„Nun, mache dich auf, Bursche, hörst du?" sagte der Auctionator zu Tom.

Tom trat auf den Block, alles schien sich zu einem undeutlichen Lärm zu verschmelzen — das Rufen des Auctionators, die Aufeinanderfolge französischer und englischer Gebote und der letzte Schlag des Hammers. Tom hatte einen Herrn. Er wurde von dem Block

geschoben, der schmutzige Mann erfaßte ihn rauh an der Schulter und sagte in barschem Ton: „Da bleibst du stehen." Tom brachte nur wenig ein. Susanne ist verkauft, sie steigt vom Block — sieht sich um — ihre Tochter streckt die Hände nach ihr aus. Sie blickt in das Gesicht dessen, der sie gekauft hat — eines anständigen Mannes von wohlwollendem Aussehen. „O, Master, seien Sie so gut, meine Tochter zu kaufen!"

„Ich möchte wol, aber ich fürchte, daß ich es nicht kann", erwiderte der Mann.

Nach wenigen Augenblicken sind die Gebote über seine Mittel hinausgegangen, er schweigt. Nur wenige Augenblicke — der Hammer fällt — ihr Herr ist Mr. Legree, der eine Baumwollenpflanzung am Red-River besitzt; sie wird zu Tom und zwei andern Männern gestoßen und weint.

Dem wohlwollenden Herrn thut es leid, aber die Sache läßt sich nicht ändern.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Im untern Raume eines kleinen Dampfbootes saß Tom — an Händen und Füßen Ketten.

Alles war an ihm vorübergezogen wie jetzt die Ufer, die Kentucky-Heimat mit Frau und Kindern, die St. Clare-Heimat mit ihrem Glanz und ihrer Pracht, das Goldköpfchen Eva's mit den frommen Augen, der heitere, stets gütige St. Clare — alles war verschwunden — und was ist an ihrer Stelle zurückgeblieben?

Simon Legree, Tom's Herr, hatte in New-Orleans acht Sklaven gekauft, und fuhr den Red-River hinauf.

Sobald das Boot abgefahren war, kam er herbei, um sie zu besichtigen. Vor Tom hielt er an und sagte: „Steh auf!" Tom stand auf. „Nimm das Halstuch ab!" Als Tom sich anschickte, diesen Befehl auszuführen, leistete er dadurch Beistand, daß er es ihm vom Halse riß und in seine Tasche steckte.

Hierauf wendete sich Legree zu Tom's Koffer, nahm ein paar alte Beinkleider und einen abgetragenen Rock heraus, indem er Tom's Hände von den Fesseln befreite: „Geh dort hin und zieh dich an!“ Tom gehorchte. „Zieh deine Stiefel aus!“

Da', sagte der Mann, indem er ihm ein Paar plumpe Schuhe zuwarf, „ziehe diese an.“ Tom hatte nicht vergessen, seine Bibel in die Tasche seines jetzigen Anzugs zu stecken. Mr. Legree begann Tom's Sachen zu plündern. Ein seidenes Taschentuch steckte er in seine eigene Tasche. Mehrere Kleinigkeiten schleuderte er in den Fluß. Tom's methodistisches Gesangbuch kam jetzt an die Reihe und wurde durchblättert. „Hm! natürlich fromm! Du gehörst also zur Kirche?“

„Ja, Master.“

„Nun, ich werde dir das bald abgewöhnen. Ich leide keinen betenden Nigger auf meinem Gute. Ich bin jetzt deine Kirche — du wirst thun, was ich sage!“

Etwas in dem stummen schwarzen Manne antwortete: „Nein“, und ihm kamen die Worte, welche Eva ihm oft vorgelesen hatte, ins Gedächtniß: Fürchte nichts, denn ich habe dich erlöst — ich habe dich nach meinem Namen genannt — du bist mein!“

Aber Simon Legree hörte keine Stimme. Er trug Tom's Koffer nach dem Vordercastell, unter lautem Gelächter wurden die Gegenstände verkauft und endlich der leere Koffer ausgeboten.

„Nun, Tom, nimm die Kleider gut in acht, auf meinem Gute muß ein Anzug ein Jahr lang halten.“

Hierauf ging Simon nach der Stelle, wo Emmeline saß. „Mein Kind“, sagte er, „sei guten Mutes.“

Der Blick des Entsetzens, mit dem ihn das Mädchen betrachtete, entging ihm nicht.

„Du wirst ein freundliches Gesicht machen, wenn ich dich anrede. Und du, altes Mondscheingesicht“, sagte er zu der Mulattin, an welche Emmeline gefesselt war, „du nimmst auch eine andre Miene an — das sage ich dir! Seht mich an! Blickt mir gerade ins Auge! gerade!“ rief er, mit dem Fuße stampfend.

„Seht ihr diese Faust? Befühle sie“, sagte er, sie auf Tom's Hand niederfallen lassend; „ich sage euch, daß diese Faust vom Niederschlagen von Niggern eisenhart geworden ist.“

Damit ging er fort, um ein Glas Brandy zu trinken. An einer kleinen Stadt hielt das Dampfboot an. Dort wurden Legree's Sklaven ausgeschifft.

Eine elende Straße führte zwischen Cypressensümpfen nach der Pflanzung hin, welche Tom künftig bewohnen sollte. Emmeline und die Mulattin saßen in einem Wagen, den Legree lenkte, von Zeit zu Zeit trank er dabei aus einer Flasche. Die männlichen Sklaven wanderten nebenher.

„Singt!“ befahl Simon. „Stimmt ein lustiges Lied an. Keine von euren Hymnen. Schnell!“

Die Aermsten begannen eins jener sinnlosen Negerlieder, welche unter den Schwarzen verbreitet sind, und in dieser erzwungenen Lustigkeit lag eine herzzerreißende Trauer. Weil sie aber mehr schrieen als sangen, war Legree zufrieden.

„So ist's recht, Jungens! Nur keine Kopfhängerei.“

Endlich erreichte das Fuhrwerk eine Allee von Chinabäumen, die zu dem Wohnhause führte. Ein reicher Mann hatte sich dieses mit Geschmack und Pracht erbaut, dann machte er Bankerott und Simon Legree erstand es billig. Jetzt waren die Fenster zum Teil zerschlagen, zum Teil mit Brettern zugenagelt, auf dem Hof sah man noch hier und da eine zerbrochene Vase, aus der ein vereinzelter Blumenzweig herabhing. Alles sah wüst und verkommen aus.

Mehrere zerlumpte Neger eilten herbei, ihren Herrn zu empfangen, einige Hunde erhoben ein wütendes Gebell und fielen die Neuankommenden an. Sie wurden nur mit Mühe von ihnen losgebracht.

„Da seht ihr, was euch bevorsteht, wenn ihr zu entfliehen versucht,“ sagte Legree mit rohem Lachen. „Sambo, Quimbo — alles in Ordnung?“

„Jawol, Master.“

„Sambo, nimm den Tom hier und führe ihn in die Quartiere. Du,“ wendete er sich zu Emmelinen, „kommst hier ins Haus.“

Ein dunkles Antlitz erschien für einen Augenblick an einem der Fenster, verschwand aber sogleich wieder. Sambo ging mit Tom zu den entlegenen Negerquartieren, eine lange Reihe elender Hütten, die jetzt sämmtlich leer waren.

Erst spät am Abend kehrten die Arbeiter heim, sie waren seit dem frühen Morgen auf dem Felde gewesen und nun müde und hungrig zum umsinken. Sambo verteilte Mais unter sie, den sie erst mahlen mußten, ehe sie ihre groben, trockenen Kuchen backen konnten.

„Da, friß," sagte Sambo, indem er Tom einen Sack mit einem Viertelscheffel Mais zuwarf, „diese Woche kriegst du nichts mehr."

An den wenigen Mühlen, die vorhanden waren, entstand Gedränge und Streit. Die Stärkeren stießen die Schwächeren fort. Tom wartete bis zuletzt, und dann mahlte er, von der Schwäche zweier Frauen gerührt, erst deren Korn. Dafür rösteten sie ihm seinen Kuchen.

Er saß indessen am Feuer und zog seine Bibel hervor. „Was ist das?" fragte eine der Frauen.

„Eine Bibel."

„Ich habe in Kentuck die Bibel oft lesen hören," sagte die andere Frau, „aber hier vernimmt man nur Geschrei und Fluchen."

„Was steht in der Bibel?" fragte die erste wieder.

Tom las: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

„Das klingt gut — wer sagt das?"

„Der Herr."

„Wenn ich wüßte, wo der Herr ist," erwiderte die Frau, „so würde ich zu ihm gehen. Ich bin so erschöpft, alle meine Glieder thun mir wehe — ich würde ihn bitten, daß er mir hilft." —

Am nächsten Morgen, als das Horn ertönte, mußten alle in die Felder hinaus, denn es war die Zeit der Baumwollenernte. Unter den Arbeitern befand sich eine Frau, die gut gekleidet erschien, zwischen dreißig und vierzig Jahre alt sein mochte und einmal sehr schön gewesen sein mußte. Die Anderen schienen sie zu kennen, denn Tom sah sie spöttische Blicke auf die Fremde heften und hörte scharfe Bemerkungen über sie. Auf dem Felde arbeitete sie in der Nähe Tom's und der Mulattin, die krank und schwach aussah und wenig thun konnte. Die Fremde pflückte die Baumwolle mit raschen und geschickten Händen, aber sie sprach kein Wort dabei.

Als Tom in die Nähe der Mulattin kam, die er fortwährend

seufzen und beten hörte, legte er eine Partie Baumwolle aus seinem Sack in den ihren.

„O, thue es nicht," sagte die Frau, „du weißt nicht, was dir dafür geschehen wird."

Sambo hatte es gesehen und lief herbei, seine Peitsche schwingend.

„Heda, Lucy!" rief er, „was soll das heißen? Du bist faul und wirst es nachher kriegen. Ich werde es dem Herrn sagen, daß du Baumwolle in ihren Sack gethan hast, du verdammter Nigger!"

Dabei gab er ihr einen Tritt und schlug Tom mit der Peitsche über das Gesicht.

Als er ging, erhob die Fremde ihre großen schwarzen Augen und legte eine Partie Baumwolle aus ihrem Sack in den Sack Onkel Tom's.

Sobald es dunkel wurde, zogen die Arbeiter nach der Wiegestube, wo Legree die Körbe und Säcke wog. „Tom hat fortwährend Baumwolle in Lucys Korb gelegt," berichtete Sambo.

„Er wird dressiert werden müssen," entgegnete sein Herr grinsend.

Nun kamen die armen Geschöpfe herbei und überreichten zitternd ihre Körbe. Tom hatte das richtige Gewicht, auch die Mulattin hatte es. Aber Legree sagte mit scheinbarem Zorn: „Nicht genug! Tritt bei Seite, du sollst es kriegen."

Dann folgten Andere, zuletzt die Fremde, die einige französische Worte zu Legree sprach, der den Stock erhob, als wolle er sie schlagen. Aber der Stock sank herab, als sie ihn zornig anblickte.

„Nun, Tom, will ich dich zum Aufseher machen," sagte Legree, „komm her und gieb der Mulattin eine Tracht Schläge."

„Ich bitte den Master um Verzeihung, ich habe das nie gethan und kann es auch nicht."

„Dann wirst du es lernen müssen!" schrie Legree, indem er ihn über das Gesicht und den Rücken schlug. „Wirst du es nun können?"

„Nein, Master. Ich will Tag und Nacht arbeiten, aber dies zu thun wäre unrecht."

Alle sahen ihn voll Schrecken an, Legree schäumte vor Wut. „Bin ich nicht dein Herr? Habe ich dich nicht gekauft, Leib und Seele?"

„Nein, Master, meine Seele gehört Ihnen nicht. Sie gehört dem, der mich erkauft hat mit seinem Blut."

Das wollen wir sehen," sagte Legree höhnisch. Nehmt diesen Burschen und schlagt ihn windelweich." Sambo und Quimbo ergriffen ihn und schleppten ihn hinaus.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Es war tiefe Nacht, Tom lag stöhnend in einem Raum des Maschinenhauses. Die Muskitos quälten ihn entsetzlich, noch mehr der brennende Durst.

„O guter Gott, hilf mir!" ächzte er. Da ertönten Schritte und das Licht einer Laterne traf seine Augen.

Die Fremde, Cassy war es. Sie erhob sein Haupt und setzte einen Becher mit Wasser an seine Lippen. Als er getrunken hatte, zog sie einen Strohsack herein, auf den sie nasse Leintücher gebreitet, und half ihm, sich hinauf zu rollen.

Sie setzte sich zu ihm und kühlte seine Wunden. „Es nutzt nichts, mein armer Bursche, daß du dich auflehnst," sagte sie. „Die Anderen sind es nicht wert, daß du dich für sie opferst."

Tom faltete die Hände: „O Jesus! hast du uns Arme ganz vergessen? O, Missis, sie haben meinen Rock in jene Ecke geworfen und in der Tasche steckt meine Bibel. Wenn die Missis so gut sein wollte, mir vorzulesen."

Cassy nahm das Buch und schlug eine stark bezeichnete Stelle auf: die Beschreibung des Todes Jesu. Sie las mit schwankender Stimme, und als sie an die Worte kam: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun — brach sie in Thränen aus.

„Wenn wir ihm nachfolgen könnten!" sagte Tom. „Aber wir müssen so schwer darum kämpfen."

„Vielleicht ist es der rechte Weg," murmelte Cassy. „Aber für die, welche nachgegeben haben, ist keine Hoffnung! — Ich bin in

prächtigen Zimmern aufgewachsen, lernte Französisch, Sticken, Musik. Dann starb mein Vater ganz plötzlich, und ich wurde verkauft. Der Mann, der mich erwarb, heiratete mich und wir hatten zwei Kinder, einen Knaben, der Henry genannt wurde, und eine Tochter, die Eliza hieß. Mein Mann ließ sich zum Spiel verleiten, und um seine Schulden bezahlen zu können, verkaufte er mich und die Kinder. Eines Tages kam ich an der Kalabuse vorbei und hörte einen Knaben schreien, der dort gepeitscht wurde — meinen Henry! Ich bat und flehte umsonst. Dann verlor ich in Angst und Schrecken das Bewußtsein, und als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem Verkaufshause. Ein Kapitän Stuart kaufte mich und versprach mir, meine Kinder aufzusuchen. Mein Sohn war nach dem Pearl-River gebracht worden, meine Tochter zu einer alten Frau. Doch dann brach die Cholera aus und Stuart starb daran. Ich wurde nun von einem zum andern verkauft, bis ich endlich in die Hände dieses Böswichts hier geriet."

Tom blickte ihr mitleidig in das Gesicht. „O Missis, ich wollte, Sie gingen zu dem, von dem Sie vorgelesen haben, er würde Sie trösten."

„Ich habe sein Bild gesehen," sagte Cassy, „aber er ist nicht hier." —

Das Wohnzimmer Legree's war groß, kalt und feucht, es brannte deshalb eine Kohlenpfanne im Kamin. Er saß davor und braute sich ein Glas Punsch. „Ich wollte, ich hätte mit Tom nicht angefangen," brummte er vor sich hin.

„Du hast deinen besten Arbeiter unbrauchbar gemacht," sagte Cassy, die eben eintrat. „Du wirst eine schlechte Ernte haben und deine Wette verlieren."

„Ich war ein Narr. Doch weshalb bot er mir Trotz!"

Die Thür öffnete sich, Sambo kam und überreichte Legree ein Päckchen.

„Das fanden wir bei ihm, Master."

Legree öffnete es. Ein Silberdollar fiel heraus und eine lange, blonde Locke, die sich um seinen Finger schlang. „Hölle und Teufel!" schrie er, indem er die Locke ins Feuer und den Dollar zum Fenster hinausschleuderte, „bleibe mir mit diesen Hexendingen vom Leibe!"

Er schlug nach Sambo, der eiligst hinausschlüpfte.

Was lag in der Haarlocke, daß der rohe, grausame Mann sich so vor ihr entsetzte?

Es gab eine Zeit, wo seine Mutter ihn mit frommen Liedern in den Schlaf sang, wo das Wasser der Taufe seine Stirn berührte. Aber als er heranwuchs, wurde er hart und wild, entlief seiner Mutter und ging zu Schiffe. Einmal kehrte er heim, das war sein Tag der Gnade. Seine Mutter flehte ihn an, von dem Bösen abzulassen, sich zu Gott zu wenden. Sie fiel vor ihm nieder, allein er stieß sie zurück und floh auf sein Schiff. Als er mit den Seeräubern, denn das waren seine Genossen, fluchte und zechte, brachte man ihm einen Brief, aus dem ihm eine lange blonde Locke entgegenfiel, die sich um seine Finger schlang. In dem Brief stand, daß seine Mutter gestorben sei und ihm vergeben habe. Er schleuderte die Locke und den Brief ins Feuer. Aber in der Nacht war es ihm oft, als erhebe sich eine weiße Gestalt vor ihm, als schlinge sich die Locke um seine Hände.

„Zum Teufel!" sagte er, „woher mag er sie haben? Sie sah gerade so aus wie — ich wollte, ich könnte es vergessen." Er trat hinaus in die Vorhalle und stieß in ein Horn. Das war das Zeichen, welches Sambo und Quimbo herbeirief, daß sie mit ihm trinken und singen sollten. —

Cassy ging hinauf zu Emmelinen, die zitternd auf den Lärm horchte.

„Ach, Cassy," sagte sie, „habe Mitleid mit mir, laß uns fliehen."

„Wir können nirgend hinfliehen als in unser Grab," entgegnete diese finster.

Legree ging berauscht zu Bett und träumte von einer verschleierten Gestalt, von einer kalten Hand, die ihn anrührte, von der Haarlocke, die ihm den Hals zuschnürte. Dann war es ihm, als stürze er in einen Abgrund.

Als er erwachte, schien die Sonne hell in das Gemach. Er erhob sich, trank ein Glas Brantwein und ging dann zu Tom.

„Nun, mein Junge, wie geht es dir? Siehst du ein, daß ich dich mürbe machen werde? Falle nieder und bitte mich um Verzeihung!"

Tom rührte sich nicht, Legree schlug mit der Peitsche nach ihm.

„Du denkst, was du bekommen hast, wäre etwas? Was meinst du, wenn ich dich an einen Baum binden und ein langsames Feuer um dich her anzünden ließe?"

„Sie können mich peitschen, mich verbrennen, mich verhungern lassen, Master. Aber wenn Sie mich getötet haben, können Sie nichts mehr thun, und dann kommt die Ewigkeit."

Legree streckte ihn mit einem Faustschlag zu Boden: „Hol dich der Teufel!"

Dreißigstes Kapitel.

Tom Loker befand sich unter der Pflege der Tante Dorkas. Er lag in einem sauberen Bett und fluchte über die Hitze. Dorkas nahm eine Decke von seinem Lager: „Ich wünschte, Freund, daß du vom fluchen und schwören abließest."

„Es mag alles zum Henker gehen! Der Bursche und das Mädchen sind hier, nicht? Sie würden am besten thun, wenn sie sich sobald als möglich auf den Weg machten. In Sandusky wird Marks ihnen auflauern. Hol ihn der Schwarze!"

„Thomas!" sagte Tante Dorkas vorwurfsvoll.

„Mütterchen, ich sage Ihnen, wenn sie mich zu straff halten, muß ich bersten. Und schärfen sie dem Mädchen ein, sich zu verkleiden." —

Tom Loker lag drei Wochen in dem Quäkerhause, dann verließ er es geheilt und um vieles besser. Er gab den Sklavenfang auf, wurde ein Jäger und Fallensteller in den Ansiedlungen und bewahrte den Quäkern ein dankbares Andenken. —

Georg und Eliza nützten den guten Rat Tom Lokers. Sie reisten ab, Eliza in einen Mann verwandelt. Der kleine Harry war in Mädchenkleider gesteckt worden und befand sich unter der Obhut einer Mrs. Smith, einer sehr achtbaren Dame aus den kanadischen

Niederlassungen, die gerade zu jener Zeit in ihre Heimat zurückkehrte.

Als Georg auf dem Dampfboot, welches sie nach Kanada bringen sollte, an dem Billetschalter stand, vernahm er hinter sich eine Stimme: „Ich habe jeden, der das Schiff betrat, genau angesehen. Sie waren nicht darunter, Mr. Marks."

„Man könnte das Weib kaum von einer Weißen unterscheiden," erwiderte eine andere Stimme. „Der Mann ist ein sehr heller Mulatte und hat ein Brandmal in der einen Hand."

Georgs Hand, mit welcher er die Billets und das herausgegebene Geld in Empfang nahm, zitterte, aber er hatte den Mut, sich langsam umzudrehen und die beiden Sprecher anzuschauen. Der eine war der Sekretair des Dampfbootes, der andere also Marks.

Als die Glocke zur Abfahrt läutete, sah Georg den Letzteren über die Planke an das Land zurückgehen. Das Boot durchfurchte bei herrlichstem Sonnenschein den Erisee; als es sich der kleinen Stadt Amherstberg näherte, standen die beiden Gatten zitternd vor Erregung auf dem Verdeck. Dann rafften sie ihr Gepäck zusammen, Mrs. Smith nahm Harry bei der Hand und verließ das Boot, Georg und Eliza folgten. Sie warteten, bis man sie von dem Boot aus nicht mehr sehen konnte, dann fielen sie nieder, küßten den Boden Kanadas und dankten Gott mit Thränen der Freude für ihre glückliche Rettung.

Mrs. Smith geleitete sie sodann zu der Wohnung eines Missionars, bei dem sie für die ersten Tage gastliche Aufnahme fanden.

Während Georg und Eliza hier ein neues, glückliches und freies Dasein begannen, befand sich Tom unter der Peitsche seines unbarmherzigen Herrn. Legree bestand darauf, daß er wieder Feldarbeit thun müsse, und Sambo unterstützte ihn dabei mit teuflischer Freude. Ein Tag nach dem anderen verstrich unter beständiger Pein, körperlichen und seelischen Schmerzen. Die Sklaven mußten selbst an den Sonntagen in das Feld und Tom war, nach der schlimmen Behandlung, die er erfahren, stets so erschöpft, daß seine müden Augen ihm den Dienst versagten, wenn er in seiner Bibel lesen wollte. Das drückte ihn schwerer, als Hunger und Schläge es thun konnten.

Legree fand ihn eines Abends an dem Feuer sitzend, wie er mit tiefer Mutlosigkeit das heilige Buch schloß und seufzte. „Aha!" sagte

er, „kann dein Gott dir endlich doch nicht helfen? Siehst du nun ein, wieviel klüger du gehandelt hättest, wenn du es mit mir hieltest?"

„Mag mir der Herr helfen oder nicht," entgegnete Tom, „so will ich doch fest an ihm bleiben und ihm vertrauen."

„O du Narr!" schrie Legree und schlug nach ihm, „denkst du, ich würde nicht durch deine alte schwarze Haut kommen und dich mürbe machen? Da kennst Du mich schlecht." Er stieß ihn mit dem Fuß von sich und ließ ihn halbtot liegen.

Vor Toms Augen schien alles um ihn her zu verbleichen. Aber aus den Schatten erhob sich die Gestalt eines blutenden, mit Dornen gekrönten Mannes. Eine göttliche, Ehrfurcht gebietende Geduld sprach aus den leidensvollen Zügen, seine Blicke sanken wie leuchtende Strahlen in das Herz des armen Tom. Dann verwandelte sich alles um ihn her in ein Meer von Licht, die Dornenkrone schimmerte wie flüssiges Gold, die Erscheinung beugte sich mitleidig zu ihm herab und er vernahm eine Stimme: „Wer überwindet, soll mit mir auf meinem Throne sitzen." —

Als Tom wieder zu sich kam, lag er neben dem erloschenen Feuer und der kalte Thau hatte ihn ganz durchnäßt. Aber in sein Herz war der Friede Gottes eingekehrt, er empfand weder Kälte, noch Hunger, noch Schmerzen, er fühlte sich losgelöst von allem Erdenkummer. Und eine Freudigkeit erfüllte ihn, die ihn fähig machte, alles zu dulden, selbst den Tod. —

Was Teufel ist in Tom gefahren? dachte Legree, und laut sagte er zu Sambo: „Der alte Neger ist ja ganz verändert. Gieb acht, er hat vielleicht Lust, davon zu laufen."

Tom nahm sich seiner Mitsklaven an, soviel er vermochte. Er half ihnen bei der Arbeit und erzählte ihnen von Jesus. Er las ihnen aus der Bibel vor und tröstete sie in ihrem Elend.

Cassy wollte mit Emmelinen entfliehen und forderte Tom auf, sie zu begleiten, vorher aber Legree zu töten. Die Gelegenheit dazu könne sie ihm leicht verschaffen. Aber Tom wies ihr Ansinnen mit ernsten Worten zurück. Sie solle allein fliehen, wenn es ohne Blutschuld geschehen könne, da sie nicht stark genug sei, der Sünde zu widerstehen.

„Mir aber," schloß er, „hat der Herr Arbeit gegeben, so daß ich diesen Ort nicht verlassen darf. Ich will gern sterben, wenn ich auch nur eine dieser armen Seelen zu retten vermag."

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Dachboden des Hauses war ein wüster Raum, mit Gerümpel angefüllt. Von ihm gingen allerlei unheimliche Gerüchte unter den Dienern um. Legree hatte dort oben einmal eine Sklavin eingesperrt und die Leute vernahmen Tagelang ihr Jammergeschrei, bis ihr lebloser Körper von oben herabgelassen und verscharrt wurde. Von da an hieß es, daß man in der Nacht Flüche, Geschrei und Stöhnen in der Dachkammer höre, und Jeder im Hause mied den Boden, die Treppe, welche hinaufführte, ja selbst den Gang zu dieser letzteren. Sogar Legree hörte ungern davon reden und hatte seit langer Zeit den Dachboden und die Treppe nicht mehr betreten.

Eines Tages kam er dazu, wie Cassy die Möbel aus ihrem Schlafzimmer bringen ließ. „Holla!" rief er, „Cassy! was ist wieder im Winde?"

„Ich ziehe um," sagte sie. „Ich möchte dann und wann ein wenig schlafen."

„Wer hindert dich daran?"

„Du wirst es erfahren," antwortete sie, indem sie ihn starr anblickte, „wenn du eine Nacht in meinem Zimmer zubringst. Das ist ein Stöhnen und Winseln, und ein Lärm, als ob Menschen mit einander rängen — das dauert oft die halbe Nacht."

Legree war blaß geworden. „Was soll denn dort oben sein?"

Cassy wußte, daß er sehr abergläubisch war. Darauf baute sie ihren Plan. Sie hatte den Hals einer Flasche in ein Astloch der Dachstube so gesteckt, daß der Wind hineinblies und klägliche Töne erzeugte. Wehte es aber stärker, so vernahm man ein lautes Kreischen. Auch wußte sie, daß der feste Blick ihrer großen, dunklen

Augen Legree in Furcht setzte, und sie war dadurch mehr seine Herrin als er ihr Herr geworden.

Eines Abends, als er noch spät vor seinem Feuer saß, wendete er sich plötzlich zu Cassy um, die in einem alten Buche las: „Glaubst du an Gespenster?" Es war eine unheimliche Nacht, der Wind pfiff in einzelnen Stößen um das Haus, daß Fenster und Thüren klapperten und der Rauch aus dem Kamin ins Zimmer schlug.

„Horch!" antwortete sie, „sie haben wieder angefangen."

„Es werden Ratten sein. Ich werde einmal nachsehen und meine Pistolen mitnehmen." Aber er rührte sich nicht vom Fleck und es war ihm sehr unbehaglich zu Mut.

Cassy ergriff ihn bei der Hand und öffnete die Thür. „Sind das Ratten?" Ein wilder Schrei ertönte von oben, Legree's Kniee schlotterten. „Komm hinauf — nimm deine Pistolen."

„Ich will nicht!" rief er.

Sie eilte durch den Gang nach der Treppe und diese hinauf. Oben öffnete sie die Thür der Dachstube, ein Windstoß fuhr herab und löschte das Licht, welches Legree in der Hand hielt, gleichzeitig ertönte zum zweitenmal das furchtbare Kreischen, daß sein Haar sich vor Entsetzen sträubte und er in das Zimmer zurückfloh. —

Cassy hatte nach und nach in der Nacht Lebensmittel, Kleider und Wäsche hinaufgebracht, sie war sicher, daß weder Legree noch ein Anderer es wagen würde, die verrufene Bodenkammer zu betreten.

Gegen Abend des nächsten Tages trat Cassy zu Emmelinen ein: „Komm, es ist die rechte Zeit. Legree ist fortgeritten."

„Aber sie werden uns sehen," wendete das junge Mädchen ein.

„Sie sollen auch. Wir fliehen in den Sumpf, so tief als möglich, damit sie uns nur mit den Hunden verfolgen können. In einem Bogen schleichen wir zur Hinterthür und auf den Boden hinauf. Dort sucht uns niemand und wir bleiben oben bis wir ohne Gefahr das Haus verlassen können. Komm."

Sie eilten an dem Negerquartier vorüber den Sümpfen zu, als sie eine Stimme hinter sich hörten, die ihnen befahl, stehen zu bleiben, aber es war nicht Sambo, sondern Legree selbst, der wieder umgekehrt war. Emmeline sank halb ohnmächtig in Cassys Arme. „Wenn du ohnmächtig wirst," sagte diese, indem sie einen Dolch hervorzog und

die scharfe Schneide dem Mädchen vor die Augen hielt, „so ersteche ich dich.“ Das half. Emmeline raffte sich auf und die Flüchtlinge verschwanden in den Sümpfen.

„Sambo, Quimbo!“ rief Legree, „laßt die Hunde los! Wer die Mädchen fängt, bekommt fünf Dollars!“

„Sollen wir auf sie schießen, Master?“

„Auf Cassy, ja. Auf die andere nicht. Vorwärts!“ Es dauerte einige Zeit, ehe Fackeln herbeigebracht und angezündet und die Hunde losgemacht wurden. Während die Verfolger in die Sümpfe eindrangen, schlüpften die Verfolgten durch die Hinterthür in das Haus. Cassy eilte in Legree's Zimmer, nahm den Schlüssel zu seinem Geldschrank und öffnete denselben.

„O, wir wollen das lieber nicht thun!“ sagte Emmeline.

„Willst du lieber verhungern oder totgeprügelt werden? Ohne Geld können wir nicht fliehen. Hat er dies hier etwa nicht gestohlen von dem Blut und Schweiß seiner Sklaven?“ Sie zählte mehrere Päckchen Banknoten ab und steckte sie zu sich. Dann stiegen beide auf den Boden hinauf, wo Cassy eine große Packkiste umgekehrt und zu einer Schlafstätte gewandelt hatte. Sogar Licht und Bücher waren nicht vergessen worden.

Als die Nachricht von dem Entrinnen Cassy's sich verbreitete, hatte Tom erleichtert aufgeatmet; allein Legree bemerkte das und als nun die Verfolgung, welche mehrere Tage lang fortgesetzt wurde, fruchtlos blieb, beschloß er, Tom ins Verhör zu nehmen.

Sobald dieser vor ihm erschien, faßte er ihn grimmig an. „Du weißt, wohin sie geflohen sind — lüge nicht! Du wirst es mir sagen oder ich werde dich totprügeln lassen. Wähle.“

Tom sah ihm furchtlos in das häßliche Gesicht: „Master, wenn Sie krank wären oder in Not, so würde ich ihnen mein Herzblut geben, um Sie zu retten. O, laden Sie diese große Sünde nicht auf Ihr Gewissen.“

Legree schäumte vor Wut: „Wirst du mir sagen, wohin sie geflohen sind?“

„Nein, Master. Ich werde die Unschuldigen nicht verraten.“

Legree wich zurück, die Macht des Guten ließ ihn für einen

Augenblick verstummen. Dann kam das Böse mit verdoppelter Gewalt über ihn und er schlug Tom zu Boden. — —

„Es ist fast aus mit ihm," sagte Sambo, dessen rohes Herz von der Geduld und Standhaftigkeit Toms gerührt worden.

„Schlag zu, bis er gesteht. Gieb es ihm tüchtig!" schrie Legree.

Tom öffnete die Augen: „Du armes Geschöpf!" murmelte er, indem er seinen Herrn ansah. „Du kannst nicht mehr thun! ich vergebe dir." Und er wurde ohnmächtig.

„Endlich ist ihm der Mund gestopft," sagte Legree. „Es ist wirklich aus mit ihm." Er erhob sich und kehrte in das Haus zurück.

„Wir haben etwas Schändliches gethan," sagte Sambo. „Hoffentlich wird der Master dafür verantwortlich gemacht werden und nicht wir." Die anderen stimmten ihm bei. Sie wuschen Toms Wunden und betteten ihn, so gut es gehen wollte, auf Baumwollenabfall. Dann lief Einer hin und erbettelte für sich ein Glas Brandy, daß er Tom einflößte und ihn zum Bewußtsein zurückbrachte.

„O, wir sind entsetzlich schlecht gegen dich gewesen," rief Quimbo

„Sage uns, wer der Jesus ist," bat ihn Sambo, „der die ganze Nacht bei dir gestanden und dich getröstet hat? Kann er auch uns helfen?"

„O Herr!" erwiderte Tom mit schwacher Stimme, „ich will gern meine Schmerzen ertragen, wenn diese Beiden hier dadurch zu Christus geführt werden."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Zwei Tage später rollte ein leichter Wagen durch die Allee von Chinabäumen auf das Haus zu. Ein junger Mann sprang heraus und fragte nach dem Besitzer.

Miß Ophelias Brief war irgendwo einige Monate liegen geblieben und als er endlich in Mrs. Selby's Hände kam, war Tom verkauft

und nach den Sümpfen geschleppt worden. Mr. Shelby selbst war sehr krank und seine Frau konnte nicht sogleich Nachforschungen anstellen. Dann starb ihr Gatte und erst nachdem der Nachlaß geordnet, manches verkauft und die Schulden bezahlt waren, konnte Mrs. Shelby an Toms Befreiung denken. Mr. George, der ein stattlicher junger Mann geworden war, machte sich auf mit dem nötigen Gelde in der Tasche, doch gelang es ihm erst nach langer Zeit und vieler Mühwaltung, die Spur des Verlorenen aufzufinden.

„Sie haben in Ihrem Besitz einen Neger, Namens Tom?" sagte George zu Legree, als er ihm gegenüber stand. „Er ist unserer Familie wert und ich wünsche ihn zurückzukaufen."

„Es war ein Höllengeschäft," murrte Legree. „Er war der widerspänstigste Nigger, den ich je gesehen habe, verhalf zwei wertvollen Sklavinnen zur Flucht und wollte nichts gestehen, trotzdem ich ihm eine furchtbare Tracht Schläge geben ließ."

„Wo ist er?" rief Georg heftig.

„Dort in dem Schuppen," sagte ein kleiner Junge, dem Legree dafür einen Tritt versetzte. George eilte hin, sank neben Tom in die Kniee und rief mit strömenden Thränen: „Ist es möglich? O Onkel Tom — mein armer alter Freund. Ich bin ja dein Georg. O sprich noch einmal, öffne die Augen!"

George's Stimme erweckte Tom aus der Betäubung, in die er bereits versunken war. Er öffnete die Augen und lächelte schwach: „O Mr. George — das ist mehr — als ich erwartete — gesegnet sei der Herr —"

„Ich will dich zurückholen," sagte George schluchzend, „ich will dich kaufen."

„Der Herr hat mich gekauft — ich gehe zu ihm! Sagen Sie Chloe nicht, wie Sie mich gefunden haben — sagen Sie ihr nur, daß ich bereit war, zu dem Herrn zu gehen. Bringen Sie ihr und meinen lieben Kindern die letzten Grüße. Ach! und das jüngste! Grüßen Sie alle, alle! Ich habe meinen Peinigern verziehen — sie haben mir die Pforten des Paradieses geöffnet —"

Die Kraft verließ ihn, über sein Antlitz ging eine Veränderung, Friede und Siegesbewußtsein prägten sich darin aus.

„Wer — wer — kann uns von — der Liebe Christi trennen —“ waren seine letzten Worte.

George saß lange neben ihm und betrachtete den Entschlafenen mit stummer Rührung. Endlich erhob er sich. Legree stand hinter ihm.

„Was verlangen Sie für den Leichnam?“ fragte George.

„Ich verkaufe keine toten Nigger. Meinetwegen machen Sie mit ihm was Sie wollen.“

„Kommt her,“ sagte George zu einigen Negern, „helft mir ihn in den Wagen bringen und gebt mir einen Spaten.“ Er breitete seinen Mantel aus und ließ den Toten hineinheben. Dann wendete er sich zu Legree: „Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, was ich von dieser abscheulichen Geschichte halte — diesem unschuldig vergossenen Blute soll Gerechtigkeit werden. Ich will Ihre Schandthat bekannt machen —“

„Haben Sie Zeugen? weiße Zeugen?“ unterbrach ihn Legree spöttisch. „Sie wissen doch, daß das Zeugnis der Farbigen nichts gilt? Welch ein Lärm um einen toten Nigger!“

Georg erhob die Faust und schlug Legree mit einem Schlag zu Boden, dann fuhr er langsam davon. Legree erhob sich wieder, klopfte den Staub von seinen Kleidern und sah ihm mit einer Art von Bewunderung nach.

An einem Hügel machte Georg halt. Die Schwarzen waren ihm gefolgt und halfen ihm ein Grab schaufeln. Tom wurde mit dem Mantel hineingesenkt. Dann warfen sie die Erde auf ihn und bedeckten den Hügel mit Rasen.

„Wenn uns der Master kaufen wollte,“ sagten sie, „wir würden ihm treu dienen.“

„Ich kann nicht,“ erwiderte George traurig und drückte jedem eine Silbermünze in die Hand. Dann sprach er ein stilles inbrünstiges Gebet: Schlafe sanft, Onkel Tom, bis dein Herr dich ruft!

Legree war an dem Tage zu einem Zechgelage geritten und kehrte spät in der Nacht heim. Als er eingeschlafen war, schien es ihm, als träte ein Schatten in das Zimmer, Cassy mit dem Leichentuch seiner Mutter. Er wollte aufspringen, schreien, konnte sich aber nicht rühren. Eine kalte Hand erfaßte ihn, eine hohle Stimme rief: „Komm — komm —

kom n —" dann verschwand alles und er erwachte in Angstschweiß gebadet. Die Thür war verschlossen, alles lag und stand, wie er es beim Schlafengehen verla en.

Nun begann er stärker zu trinken und verfiel endlich dadurch in eine schwere Krankheit. Niemand vermochte bei ihm auszuhalten, denn er tobte und schrie, daß Geister um ihn seien, daß eine weiße Gestalt ihn rufe: „Komm — komm!" Er starb wie er gelebt hatte. —

In der Nacht nach Onkel Toms Begräbnis sahen die Neger zwei weiße Gestalten durch die Allee davoneilen. Niemand verfolg e sie. Als der Morgen anbrach, hatten Cassy und Emmeline glücklich die nächste Stadt erreicht; die erstere in Schwarz gekleidet wie eine spanische Creolin, Emmeline als ihre Dienerin. In dem Gasthause, wo sie auf das Dampfboot warteten, trafen sie mit George Shelby zusammen, der dasselbe Schiff bestieg. So lange sie sich auf dem Red River befanden, hielten beide Frauen sich in ihrer Kajüte auf, sobald sie den Mississippi erreicht hatten, fühlten sie sich sicher und Cassy entdeckte sich George, der sie zu schützen versprach.

In demselben Dampfboot befand sich eine Französin, Madame de Thoux, mit welcher sie bald bekannt wurden. Eines Tages erkundigte sich diese Dame bei George, ob er einen Mann Namens Harris kenne. Und ob dieser Mann der Herr eines Mulatten Georg sei.

„Gewiß," entgegnete George. „Harris ist alt und lebt in der Nähe meiner väterlichen Besitzung. Allein der Mulatte hat eine Dienerin meiner Mutter geheiratet und ist mit ihr nach Canada entflohen. Die Frau heißt Eliza und ist von meiner Mutter sorgfältig erzogen worden —"

Ein zweifacher Ausruf unterbrach ihn. Madame de Thoux schlug die Hände zusammen: „Gott sei Dank! Mr. Shelby, dieser Georg ist mein Bruder und ich kam, um ihn loszukaufen. Der Herr, welchem ich gehörte, hat mich freigegeben und dann sich mit mir vermählt Er ist jetzt gestorben und hinterließ mir ein bedeutendes Vermögen."

Cassy ergriff George's Hände. „Wer ist diese Eliza?"

„Mein Vater kaufte sie von einem gewissen Simmons für eine große Summe, als sie etwa neun Jahre alt war, und schenkte das ungewöhnlich schöne Kind meiner Mutter."

„O mein Gott!“ rief Cassy und fiel bewußtlos nieder. Als sie wieder zu sich kam, lachte und weinte sie abwechselnd: „Diese Eliza ist meine verlorene Tochter!“ rief sie unaufhörlich.

Und so war es. Madame de Thoux reiste mit ihr nach Canada, wo sie ihren Bruder aufsuchte. Eliza hatte außer Harry noch ein kleines Mädchen bekommen, ihr so ähnlich, daß Cassy vergaß, wie viele Jahre verflossen waren, seitdem sie ihre Tochter nicht gesehen hatte, so daß sie anfangs das Kind für ihr eigenes hielt. Auch ihren Sohn fand sie wieder auf und dann siedelten Alle nach Afrika über, in dem Staat Liberia, nachdem Georg vorher einige Zeit in Paris studiert hatte. Nach ihrer Ueberfahrt nach Frankreich vermählte sich Emmeline mit einem Offizier des französischen Dampfers. —

Indessen erwarteten Mrs. Shelby und Tante Chloe ungeduldig die Heimkehr George's. Die erstere hatte schlimme Ahnungen, weil ihr Sohn nichts von Onkel Tom geschrieben.

„Ich glaube, daß mein Alter die Jungen und die Kleine gewiß nicht wieder erkennen wird,“ sagte Chloe freudestrahlend. „Die Kleine bäckt Waffeln für ihn, sie macht es so gut wie ich!“ Mrs. Shelby seufzte. In diesem Augenblick vernahm man das Rollen eines Wagens. „Mr. George!“ rief Chloe und eilte hinaus. Vergebens schaute sie nach ihrem alten Manne aus, als George seine Mutter umarmte.

„Arme Tante Chloe,“ sagte er dann, „ich würde mein ganzes Vermögen darum geben, wenn ich ihn hätte mitbringen können. Aber er ist nach einem besseren Lande gegangen.“

Mrs. Shelby stieß einen Schrei aus und weinte, aber Chloe nicht. „Es ist so, wie ich es vorhergedacht habe. Er ist nach dem Süden verkauft und dort umgebracht worden.“ Das Geld, welches sie verdient hatte und auf das sie so stolz gewesen war, hatte Mrs. Shelby auf den Tisch legen müssen, weil Chloe es Tom zeigen wollte. Jetzt raffte sie es zusammen, und hielt es ihr hin: „Da — ich will nichts mehr davon sehen.“

Mrs Shelby zog sie auf einen Stuhl und setzte sich neben sie: „Meine arme, gute Chloe.“

Chloe lehnte sich an ihre Schulter und brach in Thränen aus. Georg nahm neben ihr Platz und erzählte ihr von den letzten Augenblicken Tom's, wie er ihrer und der Kinder gedacht, wie gut und

fromm er gewesen, daß selbst seine rohen Mitsklaven durch sein Beispiel gebessert worden seien.

Einige Tage darauf versammelten Georg und Mrs. Shelby ihre sämmtlichen Sklaven um sich und George hielt eine Ansprache an sie. „Meine guten Freunde, meine Mutter und ich haben beschlossen, euch frei zu geben. Hier sind die Freischeine für Jeden von euch. Es ist aber darum nicht nötig, daß wir uns trennen," fuhr er fort, da viele der Neger ihre Freischeine zurückwiesen und stürmisch erklärten, daß sie lieber bleiben als frei sein wollten. „Behaltet eure Scheine und arbeitet als freie Menschen hier gegen einen Lohn, den ich mit euch vereinbaren will. Ich könnte sterben oder verarmen, und dann würdet ihr verkauft, wenn ihr nicht frei wäret. Diese Freiheit verdankt ihr dem guten Onkel Tom. Zu seinem Andenken geschieht es, daß wir euch Alle frei machen. Werdet so gut, so fromm, so treu wie er es war, damit wir uns Alle dereinst im Himmel wiederfinden."

Eine Zeitlang vernahm man nichts als das Schluchzen der Anwesenden, dann erhob sich ein alter, blinder, weißhaariger Neger und sprach: „Lasset uns dem Herrn danken!"

Und kein Gebet konnte andachtsvoller zum Himmel emporsteigen, als dasjenige dieses alten Mannes.

Ende.

ZS 172 D2

UB BIELEFELD
990/4476017+01

k

KLZ

99
ZS 172
D2

10650

Onkel Toms Hütte

oder

Negerleben

in den Sklavenstaaten in Amerika.

Von

Harriet Beecher Stowe.

Aus dem Englischen übersetzt.

Bearbeitet

von

Frau Professor L. Bernhardi.

Mit fünf feinen Farbendruckbildern nach Aquarellen

von

Bänicke und Pasedach.

1012.